This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07591988 0

Bentinck

R.K.

Berlinische
RKA

Germania.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

Von der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Neunter Band.

Mit Beiträgen von August, Graff, Förstemann, Hasner, Hollandt, Kannegießer, Kläden, Kuhn, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Odebrecht, Pfeiffer, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Mit einer Landkarte zum Parzival.

Berlin, 1850.
Verlag von Hermann Schultze.

Neues Jahrbuch
der Berlinischen Gesellschaft
für
Deutsche Sprache
und
Alterthumskunde.

Enthaltend:
sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur Deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834.

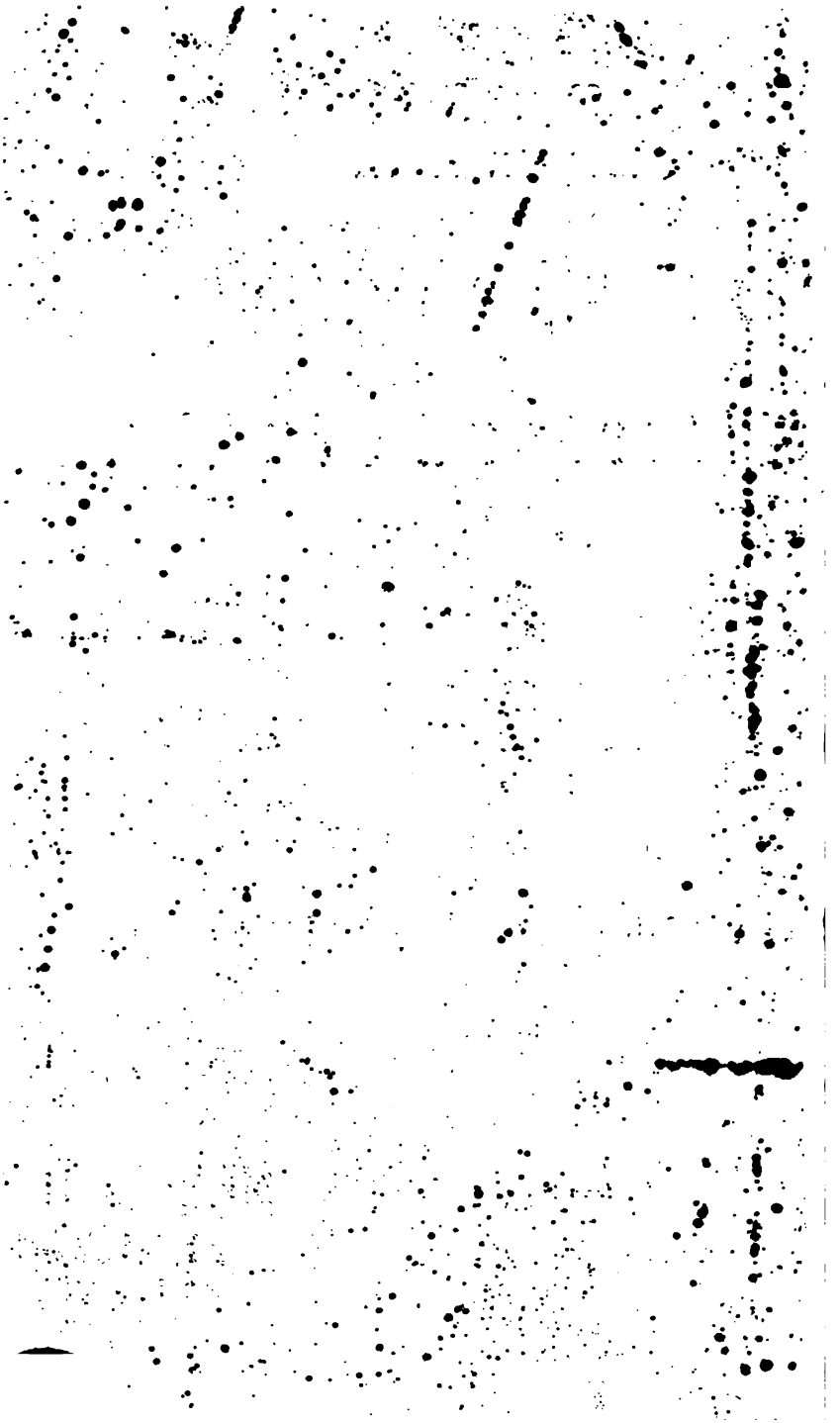
Herausgegeben
durch
Friedrich Heinrich von der Hagen.

Neunter Band.

Mit Beiträgen von August, Graff, Förstemann, Hasper, Holtzapfel, Kannegieser, Klöden, Kuhn, Lütcke, Maßmann, Ad. Müller, Oberrecht, Pfeiffer, Woeste, Zeune, und dem Herausgeber.

Mit einer Landkarte zum Parzival.

Berlin, 1850.
Verlag von Hermann Schulze.



Inhalt

des neunten Bandes.

Seite

I. Minnesinger. Bruchstücke einer noch ungedruckten Liederhandschrift. Von Pfeiffer und Maßmann 1

II. Wolfram's von Eschenbach Beschreibung von Terremarveile, ein poetisches Landschaftsgemälde. Von Rührmund 12

III. Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen. Von E. Förstemann. Mit Nachträgen von Maßmann und Kuhn 36

IV. Wie vielerlei Könige giebt es? Was heißt König? und was war ursprünglich der deutsche König? Von Maßmann 65

V. Ueber die Bedeutung des Simplicissimus von Grimmelshausen. Von Kläden 86

VI. Westfälische Sagen und Gebräuche. Von Kuhn 93

VII. Ritter Mauritius von Crun und Gräfin Beamunt. Von Maßmann 103

VIII. Ueber den Räthselvers Jete patiete Von Odebrecht... 136

IX. Fremdwörter im deutschen Heerwesen. Von Holzapfel 140

X. Die niederdeutsche Mundart von Danzig. Von Förstemann 153

XI. Lucifer und Jesus. Von Maßmann 171

XII. Ueber die Fabersche Sprachorgel. Von August 181

XIII. Disa ist von Kaiser Lucius tochter wie (si) mit liften yr er enthielt vnd si doch ain ritter erwarb mit liften. Von von der Hagen 187

XIV. Modedeutsch des 14ten, 15ten und 19ten Jahrhunderts:
1. Nach Laßbergs Liedersal CCXVI. Von Hasper 200
2. Parlamentsrede im Jahre 1849. Von Hasper 204

Seite

XV. Schiller: Vom Nutzen der Messe vom Teichner. Von Pfeiffer..... 207

XVI. Goethe:
1. Drei Balladen: Der Sänger, der Fischer und der Gott und die Bajadere. Von Kannegießer..... 213
2. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten: die Wälsche Opernsängerin. Von v. d. Hagen..... 233
3. Albrechts von Eib Novelle vom klugen Prokurator. Von v. d. Hagen..... 235
4. An Goethe. Von Zeune..... 248
5. Goethe's Gespräche:
a. Friedrich Wilhelm IV..... 250
b. Karl August..... 251
c. Goethe und Schiller..... 253
d. Goethe und Deutschlands Einheit..... 255
e. Goethe und die politische Poesie..... 258
f. Goethe und das Christenthum..... 263
6. Goethe und die deutsche Sprache. Von v. d. Hagen 267
7. Goethe's Jahrhundertfeier. Von v. d. Hagen.... 276

XVII. Vermischte kurze Mittheilungen:
1. Althochdeutsches. Von Graff..... 281
2. Zwei Fastnachtsspiele. Von v. d. Hagen..... 281
3. Mittheilungen aus Westfalen. Von Woeste..... 284
4. Zum Volksliede: Heil dir im Siegerkranz. Von Ad. Müller 295
5. Nibelungen: Englisch. Von v. d. Hagen..... 299

XVIII. Ueber die Art und Einrichtung der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Von Kläden..... 300

XIX. Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft und Verzeichnis der in den Versammlungen vorgelegten Werke deutscher Litteratur und Alterthumskunde. Von Lütke..... 307

I.

Minneſinger.

Bruchſtücke einer noch unbekannten altdeutſchen Liederhandſchrift.

Vor etwa zwei Jahren überbrachte mir der Antiquar Heß von Ellwangen einige Pergamentblätter, mit der Bitte ſie zu unterſuchen und ihm meine Meinung über deren Inhalt u. ſ. w. zu ſagen. Es war nicht ſchwer, auf den erſten Blick zu erkennen, daß Lieder des von Morungen und des Schenken von Limburg auf dieſen Blättern enthalten ſeien, und gerne machte ich von dem Anerbieten Gebrauch, mir dieſelben bis zum andern Morgen zu leihen. Leider konnte ich damals zu einer vollſtändigen Abſchrift keine Zeit finden und mußte mich darauf beſchränken, bloß die Lesarten in mein Exemplar der v. d. Hagen'ſchen Minneſänger, doch nicht ohne Zuratheziehung der Bodmer'ſchen Ausgabe, einzutragen. Auf den Grund dieſer Vergleichung iſt die Abſchrift gefertigt, die ich hier mittheilen will, wobei ich aber natürlich, wol für die Richtigkeit deſſen, worauf es im Allgemeinen ankommt, nicht aber für die eines jeden u oder v oder Punktes u. ſ. w. ſtehen kann[1]).

Es ſind im Ganzen vier wol erhaltene Pergamentblätter in groß 4 oder klein Folio. Sie bilden die beiden äußern Doppelblätter der XXI. Lage einer Handſchrift, die allem Anſcheine nach eine ſehr umfangreiche Sammlung altdeutſcher Liederdichter enthielt. Die Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Blättern und der Pariſer oder ſogenannten Maneſſe'ſchen Liederhandſchrift iſt hinſichtlich der äußern Einrichtung, der Bilder, ja ſelbſt der Schrift-

1) Siehe die Nachſchrift S. 11.

züge so groß, daß man der Vermuthung Raum geben darf, beide seien Copien unter sich, oder doch Abschriften einer und derselben Handschrift. Die Uebereinstimmung beider ist, auch in den Fehlern, eine fast buchstäbliche (einzelne Versehen, deren jede ihre besondere hat, ausgenommen), und die Reihenfolge der Dichter ist allem Anscheine nach in beiden ebenfalls dieselbe. Auch im Alter mögen sie sich gleich stehen, d. h. in der Mitte des XIV. Jahrhunderts geschrieben sein. Die Blätter enthalten:

1. Bl. 1a—3c den Anfang und Schluß der Lieder Heinrichs von Morungen, I—IX. 1, 4. und XXIX. 3, 2—XXXII, 1. XXXIII—XXXIV. Die beiden innersten Doppelblätter fehlen, und damit die Lieder (v. d. Hagens MS. I, 123b—129b) IX. 1, 5. — XXIX. 3, 1;

2. Bl. 4cd den Anfang der Lieder des Schenken von Limburg I—II. 1, 6. Voran steht ein großes Bild, mit Silber, Gold und Farben reich gemalt, mit der für den Maler vorgezeichneten Ueberschrift: d' schenke von limpurg. Es nimmt den Raum von drei Spalten ein (Bl. 3d und 4ab.), weicht aber, von dem Bilde der Pariser Handschrift (vergl. v. d. Hagen's Beschreibung, MS. IV, 131.) in vielen Punkten ab.

Auf dem untern Rande von Bl. 4cd steht: XXI. (d. i. die 21ste Lage). Die Zeilen, deren auf jeder Spalte 33 stehen, sind nicht abgesetzt. Die Initialen sind abwechselnd blau und roth; beim Beginne eines neuen Dichters sehr groß, mit verschiedenen Farben gemalt und reich verziert.

Das Vorhandensein einer Hschr., die der Pariser in keiner Weise nachgestanden hat, ist jedenfalls aus mehr als einem Grunde von Wichtigkeit, und es wäre von Werth zu wißen, woher diese Blätter, die so sauber und wolerhalten sind, als ob sie erst gestern aus der Hschr. genommen wären, stammen. Herr Heß, den ich darum befragte, konnte oder wollte mir es nicht sagen. Nur so viel habe ich kürzlich von ihm erfahren, daß er sie nach Hamm[1]) verkauft hat.

Stuttgart, November 1849.

Dr. Franz Pfeiffer.

1) Siehe die Nachschrift auf S. 11.

(34. Her Heinrich von Morunge)

I.)

(1.) SJ[1]) iſt zallen eren | ein wib wol er-|kant. ſchoner | geberde mit zuht-|ten gemeit. ſo | das ir lop in dem | riche vmbe gant. als der mane wol | verre uber lant. lúchtet des nach|tes wol lieht vnd breit. ſo das ir | ſchin al die welt vmbe vat. als | iſt mit gúte vmbe vangen dú ſchō | ne. des man ir giht ſi iſt aller wi-|be ein crone. |

(2. roth) Dis lob beginnet vil frowen | verſman. das ich dú mine | han zeiner krone geſeczet ſo ho. | vnd ich der deheine vs genomen | han des iſt vil luter vor valſche ir | der lib. ſmal wol ze maſſe vil fier | vnd fro. des mus ich in ir genaden | beliben. gebutet ſi ſo. min liebeſt | vor allen wiben. |

(3. blau) Got laſſe mir vil lange leben | geſunt. die ich an wiblich[5] | ſtete noch ie vant. ſit ſi min lib | zeiner frowen erkos. wol ir vil | ſuſſer vil rot iſt ir der munt. ir | zene wis ebene vil verre erkant. | dur die gar ich alle vnſtete ver kos. | do man ſi lobte alſo reine vnd wi-|ſe. ſenfte vnd los. dar vmbe ich ſi | noch priſe. |

(4. roth) Ir tugent reine iſt der ſun-| (Blatt 1b) nen gelich. dú truben wolken tůnt | lichte geuar. ſwenne in dem meiē | ir ſchin iſt ſo clar. des wirde ich ſteter | frōide uil rich. das ober lúchtet ir | lob alſo gar. wib vnd frowen die | beſten fúr war. die man benenne | in tútſchem lande. verre ader nach | ſo iſt es dú bas erkande. |

(II.)

(1. blau) MJn erſte vnd ouch min leſte. | froide was ein wib. der ich | minen lib. bot zedienſte iemer | me. dú hohſte vnd ŏch dú beſte. | in dem herzen min. ſeht das mus | ſi ſin. der ich ſelten fro beſte. ir tō | tleider we. al min ſprechen vnd min | ſingen. des mus ich an frōiden mich nu twingen. vnd trûren ſwa ich ge |

1) Großer Initial, blau, gemalt, mit Goldumrandung und Hintergrund.

(2. roth) Nu ratent lieben frowen. was | ich ſingen muge. ſo das ir tu- | ge. ſang iſt an frôiden krank. mir | wart nicht wan ein ſchowen. von | ir vnd der grûs. den ſi teilen mûs. | mit der welte ſunder dank. dú zit | iſt zekranc. ane frôide vnd ane wū- | ne. nu wol dar ſwer mich geleren | kunne. das ich ſinge nuwen ſank |

(3. blau) Wer ir mit mime ſange wol | ſo ſunge ir. ſus verbot ſis mir. | vnd ir tete min ſvigen[1]) bas. nu ſwi- | ge aber ich zelange. ſolde ich ſingē | me. das tet ich als e wie. zimt mi- | ner frowen das. das ſi min vergas. | vnd ver ſeite mir ir hulde. owe des | (Bl. 1c) wie rehte vnſanfte ich dulde. beide ir | ſpot vnd ŏch ir has. |

(4. roth) Vil wiblich wib nu wende. mi- | ne ſende clage. die ich tŏgen | trage. du weiſt wol wie lange zit. | ein ſeldenriches ende. wirt mir das | von dir. ſo ſiht man an mir. frôide | an alle wider ſtrit. ſit das an dir | lit. mines herzen hohgemute. macht | du troſten mich. dur wibes gûte. | ſit din troſt mir frôide git. |

(5. blau) Ich ſihe wol das min frowe. mir iſt | vil gehas. doch verſûche ichs bas. | in verdiene ir werden grûs. des ich | ir wol getruwe. das hat ſi verſworn. | ir iſt leider zorn. das ichs der werl- | te kunden mûs. das ich niemer ſus. | von ir dieneſte mich geſcheide es kom | mir ze liebe ald ir zeleide. lichte wirt | mir ſwere bûs. |

III.

(1. roth) Het ich tugende nicht ſo vil von | ir vernomen. vnd ir ſchone | nicht ſo vil geſehen. wie were ſi mir | danne alſo zeherzen komen. ich | mus iemer dem geliche ſpehen. als | der mane tut den[2]) ſinen ſchin. von | des ſunnen ſchin | enpfat. als kumt mir dike ir wol liehte ogen blike. | in das herze min da ſi vor mir gat |

(2. blau) IR wol liehten ŏgen. in das herze min. | ſo kumt mir dú not. das ich mus | clagen. ſolde aber ieman an im

1) Es ſtand erſt ſing'en.
2) Sv.

ſel- | ben ſchuldig ſin. ſo het ich mich ſel- | (Bl. 1d) ben ſelbe ir ſlagen. do ichs in min | herze nam. vnd ich ſi vil gerne ſach. | nach gerner dan ich ſolde. vnd ich des | nicht miden wolde in hohte ir lob | ſwa mans vor mir sprach. |

(3. roth) MJme kinde wil ich erben diſe not. | vnd dú klagende leit dú ich | han von ir wenent ſi danne ledic | ſin ob ich bin tot. ich laſſe einen | troſt noch hinder mir. das noch ſcho- | ne werde min ſón. das er wunder | an ir bege. alſo das er mich reche, | vnd ir herze gar zebreche. ſo ſin ſo | rehte ſchone ſe.

(IV.)

(1. blau) In ſo hohet ſwebender wunne. | ſo geſtunt min herze an fróiden | nie. ich var als ich fliegen kúnne. | mit gedanken iemer vmbe ſie. ſit | das mich ir troſt enpie. der mir dur | die ſele min mitten in das herze | gie. |

(2. roth) Wwas ich wunnecliches ſcho- | we. das ſpil gegen der wun- | ne die ich han. luft vnd erde walt | vnd ówe. ſulnt die zít der fróide min | enphan. mir iſt komen ein hugen- | der wan. vnd ein wunneclicher | tróſt des min mut ſol hohen ſtan |

(3. blau) Wol dem wunneclichen mere. | das ſo ſuſſe dur min ore. er- | klang. vnd der ſanfte tunder ſwe[5]. | dú mit fróiden in min herze ſang. | da von mir ein wunne ent ſprang. | (Bl. 2a) dú vor liebe alſam ein tó mir vs | von den ógen dranc. |

(4. roth) Selig ſi dú ſuſſe ſtunde. ſelic | ſi dú zit der werde tag. do dc | wort gie von ir munde. das dem her- | zen min ſo nahe lag. das min lib | von fróiden erſchrag. vnd en weis | von liebe. ioch was ich von ir ſpre- | chen mag. |

(V.)

(1. blau) Von der elbe wirt entſehen vil | manig man. alſo wart ich | von groſſer liebe entſehen von der | beſten die ie kein man lieb gewan. | wil aber ſi mich dar vmbe vehen. | mir ze vnſtatten ſten. mag ſi danne |

reehen ſich tů des ich ſi bitte da mitte | frǒiwet ſi ſo mich. das ich danne vor | libe mus zergan. |

(2. roth) Wwenne ir liechten ǒgen alſo | verkerent ſich. das ſi mich an | dur min herze ſehen. ſwer da ent-|zwiſchen danne ſtet vnd irret mich. | dem můſſe al ſin frǒide zergen. wan | ich danne ſtan vnd warte der frowē | min. rehte als des tages dú kleinen | vogellin wenne ſol mir iemer li-|eb geſchen. |

(3. blau) MJch enzundet ir vil liehter | ǒgen ſchin. als das fúer[1]) ein | túrre zunder tůt. vnd ir frǒmde | krenket ſo das herze min. als das | waſſer eine glůt. vnd ir hoher | můt. vnd ir ſchone vnd ir edelkeit | (Bl. 2b) vnd das wunder das man von ir tú- | gende ſeit. das iſt mir vil úbel vnd | ǒch lihte gůt. |

(4. roth) SJ gebútet vnd iſt in dem herzē | min. frowe vnd herer danne | ich ſelbe ſi. hey wan ſolt ich ir noch | ſo geuangen ſin. das ſi mir mit tru- | wen were bi. ganzer tage dri. vnd | eteſliche nacht. ſon verlúre ich niht | den lib. vnd al die macht. nu iſt ſi | leider vor mir al zefri. |

(VI.)

(1. blau) Weſt ich ob es verſwiget mǒh- | te ſin. ich lieſſe úch ſehen mine | ſchonen frowen. der enzwei breche | mir daz herze min. der mohte ſi ſchō|ne drinne ſchowen. ſi kan her dur | dú ganzen ǒgen min ſunder túr | gegangen. owe ſolde ich von ir ſuf- | ſen minne ſin als minneclichen en- | phangen |

(2. roth) Der ſo lange | růft in einen tǒben walt. es | antwurt im dar vs eteſwenne. nu | iſt dú clage von ir dike manigualt. | gegen miner not ſwie ſis nicht er | kenne. doch klaget ir manger mi- | nen kumber. vil dike mit geſange. | owe ia hat ſi geſlafen alles her al- | der geſwigen alzelange. |

(3. blau) Wer (ich) ein ſtich ader ein ſtar die | mehten ſit. gelernet han. | das ſi ſprechen minnen. ich han ir | gedienet her vil lange zit. mac | ſi ſich doch miner rede verſinnē. |

1) Wie fírer geſchrieben.

(Bl. 2c) nein ſi nicht got enwelle ein wun-|der vil verre an mir erzeigen. ia | mohte ich ſit einen bŏn mit mi-|ner hette ſunder wapen nider.| geneigen. |

VII.

(1. roth) Es iſt ſitte der nachtegal. | ſwanne ſi ir liet. vol endet | ſo ſwiget ſie. dur das volge aber | ich der ſwal. div durch liebe noh | durch leide ir[1]) ſingen nie verlie | ſit das ich nu ſingen ſol. ſo mag | ich von ſchulden ſprechen wol. o-|we. das ich ie ſo vil gebat. vnd | geflechte an eine ſtat. da ich gena-| den niemen le. |

(2. blau) Swige ich vnd ſinge niet. | ſo ſprechent. ſi das mir | min ſingen zeme bas. ſprich ab[5] | ich vnd ſinge ein liet. ſo mŭs ich | dulden beide ir ſpot vnd ŏch ir has. | wie ſol man dien nu geleben. die | dem man mit ſchoner rede ver|geben. owe das in ie ſo wol ge-| lanc. vud ich lie dur ſi minen | ſang. ich wil ſingen aber als e |

(3. roth) Owe miner beſten zit. vnd | owe miner rechten wunnec-|lichen tagen. was der an ir dienſte | lit. nu iamert mich vil mancher | ſeneclicher clage. die ſi hat von | mir vernomen. vnd ir nie zů | herzen kunde komen. owe minú | gar verlornē iar. dú rúwent mih | (Bl. 2d) ver war. in verclage ſi niemer me. |

(4. blau) IR lachen vnd ir ſchone an ſehen. | vnd ir gut geberde hant betŏret | lange mich. in kan anders nicht ver-|iehen. ſwer mich rumes zihen wil | fŭr war der ſundet ſich. ich han for-| gen vil gepflegen. vnd dien frowen | ſelden bi gelegen. owe. wan das ich | ſi gerne an ſach. vnd in ie das beſ-|te ſprach. mir enwart ir nie nicht | me. |

(5. roth) Es iſt nicht das túre ſi. wan | habe es deſte werder wan den | getrúwen man. der iſt leider ſwe-| re bi. er iſt verlorn ſwer nu nicht | wan mit truwen kan. des wart | ich vil wol gewar. wand ich ir mit | trúwen ie diente dar. owe. das ich | truwen nie genos. des ſten ich froi-|den blos. doch diene ich ſwie es er ge. |

---

1) Es fehlt in.

(VIII.)

(1. blau) Ob ich ſi dúchte | hulden wert. ſon möhte mir | mir zer welte nicht geſchehen. het ich | an got ſit genaden gert. ſin kundē | nach dem tode niemer mich vergen. | her vmbe ich niemer doch verzage. | ir lob ir ere vnz an min ende ich | ſinge vnd ſage. | was ſi ſich bedem- | ket bas vnd tete ſi liebe das ſo ver | bere ich alle clage. |

(IX.)

(1. roth) Nach ieman die frowen. die | man mag ſchowen. in dē | venſter ſtan. dú vil wol getane. |

(Hier fehlen die beiden innern Doppelblätter bis XXIX, 3, 1.)

(Blatt 3a) das ein luzel iſt mit valſcher | diet behůt. daſt ein ſwacher | frundes has. das ſi mit den an- | dern mir ſo leide tůt. es hôret | nicht ze liebe ein ſo kranker frū- | des můt. wil aber ſi die hute al- | ſo triegen. daſt vns beiden gůt |

(XXX.)

(1. roth) Owe. ſol aber mir iemer | me geluhten dur die naht. | noch wiſſer danne ein ſne. ir | lip vil wol geſlacht. der trog dú | ogen min. ich wande es ſolde | ſin. des lihten manen ſchin Do taget es. |

(2. blau) Owe. ſol aber er iemer me. | den morgen hie betagen | als vns die naht enge. das wir | nicht durfen clagen. owe nu iſt | es tag. als er mit clage pflag. | do er iungeſt bi mir lag Do tagete es. |

(3. roth) Owe ſi kuſte ane zal. in dem | ſlafe mich. do vieln hin ze- | tal. ir trene nider ſich. iedoch ſo | getroſte ich ſie. das ſi ir weinen | lie. vnd mich al vmbe vie. Do | tagte es. |

(4. blau) O we das er ſo dike ſich. bi- | mir entſehen hat. als er | endachte mich. ſo wolt er ſunder | wat. min armen ſchowen blos. | es was ein wunder gros. das in | des nie verdros Do tagte es |

(XXXI.)

(1. roth. Blatt 3b.) Hat man mich geſehen in ſor- | gen. des en ſol nicht mer er | gan. wol frôwe ich mich alle mor | gen. das ich die vil lieben han. ge | ſehen

in ganzen froiden gar. nu | fluch von mir hin langes truren. | ich bin aber geſunt ein iar. |

(2. blau) SJ kan durch die herze brechen. | ſam du ſunne durch das glas. | ich mag wol von ſchulden ſprechē. | ſi (iſt) ganzer tugende ein adamas. ſo | iſt du liebu frowe min. ein wun= | nebernder ſüſſer meije. ein wolke= | loſer ſunnen ſchin. |

(3. blau) Ob ſi miner not dú gúte. wol= | de ein liebes ende geben. mit | den fron in hohem mute. ſehe man | mich danne leben. die wile ſo das | nicht iſt beſchehen. ſo mus man bi | der vngemuten ſchar mich in den | ſorgen ſehen. |

(XXXII.)

(1. roth) MJr iſt geſchehen als einem | kindeline. das ſin ſchones | bilde in einem glaſſe geſach. vnd | greif dar nach ſin ſelbes ſchine. | ſo vil. "das "bis es den ſpiegel gar | zerbrach. do wart al ſin wunne | ein leitlich vngemach. alſo dahte | ich iemer fro ze ſine. do ich geſach | die lieben frowen mine. von der | mir bi liebe leides vil geſchach. | [1])

(XXXIII.)

(1. blau) Ich wil ein reiſe. wunſchet das | ich wol gevar. da wirt manig | (Blatt 3c) weiſe. dú lant dú wil ich brinnē | gar. miner frowen riche. ſwas | ich des beſtriche. das mus alles | werden verlorn. ſi en wende mi= | nen zorn. |

(2. roth) Helfet ſingen alle. mine frūt | vnd zieht ir zu. mit ſchal= | le. das ſi mir genade tů. ſchriet | das min ſmerze. miner frowen | herze. breche vnd in ir oren ge. | ſi tut mir ze lange we. |

(3. blau) Frowe ich wil mit hulden. | reden ein wenīg wider dih | das ſolt du verdulden. zurneſt | dů ſo ſwige aber ich. wiltu dine | iugende cronen wol mit tugen= | de ſo wis mir genedig ſůſů fruht | vnd troſte mich dur dine zuht |

1) Die hier in der Maneſſeſchen Handſchrift fehlenden 3 Strophen der Würzburger Handſchrift (unter Reimars Liedern) fehlen alſo auch in dieſen Blättern. H.

XXXIV.

(roth) VJ ſüſſú ſenfte toterinne. | war vmbe went ir toten | mir den lib. vnd ich uch ſo herzec- | lichen minne. zwar frowe fur | ellú wib. wenent ir ob ir mich | totent. das ich uch iemer mer be|ſchowe. nein uwer minne hat | mich des ernotet. das úwer ſe- | le iſt miner ſele frowe. ſol mir | hie nicht gut geſchehen. | von ú- | werm werden libe. ſo mus mī | ſele ú des veriehen das uwerre | ſele dienet dort als einem reinē | wibe. |

(Blatt 3—4ab das Bild
35 des Schenken von Limburg.)

(I.)

(1.) WOl[1]) mich dirrė | ſtunde. die ſolde | ich enpfahen. | mit geſange es | iſt rehte ander | zit. ob ich das | wol kunde. dar ſo ſolde ich gahē. | wan horet vogel ſingen wider | ſtrit. dar zu dringen dur das gras. | blumen manger leie. ich kan ſel- | be dar do was. willekome er mei- | je. mir vnd ŏch der frowen min. | ich wil ſin. ſwie ſo ſi gebutet mīs | herzen troſterinne. |

(2. roth) Herzelieber mere. der war- | te ich vil dike. von der min | neclichen frowen min. ich were | ane ſwere. wan das ich ir ſchrike. | dur die lieben trage ich ſenden pī. | das iſt endelichen war. liebe nimt | die ſinne. liebe machet miſſeuar. | wiſſent das ich brunne. | in der lie- | be als ein glůt. frowe tůt. wol | an mir vil tumben. deſ war ſo ſit | ir gůt. |

(3. blau) Wer ich nicht ein tumber. | ſo lieſſe ich min ſingen. ſit | es iſt der lieben gar ein wint. | ich han groſſen kumber. den mag | ſi wol ringen. frowe vs ſenden | ſorgen mich enbint. ir ſult mir | genedig weſen. lieb mins herzē | wunne. ſo mag ich vil wol ge- | (Bl. 4d) neſen. lihtù ſpilndú ſunne. troſ- | tent mich vil ſenden man. ſit | ich gan. iv wol aller eren geden- | kent wol dar an. |

(4. roth) Owe ſender ſorgen. ſwie ich | ſo gebare doch tůt ſi mir | an dem herzen we. die trage ich v^{s}- | borgen. ſtille

1) Großes blaues W auf Goldgrund.

vnd offenbare. die-|ne ich ir. was wil die liebe me. | wil ſi ich ſinge ir wil ſi ich ſage. | wil ſi ich trure ich lache. ich weis | wol der lieben clage. ich diene ir | zefwache. frowe minne fugent das. | das mir bas. tů min troſterinne | der ich noch nie vergas. |

(5. blau) MJt zwein blanken armen. | ein vil lieblich twingen. | iſt mir ſenden knechte wilde gar. | ſi ſol ſich erbarmen. nach den ſel-|ben dingen. iamert mich got | gebe das ichs eruar. togen min-|ne iſt mir vnkunt. lieblich twī-|gen túre. wil ir roſenuarwer-|munt. ſo frǒiwe ich mich húre. | troſtent frowe eſt ander zit. for-|ge lit. minem herzen nahe. des | ir gewaltig ſit. |

(II.)

(1. wth) SJt aich dú zit. alſo ſchone | ze frǒiden hant geſtellet. | des were ich fro ſeht ſon lat mich | ein wib. deſt ane ſtrit. das min | herze ſich hat zir geſellet. es | iſt ein not das ir lieblicher lib. |

xxj.

Nachſchrift: Die letzte Angabe (S. 2.) heißt mit andern Worten, Prof. Ludwig Troß zu Hamm, der eifrige Sammler, hatte jene Blätter erſtanden und vor bald zwei Jahren ſchon der Königl. Bibliothek zu Berlin abgetreten, wo ſie unter der Bezeichnung Ms. germ. 4. No. 519 aufbewahrt werden. Dadurch wurde es dem Unterzeichneten möglich, Dr. Pfeiffer's Abſchrift von den durch das von ihm vorn geſchilderte Verfahren hineingekommenen Fehlern zu reinigen. Das den Schenken von limpurg bezeichnende Bild umfaßt, wie ſchon geſagt, drei Spalten; auf der Spalte 3 d. links erſcheint derſelbe, hinter ſeinem Roſſe abgeſtiegen, helmlos, die Fahne in der linken, den Streitkolben in der rechten Hand, den Turnierſpeer auf dem Rücken, den Schild am rechten Arme tragend. In Schild und Helm des Schenken Wappen. Blatt 4 a b. zeigt den Ritter, von der vorigen Darſtellung durch einen Baum getrennt, behelmt, vor ſeiner Frau (die eine goldene Feder im Haupthaar trägt) das linke Knie neigend, mit der entblößten linken Hand von ihr den Kranz empfangend, den ſie ihm mit ihrer Rechten darreicht, während ſie mit der Linken einen goldenen Ring hält. Ueber dem Ritter ſein Wappenſchild*). Daß wir es endlich, wie Dr. Pfeiffer aus dem Textverhältniſſe nachweiſt, mit den vier äußeren Blättern einer Lage zu thun haben, zeigen auch die mit gleich alter Dinte, je von gleicher Hand unten rechts am Rande jedes Blattes geſchriebenen Blattzahlen, auf dem letzten Blatte unverletzt 8, auf dem vorletzten wohlerkennbar 7 (/), auf Bl. 1 und 2 beſchnittener 1 und 2. H. F. Maßmann.

*) Näheres darüber in meinen Vorträgen über die Bilderhandſchriften ꝛc. der Minneſinger in den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften. v. d. Hagen.

II.

Wolfram's von Eſchenbach Beſchreibung von Terre marveile, ein poetiſches Landſchaftsgemälde.

Es iſt nicht zu leugnen, daß unter allen mittelhochdeutſchen Dichtern das Studium der Schriften Wolfram's v. E. die meiſten Schwierigkeiten darbietet und, ſo viel wir auch den Verdienſten Lachmann's, v. d. Hagen's u. A. um die Herausgabe und Erklärung deſſelben zu danken haben, doch ſo manche Punkte dieſes großen, vaterländiſchen Gedichtes noch einer allſeitigen, befriedigenden Deutung bedürfen. Daher kommt es denn auch, daß namentlich über den Parzival, das vorzüglichſte Epos des ganzen Mittelalters, in den weiten Kreiſen der Gelehrtenwelt ſo verſchiedenartige Urtheile umlaufen und unberufene Geiſter vor dem unerfahrenen Publicum, beſonders dem jüngeren Geſchlecht, über einen Dichtergenius und ſeine Zeit den Stab zu brechen ſich erdreiſten, ſtatt im Gefühl ihrer Incompetenz ſtill an ſolchen ehrwürdigen Werken deutſcher Kunſt vorüberzugehen. Um dieſem heilloſen Treiben nach Kräften entgegen zu wirken und zur richtigeren Beurtheilung der deutſchen Vorzeit einen, wenn auch geringen Beitrag zu liefern, ſchrieb ich die beiden Abhandlungen zu den Programmen des Potsdamer Gymnaſiums von den Jahren 1845 und 1849, desgleichen eine dritte: „Chronologiſche Beſtimmung der Begebenheiten in Wolfram's Parzival," welche Herr Profeſſor M. Haupt in's dritte Heft des ſechsten Bandes ſeiner Zeitſchrift für deutſches Alterthum aufgenommen hat. Zu demſelben Zweck möge auch dieſe

neue Arbeit dienen, welche ſich zunächſt als Fortſetzung an das letzterwähnte Potsdamer Programm anſchließt. Hoffentlich wird dieſes einfache Natur- und Kunſtgemälde, das ich einer wegen angeblicher Plan- und Geſchmackloſigkeit verſchrienen Epiſode des Parzival entlehnt habe, bei unbefangenen, ſowohl gelehrten, als auch ungelehrten Leſern des gewünſchten Eindrucks nicht verfehlen.

Damit aber der Leſer den Zeitpunkt, für welchen die Beſchreibung von Terre marveile angenommen iſt, ſich lebendiger vergegenwärtigen könne, laſſen wir, nach des Dichters Vorgange, wie in einem einleitenden Vorſpiel, den

Kampf zwiſchen Orgeluſe und Gramoflanz,

in welchen Gawan durch ſeine Liebe zu Jener hineingezogen wurde und welcher mit Parzival's Rechtfertigung auf dem Anger zu Joflanze und mit ſeiner Verherrlichung zu Munſalväſche endigte, vorhergehen.

Die reiche (516[15]. 553[11]) und ſchöne (508[18—30]) Herzoginn Orgeluſe (Orgueilleuse) von Logrois (508[26]. 514[27. 28]. 587[20]. 591[19]), vielleicht eine Schweſter des wenigſtens dem Namen und Charakter nach verwandten Orilus (Orgueilleux) von Lalande (les Landes), war urſprünglich mit Cidegaſt von Logrois, einem der Hauptanführer und Verbündeten des Lähelin, Orilus Bruders, in dem berühmten Turnier vor Kanvoleis (67[15. 16]), verheirathet; als aber König Gramoflanz, der Beherrſcher von Roſche Sabins, ein gewandter Kämpe (445[21—26]), denſelben tödtete, ward ſie in Folge dieſes grauſamen Verluſtes ihres Jugendgemahls von härteren Schickſalen betroffen, als Herzeloyde (494[15—30]) und Cundviramurs (194[27 ff.]), ſo daß zu befürchten war, das arme, liebende Weib, von keiner Lunete Ueberredungskunſt beſänftigt (253[10—14]), werde in der Gewalt und unerträglichen Nähe des Todfeindes eine unverſöhnliche Chriemhilde werden. Denn, nicht zufrieden, den Cidegaſt des Lebens beraubt zu haben (650[16. 17]), hatte Gramoflanz die Witwe ſelbſt aus ihrem Reiche in die weite Ferne nach ſeinem Lande entführt*), und der unglücklichen Frau ein Jahrlang flehentlich, wiewohl vergebens, mit ſeinen kränkenden Anträgen auf eine Vermählung mit ihm angelegen (606[6—13]). In

*) Vergl. 506[26. 27] und 67[15. 16], woraus erhellt, daß der gemeine Abenteurer und Landſtreicher Urjans, ein Fürſt von Punturtois (526[21]. 545[30]), die einſt in Frankreich ihm nahe wohnende und bekannte Orgeluſe von Logrois als Liebesritter weit umher ſuchend gefunden hat. [Schwerlich war er nachher im Gefolge des Königs Brandelidelin von Punturtois, des Oheims von Gramoflanz, bei den Feſtlichkeiten zu Joflanze (682[8—16]. Vergl. 67[16. 17])].

der Hoffnung, durch Ertheilung größerer Freiheit und durch außerordentliche Ehrenerweiſungen mit der Zeit die Liebe der Herzoginn zu gewinnen, hatte ihr der ſtolze König in der zauberiſch ſchönen Gegend Terre marveile (Terre merveilleuse), einige Meilen weit von ſeiner Reſidenz, jenſeit des Fluſſes Sabins auf einem hohen Berge eine Burg zur Wohnung angewieſen, welche der neuen Beſitzerinn zu Ehren nunmehr den Namen Logrois führte, (wie einſt der griechiſche Fürſt Teucer, aus ſeinem Vaterlande vertrieben, auf Cypern ein neues Salamis gründete, und in neuerer Zeit viele europäiſche Namen nach Amerika übertragen worden ſind); aber ſchon war manches Jahr vergangen, ohne daß er der Erfüllung ſeines Wunſches näher gekommen wäre (vergl. 563[10.120] und 616[11] — 617[30]). Denn Orgeluſe, in ihrer Gefangenſchaft durch die Gunſt und Nachſicht ihres verhaßten Liebhabers ſich eines hohen Grades von Freiheit erfreuend, ſchaltete in der Burg Logrois, wie eine moderne Amazone, mit Hülfe herbeiſtrömender verliebter Ritter und gedungener Söldner, durch die ſie dem Gramoflanz unabläſſig nach dem Leben trachtete (616[3–7]), ſo jedoch, daß der in dieſer Gegend hauſende pfäffiſche Zauberer (66[4]) und Schwarzkünſtler (617[12]) Clinſchor, eine Caricatur Abälard's und ein Vorläufer des ſagenhaften Wunderthäters Fauſt, nur mit mehr wälſchem, als deutſchem Charakter, ein böſer Freund des Gramoflanz (605[29. 30]), der liſtigen Witwe gewogen blieb und ihr das Umherreiten in ſeinem Reiche geſtattete. Dem tückiſchen Clinſchor nämlich hatte einſt König Irot, Vater des Gramoflanz (608[11. 13]), um ſich gegen ſeine argliſtigen Unternehmungen ſicher zu ſtellen, einen in der Gegend von Roſche Sabins liegenden Berg und dazu das Gebiet acht Meilen im Umkreiſe abgetreten, Clinſchor aber, kraft ſeiner Gewalt über die Elementargeiſter, auf dem Berge unweit des Fluſſes Sabins (559[21]. 619[28–30]. 623[1. 2]), das reizende, mit irdiſchen Gütern reichlich verſehene Wunderſchloß Schastel marveil (Château merveilleux) erbaut (658[9–30]). Hier fand der neidiſche, der Liebesluſt durch eigene Schuld entäußerte Menſchenfeind ein Vergnügen daran, mehr als 400 aus den verſchiedenſten Ländern der Erde entraffte vornehme Frauen und eine Menge Ritter des Chriſten- und Heidenthums, nach den Geſchlechtern von einander geſondert, gefangen zu halten, und indem er durch ſeine Teufelskünſte jeder menſchlichen Macht trotzte, hatte er gelobt, Demjenigen Burg und Land zu überlaſſen,

welcher in dem Zauberschlosse das von ihm ausbedungene Abenteuer, die Erkämpfung des in einem großen Saale aufgestellten Wunderbettes (Lit marveile, 566[14. 15]), bestehn würde; was bekanntlich Gawan gelungen ist (659[1—16]. Vergl. 558[14—27]. 334[1—25]). Zwischen dem Wunderschlosse und der Residenz des Gramoflanz lag ein aus hochragenden Tamarisken und einer andern, unbekannten Baumart (prisîn, vielleicht s. v. a. prason, πράσον, ein dem Lauch ähnlicher Meerstrauch, Plin. 13, 48) bestehender Wald, „Clinschor's Wald" genannt (601[10—13]), und von Roesche Sabins bis zum Meere erstreckte sich zwischen den Flüssen Poynzaclins und Sabins, eine Meile lang (in der Quere) und eine halbe Meile breit (geradeaus), eine Ebene (681[16. 17]), von der eine Brücke über den Sabins (610[25—27]) nach dem Anger von Joflanze und den Fluß weiter hinauf nach Logrois führte. Um sowohl diese ganze Gegend von Clinschor's Zaubermacht, als auch ihr Herz von den ungestümen Bewerbungen des Liebesprätendenten zu erlösen, hatte Orgeluse dem Besieger des Gramoflanz ihre Hand und ihr Reich versprochen, auch vor dem Eingange von Clinschor's Wunderschlosse den ihr vom liebewerbenden Anfortas einst geschenkten Tabroniterkram, welcher jenem Gralskönige ursprünglich von der reichen Königinn Secundille verehrt worden, als lockenden Preis der Tapferkeit und als Reizmittel der Habgier ausgestellt. Rachsucht und Stolz beherrschten das tief gekränkte Gemüth dieses schönen Weibes, zumal da hinsichtlich des ebengenannten mächtigen und tapferen Gralkönigs Anfortas ihre Hoffnung auf eine neue Vermählung durch des Geliebten unheilbare, in ihrem Dienst empfangene Wunde vereitelt worden. In dieser bitteren, freudeleeren Stimmung, täglich von einem Troß verächtlicher Liebesritter und feiler Kriegsknechte umgeben, fand sie, wie es schien, ein Vergnügen daran, mit dem männlichen Geschlecht liebloſen Scherz und Kurzweil zu treiben, und, gleichwie ehemals die römischen Damen in ihrer Abgeschmacktheit*) sich ägyptische Zwerge hielten, und an König Artus Hofe unter anderen sonderbaren Personen auch der Zwerg Maliclisier (401[14—16]**) zur Belustigung diente, so besaß Orgeluse außer den oben erwähnten orientalischen Geschenken von Seiten des Anfortas auch, der Seltenheit wegen

*) S. Böttiger's Sabina II, 42. f. und W. A. Becker's Gallus oder römische Scenen aus der Zeit des Augustus, zweite Ausgabe II. Th. S. 105. f.

**) d. h. Male inclinatus, Distortus, der Buckelige.

und zum Unterpfande der Liebe und Hochachtung, den ſchon durch ſeinen Namen zum Abſcheu verurtheilten Malcreatiure (Mißgeſtalt), mit welchem Gawan die 517[11]—521[18]. 529[17. 29] beſchriebenen verdrießlichen Händel bekam. Unter allen Rittern der Orgeluſe thaten ſich beſonders zwei hervor, der jüngere (538[17]. 542[1. 2]) Liſchois Gwelljus, Herzog von Gowerzin 613[24]. 624[1]. 730[2. 3]), und der ältere Türkowite Florant von Itolac, welcher des Nachts bei ihr Wache hielt (624[2—5]. 730[6]); der erſtere namentlich hatte in ihrem Dienſte vor Gawan's Ankunft ſchon manchen Gegner rühmlichſt überwunden, ohne ſelbſt je beſiegt zu ſein (538[25—30]); auch Florant hatte ſich im Speerkampf als tapferer Streiter ausgezeichnet (334[11—15]. 594[3—7]), und weil er darin wiederholentlich Sieger geblieben, ſo war ſein Ruhm und ſeine Zuverſicht ſo groß geworden, daß er bereit war, Demjenigen als ſeinem Sieger ſich zu unterwerfen, welcher im Lanzenſtechen ihn überwinden würde, ohne es erſt noch auf den Schwertkampf ankommen zu laſſen (596[12—30]); aber den Kampf mit Gramoflanz und das Abenteuer zu Schaſtel marveil zu beſtehn, worauf der Herzoginn doch Alles ankommen mußte, wagten ſie eben ſo wenig, als ſo mancher andere.

So ſtanden die Sachen, als Gawan nach dieſem Wunderlande (Terre marveile) kam. Wie es demſelben hier ergangen, wie ihn der undankbare Urjans um ſein Roß Gringuljete geprellt, Malcreatiure's Schmähungen zu zorniger Vergeltung gereizt, die hartherzige Orgeluſe ſchwer geprüft (769[5—14]), er aber den Liſchois und Florant beſiegt (536[10]—548[29]. 592[21]—[30]. 623[10]—624[9]), das Abenteuer zu Schaſtelmarveil glücklich beſtanden (XI. Buch), endlich der Dame ſeines Herzens den von ihr verlangten Baumzweig aus dem Clinſchorwalde nicht ohne Lebensgefahr geholt hat, und bei der Gelegenheit gegen Gramoflanz die Verpflichtung eingegangen iſt, ſich zu einem Zweikampf mit ihm auf dem Anger zu Joflanze in Gegenwart vieler Ritter und Frauen zu ſtellen (600[20 ff.]), das ſetze ich als bekannt voraus, und gehe nun zu der unmittelbaren Ausführung des Thema's ſelbſt über:

Wolfram's von Eſchenbach Beſchreibung von Terre marveile, ein poetiſches Naturgemälde.

Um uns nämlich das Verſtändnis in dieſem verwickelten Theile des Epos leichter und erquicklicher zu machen und Wolfram von

Eschenbach auch, als geschmackvollen Naturmaler vorzuführen, wollen wir versuchen, die zerstreuten und mit der Erzählung durchschlungenen Angaben über die Lage und Beschaffenheit des Landes, wo Gawan und Parzival auf dem Gipfel ihres Heldenruhmes um den Preis mit einander rangen, in einem möglichst selbstständigen poetischen Landschaftsgemälde treu nach der Idee des Dichters zusammenzustellen, wobei eine Charte die Anschauung unterstützen und beleben möge. — Die ganze Gegend von Terre marveile (Terre merveilleuse, 557 6. 606 23) hatte nach des Dichters Beschreibung (548 3—11. 658 9—659 16) durch Natur, Kunst und Zauberei eine solche Gestalt angenommen, daß sie den Namen eines Wunderlandes wohl verdiente. Auf der einen Seite vom Meere und auf den drei übrigen fast ganz mit einem Bollwerk von großen (590 11) Bergen und finsterer Waldung eingeschlossen, gewährte sie nur von Logrois her einen bequemen Zugang, den in der Regel auch die Reisenden, namentlich Parzival (559 9—23. 618 21—619 14), Gawan (504 7 ff.) und Artus (661 6 ff.) auch wohl Cundrie (779 2) einschlugen, mochten sie die Richtung ihres Weges nach Schastel marveil oder nach Joflanze oder nach Rosche Sabins weiter nehmen*). Der Fluß Sabins von seinem Ursprunge bis zur Mündung ins Meer theilte das Ganze in zwei Hälften, deren eine das Gebiet von Logrois und den Plan von Joflanze, die andere, zwischen dem Sabins und dem sich gleichfalls ins Meer ergießenden Flusse Poynzaclins gelegen, das Wunderschloß (Schastel marveil), den Clinschorwald und den Königspalast Rosche Sabins enthielt. Ob ein Weg oberwärts zwischen den beiden Flüssen hinausführte (siehe 623 11—13), ist nicht zu erweisen: aber aus 559 9—23. 618 21—619 14 erhellt, daß, wenn auch keine Brücke seitwärts von Rosche Sabins, gerade gegenüber der über den Sabins (610 25—27), die Weiterreisenden über den schiffbaren (686 16. 17) Poynzaclins führte, dieselben doch wenigstens in einem Kahn oder einer Fähre des Schiffers Plippalinot diesen, wie jenen, Fluß passiren konnten.

*) Feirefiz, der zur See von Asien nach den Westreichen (767 5) gekommen und im wilden Hafen gelandet war (735 5—8. 736 25—27), macht natürlich eine Ausnahme, indem er, in unbekannter Waldung auf Abenteuer spazieren reitend (737 7—9), auf eine lichte Wüste (735 5) geräth, dort seinem Bruder Parzival begegnet und von ihm geradesweges nach Joflanze geführt wird. Ebenderselbe schlug auf seiner Rückreise von Munsalväsche nach Joflanze einen neuen Weg ein, nämlich über Carcobra (821 1—30. 822 15—17), eine Seestadt an der Mündung des Plimizöl (497 8. 9), längs des Meeres durch den Wald Läpriſin (821 12. 13).

Betrachten wir nun die einzelnen Partien dieſes Naturgemäldes genauer, wie ſie des Dichters Kunſtſinn mit poetiſchem Zaubergriffel in unvertilgbaren Zügen, nur mit mehr oder weniger deutlichem Gepräge, frei nach der Luſt ſeines Herzens und dem wohlberechneten Geſammteindruck gemäß, gezeichnet hat! Wir wählen hierzu am paſſendſten den Zeitpunkt, wo Gawan das Gebiet von Terre marveile betritt.

Wenn aus der Ferne ein Reiſender ſich Logrois näherte, ſo kam er eine mäßige Strecke vor dieſer Veſte, da, wo ſich der Wald zu lichten begann, auf einen grünen, mit Klee und Blumen bewachſenen Plan (504[8]. 505[11]. 515[28]), auf welchem eine alte, breitſtämmige Linde (505[9]. 504[14]. 506[12]. 517[5]. 522[18]), die Zeuginn ſo mancher Begebenheiten und Abenteuer, ſeine Aufmerkſamkeit, ſogar durch Spuren vergoſſenen Blutes (507[25–27]), erregte, und bald (507[13. 28]) ſah er die vielgeprieſene, uneinnehmbare (664[4–11]), ſtolze Burg ſelbſt vor ſich liegen, die auf einem vermittelſt der Windungen des zum Gipfel führenden Weges (508[14]) ſchraubenförmigen Berge eine ſolche Lage hatte, daß ſie ſich im Kreiſe zu drehen ſchien (507[29] — 508[8]). Ein klarer Brunnen, welcher dicht am Berge, dem Wanderer vom Wege aus nicht ſogleich bemerkbar, aus dem Felſen ſprudelte (508[17]) und raſchen Laufes ſein Waſſer ins Thal ergoß, belebte die umliegende Gegend und machte ſie fruchtbar. Hatte man endlich zu Fuß oder mit beliebiger Bequemlichkeit (508[14]) die Höhe des Berges erreicht, ſo konnte man, wegen der Rundung dieſes Baſaltkegels, bis unten hinab ringsum Alles genau überſehen (508[14. 20]) und meilenweit über die blühende Landſchaft hin der entzückendſten Ausſicht genießen. Schlug man unten vor dem Berge ein wenig ſeitwärts von der Landſtraße und von dem Springquell einen Fußpfad ein (512[21]. 514[25]), ſo gelangte man über einen hohen Steg (511[22]. 512[21]. 514[26]) durch eine Pforte (512[27]. 514[26]) in einen Baumgarten (508[9–13]. 511[23]. 513[5]), welcher den Berg anmuthig umkränzte, angefüllt mit Feigen-, Granaten-, Oelbäumen, Weinſtöcken und anderen edlen Pflanzen. Nahe dabei, an der murmelnden Quelle, weilte in müßigen Stunden, ſchwermüthiger Zurückgezogenheit hingegeben, die verwittwete (606[6–13]. 615[27 ff.]), reiche (516[15]. 535[11]) Herrinn dieſes Landes (514[28]), die reizende (508[18–30]), von fürſtlichen Freiern eiferſüchtig umworbene, ſtolze Herzoginn Orgeluſe, während eine Menge lebensluſtiger Ritter und Damen, durch Muſik,

Gesang und Tanz sich ergötzend, im Freien und unter Zelten die Gänge und Plätze des Gartens jubelnd durchschwärmte (508[18–30]. 511[25–27]. 512[28–30]. 513[5–7]). In dem Vollgenusse und Taumel ihrer rauschenden Freuden vermochten die jungen, unerfahrenen Seelen nicht, den Schmerzgefühlen und geheimen Wünschen der Fürstinn gerecht zu werden; nur wenn ein neuer Ankömmling, unbekümmert um die sich jagenden Vergnügungen, von der Herzoginn abgesandt, zu dem Oelbaum (513[21]) trat, an welchem ihr Reitpferd prächtig aufgeschirrt angebunden war, vernahm man auf einige Augenblicke allgemeines Bedauern, und mancher Edle, den kecken Fremdling mit bedenklicher Miene freundlich bewillkommend, nahm stillen Antheil an seinem nahen Mißgeschick oder warnte ihn höchstens in flüchtigen Andeutungen vor den listigen Anschlägen der schadenfrohen Herzoginn. Die traurigste Rolle aber spielte hier in solchen Scenen ein alter, grauhärtiger, auf eine Krücke gelehnter Ritter, welcher bei dem Pferde als Wächter stand. Obgleich ein treuer Diener seiner Gebieterinn, besaß er doch ein menschlich fühlendes, durch trübe Erfahrungen erweichtes Herz, als daß er nicht bei jedem neuen, von Liebe und Ehrgeiz verblendeten Unternehmer der Gefahren es versuchen sollte, ihn von seinem thörichten Vorhaben abzubringen. Vergebens! Nur ohnmächtige Thränen und Verwünschungen seiner grausamen Herrinn konnte er dem unbekehrten Wagehalse zum Geleit geben. Wie gegründet aber die Warnungen gewesen, dessen mußte der zur Herzoginn zurückkehrende Neuling bald inne werden bei dem Spotte und Hohne, mit welchem dieselbe, um ihn zu prüfen und zur Ertragung größerer Leiden abzuhärten, ihn empfing und für die fortgesetzten Beweise seiner Liebe belohnte. Es gehörte fürwahr außer dem Heldenmuthe und einer feurigen, ungeheuchelten Liebe eine ungemeine Seelenstärke dazu, solche Versuchungen auf die Dauer zu bestehen (vergl. 769[5–14]). Ohne zu wissen, wohin? folgte der Leidensheld seiner räthselhaften Gebieterinn auf einer unerquicklichen Reise durch eine lichte Heide, wo derselbe, wenn er es verstand, sich Heilkräuter und Wurzeln für bald zu empfangende Wunden ausgraben konnte (516[22] ff.), sofern er sich nicht der Aufnahme in ein nahes Hospital (522[10]) getrösten durfte. Denn vom boshaften Diener der Orgeluse, dem naturkundigen (517[11]) Malcreature, war keine Hülfe zu erwarten, vielmehr spähete Dieser von der Burg, ob es Zeit sei, den Bergabhang (529[27–29]) hinabzueilen und

für Liſchois (507[2–7]. 529[2–13]. 535[5] ff. 543[14]) oder Florant (592[21] —599[20]) oder den Grafen Ritſchart von Navers (665[5–10]) den Auftrag zum Zweikampf mit dem fremden Ritter einzuholen. Weiterhin führte der Weg durch einen großen Wald (534[12]), welcher ſich von Logrois ſchräg bis ans Meer nach dem ſogenannten wilden Hafen (735[5–8]. 736[25–27]. 737[7–9]. 821[13]) erſtreckte, wo ſich der Wald Läpriſin (821[12. 13]) ihm anreihete und bis nach Carcobra (821[1–13]) hinzog. Jenſeit des erſt erwähnten Waldes kam man auf der andern Seite des Weges hinaus auf angebautes Feld (534[19]). Hier bot ſich dem Auge in einiger Entfernung ein prachtvoller Anblick dar. Auf einem Berge (658[15–20]) ſtand eine Burg, „der nie eine andere Veſte glich. Sie war ringsum ritterlich" und hatte viele Thürme und Säle. In den Fenſtern dieſes Prachtgebäudes ſaßen mehr als 400 Frauen, von denen 4 ſich vor den übrigen durch Merkmale hoher Abkunft auszeichneten (534[20–30]). Dieſes Wunderwerk war das ſchon erwähnte Schaſtel marveil (658[9–30]).

Um zu demſelben zu gelangen, mußte man die Landſtraße verlaſſen und über ein großes ungeverte (535[1]), d. i. eine weite, unbefahrne, unwegſame Gegend, die 593[1] geradezu ein Moor heißt, nach einem ſchnell fließenden, ſchiffbaren, breiten Waſſer (535[1–3]), Namens Sabins (604[1]. 678[19]. 681[7–9]), welches anderwärts auch ein klarer, ſchneller Bach (663[1]), ein Graben (601[22]. 611[12]), ein Fluß (655[7]) genannt wird und in deſſen Bette runde, harte Waſſerſteine ſich zum Meere drängten (568[28]) *), ſeine Richtung nehmen. Hier, an dem urvar (535[5]. 593[13]. 618[27]. 620[22]. 623[3]. 662[26]), beſorgte ein Schiffer, Namens Plippalinot, die Ueberfahrt (535[25–27]. 543[30] ff. 596[8–11]. 618[30]. 621[10]—624[11]. 663[9–14]. 667[28]—668[8]). Sein Haus am andern Ufer ſtand ſo herrlich da, daß ſelbſt nach Gawan's Urtheil Artus zu Nantes keine beſſere Reſidenz hatte (548[22–25]). Lieblich und für das Gemüth wohlthuend contraſtirte aber die häusliche Einrichtung und Bewirthung, die idylliſche Einfachheit und das treuherzige Benehmen, womit die fünf Glieder dieſer Familie nach den verſchiedenen Stufen ihrer Bildung den gern geſehenen Fremdling empfingen. (Einer ſolchen Aufnahme hatte ſich Parzival bei ſeiner Abreiſe aus der Heimat im Hauſe jenes groben Fiſchers (142[11]—144[16]) nicht zu erfreuen). Auf der Land-

*) Vgl. in Goethe's Novelle die Rede des Menagerie-Beſitzers an den Fürſten!

ſeite, nach Schaſtel marveil zu, war in Plippalinot's Wohnung ein Oberzimmer mit vielen Fenſtern verſehn, aus denen man das nahe (559[21]), prächtige Wunderſchloß und die ſchönen Frauen deſſelben bequem betrachten konnte (553[11–18]. 554[28. 29.]). Dicht bei dem Hauſe lag ein ſchöner Baumgarten; betrat man ihn, um etwa die friſche Morgenluft zu genießen, ſo wurde man von dem anmuthigen Wettgeſange zahlreicher Vögel empfangen (553[4–9])[1]).

Durchſchritt man den geräumigen, freien Platz, welcher zwiſchen dem Fluſſe und Schaſtel marveil lag (620[13]–621[9]. 623[1–5]. 624[14–25]), ſo ſah man auf einem feſten Berge (658[16]) das kunſtreiche, prachtvolle Wunderwerk (v. 19–22) vor ſich liegen, wie es Clinſchor geſchaffen haben ſollte. Der weite Umfang (564[27]) dieſes Prachtgebäudes, das man ſich als ein in der Mitte einen langen Anger einſchließendes (565[5. 4]) Rechteck denken muß, deſſen Gemächer die Frauen bewohnten, während die ſtets von ihnen abgeſonderten (563[19–23]. 637[16–23]) Ritter auf den Zinnen (620[23]), in den Thürmen und den übrigen Feſtungswerken einquartirt waren, läßt ſich ſchon daraus ermeſſen, daß 404 Frauen in den Fenſtern des Verſammlungsſaales ſitzen konnten, noch mehr aber aus der Angabe, daß der in der Mitte liegende Anger länger, als das Lechfeld[2]) geweſen (565[3. 4]). Auf jeder Seite waren die Schutzwehren ſo ſtark, und auf den Zinnen ſtanden ſo viele Thürme, daß, zumal da die Veſte mit mannigfachen Lebensmitteln für 30 Jahre verſehen war, ſie jeder Belagerung Trotz bot (564[27]—565[2. 5]. 658[23–25]. vgl. 508[5–8]). Das Dach des Palaſtes, welcher äußere und innere Thore hatte (663[20. 21]), ſchillerte von ſo hellen und bunten Farben, wie eines Pfauen Gefieder, und weder Regen, noch Schnee trübte ſeinen Glanz (565[6–12])[3]).

---

[1]) Vgl. matutini volucrum cantus, Virg. Aen. VIII, 456, und ὑπόρθια φωναὶ τῆς χελιδόνος, Anacr. XII. Ueberhaupt erwähnen auch ſchon die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller gern des Vogelgeſanges als eines angenehmen Bildes bei Beſchreibungen anmuthiger Gegenden, z. B. Soph. Oed. Col. 676 ff. Herm. Virg. Aen. VII, 32—34. Georg. II, 328. Manil. III, 652. Ovid. Amor: III, 1, 3. 4. Fast. I, 154. Prop. IV, 9, 30. Plin. H. N. 4, 15.

[2]) Bei Augsburg, wo die Ungarn für immer geſchlagen und häufig kaiſerliche Hochzeiten gehalten wurden. Vergl. Eſchenbach's Leben und Werke in v. d. Hagen's Minnef. IV, 202. Der jüngere Titurel nennt es Gunzenlèch, wo K. Philipp's Hochzeit und Ritterſchlag 1196 geſchah.

[3]) Es waren wohl glaſirte, bunte Ziegel, wie noch die Breslauer Eliſabeths-Kirche, der Stephansthurm in Wien und die Ludwigskirche in München hat. Vgl. auch Homer. Odyſſ. IV, 45. 46; desgleichen die merkwürdige Erzählung von Schottland's „vergla'ten Burgen, vitre-fied forts," von deren Alter und Entſtehung, in dem bei E. Hoffmann in Stuttgart herausgegebenen „Buch der

Inwendig war der hohe (589[3]), unvergleichlich reiche (588[27—30]. 655[8]) Verſammlungsſaal ſchön verziert und feſtlich geſchmückt; die Fenſter hatten kunſtgemäß gravirte Säulen und waren oben hoch gewölbt. An den Wänden des Saales lagen, als bequeme Sitze für die Frauen, Ruhebetten aus koſtbaren Stoffen, und Steppdecken mancher Art darauf. Aus dem großen Saale gelangte man über einen Corridor (566[2—11]. 588[24—27]) in das oben mit einem Fenſter verſehene (574[11]) Zimmer, worin das Wunderbette ſtand. Unter dieſem Bette waren in den geſpaltenen Stollen vier runde, glänzende Scheiben von Rubin angebracht, auf denen es, ſobald man ihm näher trat, ſchneller, als der Wind, nach allen Seiten auf dem mit geſchliffenen Edelſteinen ausgelegten, ſchlüpfrigen Eſtrich umherfuhr, geſchweige, wenn Jemand es wagte, in daſſelbe hineinzuſpringen (565[13]—567[25]). Bei der Beſchreibung dieſes Lit marveile ſcheint dem Gedächtniß des der Bibel auch ſonſt kundigen Dichters das erſte Capitel des Propheten Heſekiel vorgeſchwebt zu haben*). Unmittelbar vom Frauenſaale führte eine gewölbte Wendeltreppe zu einer hohen Warte, dem ſogenannten Warthauſe, empor. Dieſes Kunſtwerk, welches Clinſchor der Königinn Secundille, (jedenfalls vor ihrer Vermählung mit Feirefiz,) entwandt hatte, war wie ein Zelt geſtaltet und wurde ringsum von hohen Säulen getragen, zwiſchen denen die Fenſter, gleichwie auch das Dach, mit mancherlei theuren Edelſteinen reichlich ausgefüllt, hervorglänzten. Vor allen Säulen aber zeichnete ſich durch ihre Höhe und ihren Umfang, durch Glanz und Feſtigkeit diejenige aus, welche im Mittelpunkte des Warthauſes hoch emporragte. Sie war aus nur Einem Stein, ſo feſt, daß keines Schmiedes Hammer oder Kunſt ihr etwas anhaben konnte, und ſpiegelte Tag und Nacht Alles ab, was in einem Umkreiſe von ſechs Meilen geſchah, während ihr Schimmer eben ſo weit landeinwärts reichte. Und ſo war denn dieſe Spiegelſäule von großem Nutzen, um ferne Gegenſtände meilenweit augenblicklich zu erkennen (589[1]—590[16]. 591[27]—593[13]. 855[16—19]. 759[21—23]).

Welt." Ganz beſonders aber verdienen hier die Nachrichten der Reiſebeſchreiber über die Trümmer des Belustempels im weltberühmten Babylon Beachtung. Sie fanden dieſelben bei der Stadt Hellah (Hillah) noch 3—4 Stockwerke, (ſonſt ſieben nach Strabo,) hoch und oben verglaſ't, als hätte der Blitz das Gebäude zerſtört.

*) Das Lit marveile hatte Radſcheiben an beweglichen Achſen, wie jetzt Kugeln, ebenſo nach allen Seiten beweglich, an ſchweren Tiſchen, Stühlen, Betten ſich finden. Die Räder im Heſekiel waren bewegliche Kreiſe in Kreiſen (v. d. Hagen).

Schastel marveil gegenüber lag am diesseitigen (rechten) Ufer des Sabins, welcher seinen Ursprung oder Zufluß dem Berge von Logrois verdankte, ein ebener (662[26]), weiter (537[26]), grüner, breiter Anger (536[16]. 769[20]. 821[30]), worauf viele Zweikämpfe gekämpft wurden (535[5. 6]), ein weites Feld (671[18]. 721[24]), eine lichte Aue (600[5]), Wiesen enthaltend (593[13]), mit Gras (598[8]. 511[18]. 668[18]. 779[23]. 680[25]), grünem Klee und Blumen (537[13]. 540[3]. 598[11]. 601[1]) bewachsen, daher 544[11] Blumenfeld genannt, ein blumenfarbiger (691[16]) Plan (544[5. 20]. 592[29]. 602[7]. 603[16]. 618[29]), der Plan zu Joflanze (610[23]. 667[13]. vgl. 611[2]. 667[5]). Derselbe erstreckte sich längs des Flüßchens bis zu dessen Mündung ins Meer und lehnte sich an den nach dem Meere sich von Logrois hinabziehenden großen Urwald, welcher, die lichte Wüste (735[5]) nicht gerechnet, worauf Parzival und Feirefiz gekämpft haben, den wilden Hafen verdeckte. [Die Entfernung dieses Hafens vom Kampfplatze und von Joflanze ergiebt sich aus 753[3]. 754[2]. 733[29. 30]. 754[29] bis 755[4]. 760[7—10]].

Da nun, wie oben gesagt worden, das wunderbare Castell (635[7]) schon diesseit des Sabins gesehn werden konnte, wie vielmehr mußte man von demselben herab ganz genau und bequem Alles überschauen können, was auf dem Flusse und auf dem Kampffelde geschah! Dies beweisen folgende Stellen: 535[16—24]. 541[14. 20—22]. 544[26. 27]. 597[10—12]. 598[21—23]. 620[13—23]. 623[1. 2]. und 655[3—10], zusammengestellt mit 661[6—14]. Und so hatten die Damen zu Schastel marveil oft die schönsten und großartigsten Teichoskopien, z. B. 535[19—24]. 541[14. 20—22]. 544[26. 27]. 554[28. 29] *).

---

*) Wie geschickt doch der Dichter bei feierlichen Ein- und Aufzügen, bei Zweikämpfen, Turnieren, Schlachten, bei Vermählungen, bei Ertheilung des Ritterschlages und andern Gelegenheiten ein Publicum zu schaffen weiß! z. B.

17[30]—19[16]: Als Gahmuret zu Patelamunt einzog, lagen die Frauen in den Fenstern und sahen den prachtvollen Einzug mit an, welcher im Gedichte beschrieben wird.

24[2. 3]: Gahmuret und die Königinn Belakane saßen im Schloß zu Patelamunt in den weiten Fenstern des Saales an der Wand, dem Feinde, welcher die Stadt belagerte, zugekehrt, während ein Fürst die Stellung der feindlichen Schaaren angab.

37[10. 11]: Die Königinn, welche im Fenster lag, und mehrere Frauen, welche bei ihr saßen, sahen dem Kampfe vor den Thoren zu.

60[27] ff. 69[21—23]. 73[11—13]: Zu Kanvoleis war eine Brücke über den Fluß geschlagen, auf derselben ein verschließbares Thor und darüber die königliche Wohnung so erbaut, daß die Königinn mit ihren Frauen die Aus- und Einpassirenden, und was auf der weiten Ebene vor

Nachdem wir nun zur Befriedigung unſerer Neugier einen Abſtecher nach der Wohnung des Fährmanns und dem Wunderſchloſſe

---

der Stadt ſich zutrug, aus den Fenſtern ſehen konnte. Dies geſchah auch, als Gahmuret mit großem Gefolge heranzog und danach auf der Löwenflur das glänzende Turnier abgehalten wurde.

151 1—10: Aus einem Laubenfenſter betrachtete Ginover nebſt Rittern und Frauen den ſeltſamen Ankömmling Parzival und ſeinen Kampf mit Ither vor dem Thore von Nantes.

387 16—20: Den Kampf vor Bearoſche und insbeſondre Gawan's Sieg über Meljakanz ſahen viele Frauen von dem Saale der Burg.

541 14. 20—22. 544 26. 27: Gawan's Streit mit Liſchois, von den Frauen zu Schaſtel marveil geſehen.

597 10—12. 598 21—24: Gawan's Kampf mit dem Türkowiten, gleichfalls im Anblick derſelben.

610 6—20: Gramoflanz ſchlägt Gawan vor, daß die Damen von Roſche Sabins und von Schaſtel marveil, desgl. die des Königs Artus (vergl. 625 16—638 8), Zeugen ihres Kampfes zu Joflanze ſein mögen. Gawan ſagt gern zu. Später (679 14—22) iſt er ſogar beſorgt, mit Gramoflanz ſtreiten zu müſſen, ohne daß es irgend eine Frau ſehe.

623 1. 2: Von der Burg (Schaſtel marveile) ſahen die Frauen, wie Gawan und Orgeluſe während der Ueberfahrt auf dem Waſſer die Mahlzeit einnahmen. Ehrenhalber kamen mehrere Ritter herab, um zu turnieren, und als Gawan und Orgeluſe ans Land ſtiegen, ritten Jene zu ihrem Empfang entgegen und ſetzten dann das Turnier fort; die Frauen aber empfingen die Ankommenden im Schloſſe ſelbſt (624 16—25).

655 4—10 und 661 6 f.: Eines Morgens ſaßen oben im Saale zu Schaſtel marveil viele Ritter und Frauen, Gawan und Arnive abſeits in einem Fenſter dem Fluſſe gegenüber, ſich über die Wundergeſchichten des Schloſſes und Clinſchor's unterhaltend: da ſahen ſie zu ihrer Freude Artus mit ſeinen Schaaren die Straße von Logrois herabkommen und ſich für die Nacht am Fluſſe lagern, am andern Morgen aber nach Joflanze weiter reiten.

778 13 f.: Als ſchon alle Heere des Artus, des Gawan, der Orgeluſe und zuletzt des Gramoflanz nach Joflanze gekommen, Parzival dort eine ehrenvolle Aufnahme gefunden und vier früſtliche Paare ihre Verlobung gefeiert hatten, auch Feirefiz, deſſen 25 Heere im wilden Hafen am Meere zurückgeblieben (736 25—28), von ſeinem Bruder bei Artus eingeführt worden (753 25 f.), kam, während ſämmtliche Ritter und Damen an der Tafelrunde feſtlich verſammelt waren, plötzlich die Gralsbotinn in dieſen feiernden Kreis, um Parzival ſeine Begnadigung von Gott und ſeine Berufung zum Königthum des Gralreichs anzukündigen.

Hiemit vergl. man anderswo ähnliche Stellen, z. B. in Wolframs Willehalm

89 4—92 18: Von der Schlacht bei Alliſchanze zurückgekehrt, verrichtet Willehalm eh kurneis (Guillaume au court nez), um ſeiner Gemahlinn Gyburc (Arabele), welche allein mit ihren Jungfrauen und dem alten Capellan Steven Oranſche vertheidigte, ſich als den Markgrafen zu erweiſen, vor den Augen aller Burgbewohner große Heldenthaten und zieht mit 500 befreiten Chriſten, freudig bewillkommt, in ſeine Stammburg ein.

* * * 126 7 202 19: Zu Munléún eine Reihe bunter dramatiſcher Scenen, von

gemacht haben, kehren wir über den Sabins auf die Kampfebene von Joflanze zurück. War ein Ritter der Orgeluse hier etwa Sieger

---

Willehalm's Ankunft das Fest hindurch bis zum Abzuge des versammelten Hülfsheeres nach Orlens.

* * * 202 20—208 30: Der Umstand, daß bei dem Brande eines Klosters der dort zurückgelassene große und kostbare Schild Willehalm's verloren gegangen, giebt Anlaß, die Ritter und Frauen mit dem Werth des Schildes und der Art seiner Erwerbung, so wie auch mit den Namen der von Willehalm erschlagenen feindlichen Fürsten bekannt zu machen (vergl. bei Homer den Schild Achill's und bei Virgil den des Aeneas).

* * * 215 1—222 3 und 254 21—259 12: Die Unterredungen des alten Terramêr mit seiner Tochter Gyburc unter dem Fenster der belagerten Burg Oransche, die Drohungen ihres heidnischen Gemahls Tybalt und die Anerbietungen ihres Sohnes Ehmereiz nnd ihres Neffen Halzebier geben ihr eine schöne Gelegenheit, die Stärke ihres neuen Glaubens und ihrer Liebe und die Klarheit ihres Verstandes zu offenbaren.

* * 226—230 10: Wie überwältigend mußten die Eindrücke auf W. und G. und alle Anwesenden sein, als der Markgraf in Rennewart's Begleitung vor seiner bestürmten, in Rauch und Flammen gehüllten Burg erschien, während seine Gemahlinn und ihre Jungfrauen nebst dem greisen Capellan kampfgerüstet oben standen, die Zinnen mit lebendigen und todten Streitern kümmerlich besetzt, und einen neuen Angriff der Feinde erwarteten! Plötzlich ertönt der Ruf: „Lebt die Königinn noch? Wo ist Gyburc? Sagt mir, ist die noch gesund?" Da man den Markgrafen an der Stimme erkennt, sinkt G. vor Freude in Ohnmacht. W. harrt unten in ängstlicher Spannung; es erfolgt keine Antwort. Endlich öffnet G. selbst die Pforte und die geliebten Gatten fliegen einander in die Arme.

* , 234 30—243 17: Während G. und W. zu Oransche im Fenster liegen, zeigen und beschreiben sie einander die anrückenden französischen und sarazenischen Heere und ihre Anführer. Vgl. 312 27—313 30.

* * * 244 1—268 30: Nach dem festlichen Empfang der Fürsten auf der Burg zu Oransche nennt G. ihrem Schwiegervater Heimrich die zu Alischanze getödteten heidnischen Fürsten, wie sie ihr früher (215. ff.) von ihrem Vater unter dem Fenster der Burg genannt worden, desgl. die gefallenen christlichen Fürsten, deren Namen sie von ihrem Sohn Ehmereiz erfahren hatte; auch während der Mahlzeit sind die heidnischen Krieger Gegenstand der Unterhaltung.

* * * 333 12—361 30: Ein französischer Soldat stößt auf einen sarazenischen Feldposten, verwundet ihn im Zweikampf und treibt ihn zurück. Dieser giebt Terramêr Kunde vom christlichen Heere. Nun beruft der König, vor seinem Zelte sitzend, die Heerführer zu sich und ertheilt ihnen seine Befehle; dann wappnet er sich selbst, indem die verschiedenen Lehnsträger die einzelnen Stücke der Rüstung zutragen.

Der Nibelungen Noth III. Abenteuer: Wie der von Günther herbeigerufene Hagen, durchs Fenster blickend, den auch ihm persönlich unbekannten, eben angekommenen Königssohn Siegfried rühmt.

* * * V. Abenteuer: Wie Siegfried zu Worms in Chriemhildens Gegenwart Ritterspiele hält.

* * * X. Abenteuer: Wie Brunhilde zu Worms empfangen wird.

* * * XIII. Abenteuer: Ebendaselbst die Kampfspiele, mit welchen man Sieg-

geblieben, ſo ſuchte ſie durch größere Gefahren ſeine Ergebenheit und ſeinen Muth weiter zu prüfen und ihn endlich in einen Streit mit

---

fried's und Chriemhildens Ankunft feiert, während die Frauen aus den Fenſtern der Königsburg zuſchauen.

" " " XXVII. Abenteuer: Wie Rüdiger die Burgunden-Nibelungen empfing und beſchenkte.

" " " XXIX. Abenteuer: Wie Hagen und Volker vor Etzel's Burg auf einer Bank dem Verſammlungsſaale gegenüber ſitzen, und Chriemhilde, die ſie durch ein Fenſter des Palaſtes erblickt hat, zu ihrer Ermordung 400 Hunnen hinausführt, dieſe aber ſich weigern, den Kampf mit ſolchen Helden zu beſtehn.

" " " XXXI. Abenteuer: Wie Etzel und Chriemhilde mit ihrem Gefolge, zwiſchen Hagen und Volker ſich drängend, zur Kirche gehen und nach der Rückkehr die Ritter vor dem Palaſt buhurdiren, während der König nebſt ſeiner Gemahlinn und deren Frauen am Fenſter zuſehen.

Gudrunlieder, herausgegeben von Ettmüller, I, 234—244: Während die geharniſchten Schaaren im Kampfſpiel gegen einander ritten, ſaß Uote mit den übrigen Frauen in und nahe an den Fenſtern, ſo daß ſie die Helden draußen ſahen.

Homer Il. III, 145—244: Bekanntlich hieß urſprünglich dieſer Abſchnitt des dritten Buches der Ilias τειχοσκοπία, weil Helena dem Könige Priamus, während ſie in Troja von einem Thurm des Skäiſchen Thores herab das Schlachtfeld überſchauten, die griechiſchen Helden zeigte. Vgl. Hor. Od. III, 2, 6 ff. Virg. Aen. VIII, 585—596. 182—297. Eurip. Phoen. 1—175. Homer's Virtuoſität in ſolchen epiſchen Gemälden veranſchaulicht uns trefflich W. v. Humboldt in ſeiner Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea im vierten Bande ſeiner geſammelten Werke S. 78 ff. an dem Beiſpiel vom Waffentauſch des Glaukus und Diomedes. Vergleichen wir übrigens Homer's Urtheil über Glaukus in Betreff dieſes Waffentauſches mit der Schilderung vom Waffentauſch Rüdigers und Hagens in unſern Nibelungen (XXXVII. Abenteuer), wie weit ſteht dann des Griechen eigennützige Weltklugheit dem treuherzigen, Freund und Feind rührenden Edelmuthe des Deutſchen nach!

Virgil Aen. I, 223—296: Jupiter blickt vom Himmel auf die Erde und ſieht die Noth des Aeneas und ſeiner Leute auf dem Meere; da tritt Venus zu ihm und beklagt das unwürdige Geſchick ihres Sohnes; Jupiter aber tröſtet ſie, indem er auf des Aeneas und ſeiner Nachkommen glückliche und glanzreiche Zukunft hinweiſ't und zum Beweiſe ſeiner Wohlgeneigtheit ſogleich den Mercur mit günſtigen Befehlen an Dido abſendet. Damit vgl. IX. 638 ff. X. 457—473. Desgleichen

Taſſo's befr. Jeruſ., wo gleich im erſten Buche bei der Gelegenheit, daß Gott vom Himmel in Syrien's Nähe die Führer der Kreuzfahrer erblickt, wir mittelbar deren Charakter kennen lernen. — Ebendaſelbſt I, 3, 58 ff. I, 6. 62 zeigt Erminia von Jeruſalem's Mauern dem belagerten König die Schaaren der Franken, wie Helena dem alten Priamus die griechiſchen.

Schiller's Jungfrau von Orleans, V. Aufzug, 11. Auftritt: Die bei der Iſabeau im Thurme gefangen gehaltene Johanna kann zwar das Kampffeld ſelbſt nicht ſehen, hört aber die Erzählung von dem Verlauf der Schlacht aus dem Munde eines auf der Warte ſtehenden Soldaten,

ihrem Erzfeinde Gramoflanz zu verwickeln (599[21] und 600[6—13]). Dazu war das wirksamste Mittel das Verlangen, ihr aus dem Clinschorwalde zwischen Schaftel marveil und Rosche Sabins einen Zweig von einem gewissen Baume zu holen, damit derselbe, wie leicht zu erwarten war, ein sicheres Zeugniß der dienstwilligen Liebe und ritterlichen Treue, zu einem Siegeskranze für den Ueberbringer gewunden werden könnte (600[20—24]. 664[12—14]). Wie sollte sich nicht auch zu diesem Unternehmen mancher glückliche Kämpe tüchtig fühlen! Aber leider war es eben so schwer, dem Baum, als dem Gramoflanz beizukommen. Denn der Clinschorwald, zwischen den Flüssen Sabins und Poynzaclins gelegen, war, weil er von Schaftel marveil her ganz undurchdringlich zu sein schien (686[11—17]), nur von Rosche Sabins aus zu Lande zu erreichen, diese Stadt aber durch Mauer, Graben und hohe Thürme befestigt (681[11—14]. 610[26]); überdieß führte zu der inselförmigen Ebene, welche von den eine halbe Meile unterhalb Rosche Sabins sich ins Meer ergießenden beiden Flüssen mit diesem Meere und dem Verbindungscanal der Stadt gebildet ward (681[6—17]), eine einzige Brücke über den Sabins (610[25—27]), und auch diese durften keine unbefugten Ankömmlinge, am wenigsten Abgesandte der mit Gramoflanz in Feindschaft lebenden Orgeluse (650[16—18]. 664[6—14]), passiren. Nun vergegenwärtige man sich die Stelle, welche Gramoflanz bei seinem verhängnißvollen Baume einnahm! Reis'te man auf der weiten und geraden Straße, welche von Logrois nach Rosche Sabins führte (601[9]. 535[1]. 592[29]. 593[1]. 661[13]. 721[26]), eine Raste

---

bis sie, auf den Ruf, daß der König gefangen sei, ihre Ketten bricht und dem Bedrängten zu Hülfe eilt.

* * * Macbeth, IV. Aufzug, 4. Auftritt, vergl. V. Aufzug, 3. und 8. Auftritt: Während Macbeth in seiner festen Burg Dunsinan die Belagerung erwartet, geht das Orakel in Erfüllung:

Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schlosse Dunsinan.

Ein Bote, der am Hügel auf Posten stand, bringt ihm die Nachricht.

Goethe's Götz von Berlichingen, mitten im III. Act, wo der in der Haide auf einer Höhe liegende verwundete Selbitz durch einen Knecht von einem in der Nähe stehenden Wartthurm herab sich über den Verlauf des Kampfes Bericht erstatten läßt.

Theodor Körner's Zriny V. 3: Zriny läßt sich von einem alten Diener alle seine Säbel bringen und erwählt in Gegenwart Desselben, während er sich zur Todesschlacht einen auswählen will, die mit jedem vollbrachten Heldenthaten.

weit (601 7–10), ungefähr die Hälfte des Weges (721 18–30), und wandte ſich von da über das Feld (601 22) nach dem Ufer des Sabins, ſo gelangte man unterhalb der Ueberfahrtsſtelle in einem breiten, tiefen, unwegſamen Thale an die Furt Li gweiz prelljus (583 25. 600 12. 602 6. 9–11. 19. 603 5–10), in welcher ein jäher Waſſerfall wild ſchäumend vorüberrauſchte und weiterhin, im Kampf mit den Wellen, die einer weiten, von Regengüſſen ausgehöhlten Schlucht in einem Bergabhange des Clinſchorwaldes entſtrömten, einen Wirbel bildete. Hier ſtand, dem Plane von Joflanze gerade gegenüber, am jenſeitigen Ufer jener merkwürdige Baum, welchem der von Tauſenden bediente König Gramoflanz ſich ſelbſt zum Hüter gegeben hatte, indem er ſich in der Rolle außerordentlich gefiel, zwiſchen dem toſenden, lebensgefährlichen Waſſerſturz und des Waldes ſchauerlichem Dickicht geborgen, mit der geſpannteſten Wachſamkeit, als ſtände ſein Leben auf dem Spiele, und mit ritterlicher Eiferſucht den Baum zu hegen, damit Niemand einen Zweig davon abbräche; denn es galt ihm die Verletzung des Baumes für eine Beleidigung ſeiner königlichen Würde und für eine Herausforderung zum perſönlichen Kampfe. Dieſen Umſtand nun ſuchte die liſtige Orgeluſe zum Verderben ihres Gegners zu benutzen, und es mochte ſchon mancher Ritter ſeine Kühnheit mit dem Leben gebüßt haben (548 1–11. 769 5–14), als ſie auch Gawan, dem Sieger von Schaſtel marveil, zumuthete, ihr ein Reis von jenem Baume, zu einem Kranze gewunden, zu überbringen (600 20 ff.). Sonderbar war nur die ſchlaue Bedingung, unter der ſich Gramoflanz zum Kampfe anheiſchig gemacht hatte. Da er aus Furcht vor Clinſchor's Zaubergewalt das Abenteuer zu Schaſtel marveil nicht beſtehn mochte, angeblich, weil der weiſe Clinſchor ihm früher mit einem Friedensantrage zuvorgekommen und er ſelbſt mit Derjenigen (Orgeluſe) Krieg führe, die durch ihre Schönheit den wahren Minneſieg behalten habe (600 27 bis 606 3), ſo hatte ihm ſein feiger Hochmuth die ſonderbare Grille eingegeben, nicht mit Einem zu ſtreiten, wieviel ihm derſelbe auch zu Leide thun würde, ſondern nur mit Zweien oder Mehreren (604 24–30. 606 47–30. 608 14–17), indem er gewiß darauf rechnete, daß Ehrgeiz und Neid es ſchwerlich zu einem gemeinſamen Angriff mehrerer Ritter wider ihn kommen laſſen würde, oder, wenn es doch geſchah, er ſich derſelben als unehrenhafter Räuber durch ſeine Trabanten glaubte entledigen zu können. Erſt, als er, von Orgeluſe

zurückgestoßen, sich in Gawan's Schwester Itonjé zu Schastel marveil, ohne sie gesehen zu haben, durch die Vermittelung Bene's, der erfindungsreichen Tochter Plippalinot's (686[11] ff.), verliebt hatte und Gawan als unbekannten Sieger und Herrn des Wunderschlosses, mit einem Kranze von dem ihm gehörenden Baume geschmückt, vor sich stehn sah, gestand er, als ein ächter Raubritter und seinem wilden Charakter getreu (650[13—20]), daß er gegen die Tochter des norwegischen Königs Lot, der seinen Vater Irot erschlagen habe, von Liebe entbrannt sei (606[21] ff.) und mit Lot's berühmtem Sohne Gawan ausnahmsweise einen Zweikampf bestehn möchte (608[11—30]). Welch' einen Edelsinn offenbart dagegen Gawan in dieser Scene seinem Feinde gegenüber! welche Selbstverleugnung, indem er es übernimmt, den Ring desselben seiner Schwester zu überbringen (607[23]—608[4]. Vgl. 686[11—17]). Welche Geradheit und Gerechtigkeit spricht sich in seinem Urtheil über Letztere aus! Wie ritterlich ist endlich die Erklärung, daß er für seines Vaters Blutschuld einstehn wolle (609[1—26])! Unvermeidlich war nun der Kampf zwischen beiden Männern, wie unlieb er ihnen, dem Einen als Bräutigam, dem Andern als Bruder der Itonjé, auch sein mochte. Dem Gramoflanz gebot es die Pflicht der Blutrache, dem Gawan die kindliche Liebe und die eigene Ehre, sich dem erklärten künftigen Schwager als Gegner zu stellen. Wer von ihnen auch siegte, der Ausgang des Streites konnte für den Sieger nicht erfreulich sein, denn das Lebensglück einer geliebten Jungfrau ward dadurch vernichtet. Gramoflanz als der Beleidigte hatte den Kampfplatz zu bestimmen; er entschied sich für Joflanze. Dies war der berühmte und berüchtigte Anger, wo im Anblick von mehr als vierhundert vornehmen, schönen Frauen schon so mancher Streit auf Tod und Leben, um Ehre und Schande ausgefochten worden. Wer schildert das Gemisch von Jubelgeschrei, von Wehklagen und Seufzern, die auf dieser Ebene ertönten, die theilnehmende, ängstliche Spannung der Frauenherzen im Wunderschlosse, die neidischen Gefühle und die bald kleinlauten, bald hochtrabenden Aeußerungen, welche der stolze Gramoflanz, bei seinem Heldenbaume lauernd, unwillkürlich aus seiner Brust hervorbrechen ließ! Nun sollte Gawan, auf dem Gipfel seines Glückes, hier noch einmal schwer geprüft werden. Alle seine eben errungenen großen Vortheile, die Herrschaft zu Terre marveile, die Freiheit seiner Verwandten und vieler andern Unglücklichen,

ſein Ruhm, die Gunſt und Liebe der Orgeluſe, ſtanden auf dem Spiele. Es blieb ihm kein Ausweg, den verhängnißvollen Knoten anders zu löſen, als durch unbedingte Unterwerfung unter die ſtrenge Nothwendigkeit. — Wir überlaſſen den Helden, der bei uns Allen gewiß die innigſte Theilnahme gefunden hat, ſeinem guten Genius und ſeinem Glücke, indem wir die Beſchreibung von Terre marveile mit den Worten beſchließen, welche jüngſt noch Plippalinot ihm zugerufen hatte (508 3—11):

— — — „Herr! Das iſt ſo Brauch
Hier auf dem Plan, im Forſt und auch,
Wo jener Klinſchor Herrſcher iſt.
Verzagt Ihr, übt Ihr tapf're Liſt,
Doch geht es anders nicht, als ſo
Fürwahr: Heut traurig, morgen froh (vgl. 103 24).
Euch iſt's vielleicht noch unbekannt:
Ein Wunder iſt dies ganze Land.
So währt es immer, Nacht und Tag;
Nur Glück bei Mannheit helfen mag."

Bevor wir unſern Blick von der Betrachtung dieſes Wunderlandes abwenden, wollen wir uns noch umſehen, ob nicht irgendwo auf der Erde eine Gegend liegt, welche dem Dichter zu dieſem poetiſchen Landſchaftsgemälde Vorſchub leiſten konnte. Einen Fingerzeig enthielt ſchon früher die Andeutung, daß Klinſchor eine freie Copie Abälard's ſei; jetzt möge dieſe Hypotheſe unſre Führerinn ſein!

Abälard*), aus einem Flecken nicht weit von Nantes, dem Mittelpunkt des Sagenkreiſes der Tafelrunde, gebürtig, lebte in den Jahren 1079—1142, ſeine Leidensgefährtinn Heloiſe bis 1163. Da nun Wolfram von Eſchenbach ſeinen Parzival um 1205, ſeinen Willehalm um 1217 ſchrieb und nachweislich bis 1227 lebte, ſo reichte er in der Zeit ſo weit hinauf, daß er als ein Knabe aus den gebildeten höheren Ständen an den Erzählungen und wunderbaren Sagen über den berühmten und ſelbſt von den lernbegierigen Männern und Jünglingen Deutſchlands einige Jahrzehnte früher vielbeſuchten

*) Man leſe die in Berlin 1850 herausgekommene populär gehaltene, aber gediegene Schrift: „Abälard und Heloiſe," vom Profeſſor J. E. Jacobi.

Abälard das lebhafteste Interesse nehmen mußte*). Wie sollten nun die aus früher Jugend bewahrten Erinnerungen und Phantasiebilder Wolfram's nicht auf die Gestaltung seines mit so reichhaltigem, historischem und antiquarischem Stoff erfüllten Gedichtes einen merklichen Einfluß geübt haben! Was insbesondere die Angaben der Geschichte über den unglücklichen Abälard betrifft, so darf man dieselben nur mit der Schilderung, welche unser Dichter im Parzival von Clinschor macht, vergleichen und sich dabei das wissenschaftliche Treiben des Mittelalters, desgl. die Urtheile des ungelehrten, abergläubigen großen Haufens, der sich überall und zu allen Zeiten dem Wesen nach gleich ist, über die geheimnißvolle geistige Gewalt der Gelehrsamkeit vergegenwärtigen, um selbst in den poetischen Umbildungen und Verhüllungen, welche sich Wolfram im Parzival bei der Charakteristik Clinschor's erlaubt hat, ähnliche, vorbildliche Züge aus Abälard's Leben, Zeitalter und Wirkungskreise zu erkennen. Sowohl Abälard, als Clinschor waren von Natur mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Leibes und der Seele ausgerüstet und machten dieselben in den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft geltend; aber beide zogen sich durch einen Fehltritt eine entehrende Leibesstrafe zu, welche ihrem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Abälard widmete sich als Gelehrter außer den alten Sprachen besonders dem Studium der dogmatischen Theologie und der Philosophie, in dieser aber rang damals die Schule der Platoniker (Nominalisten), die sich für die Gültigkeit der allgemeinen Begriffe erklärt hatten, mit den Anhängern des Aristoteles (den Realisten), welche den allgemeinen Begriffen ihre Bedeutung absprachen und nur den besonderen einen Werth beilegten. Abälard konnte diese Parteiungen nicht umgehen. Anfangs war er Nominalist, später jedoch eifriger Bekämpfer dieser Secte und eine Zeit lang die Haupt-

*) Ob schon Guiot von Provence (776^{10}. 805^{10}) in seinem nicht mehr vorhandenen Werke, oder Chrétien von Troyes, der 30 Jahre nach Abälard's Tode (1170—90) geblüht und ein Gedicht von Parzival verfaßt hat, das Wolfram kannte, aber wegen ungeschickter Behandlung der Sage tadelte (827^{1-14}), die Abenteuer Abälard's und den Schauplatz seiner Wirksamkeit, dem jener Chrétien so nahe war, in seine Dichtung mit aufgenommen hat, vermag ich, mit dem französischen Werke nicht weiter bekannt, nicht zu sagen, bin aber geneigt, es zu vermuthen. Herr Professor Adalbert Keller in Tübingen, der gelehrte und unermüdliche Vermittler des französischen und deutschen Mittelalters, dem ich für die gütige Mittheilung der von ihm im Jahre 1848 herausgegebenen „Lieder Guillems IX, Grafen von Peitieu, Herzogs von Aquitanien," ergebenst danke, wird unter Anderen leicht darüber Auskunft geben können.

ſtütze der Realiſten; aber der Neid ſeiner vielen beſiegten Gegner, der Haß, welchen er durch ſeine ſtrenge Sittenzucht, die er in den Klöſtern bei den ihm untergebenen entarteten Mönchen einführen wollte, ſich zuzog, und die Behauptung gewiſſer Theologen, an deren Spitze der heilige Bernhard ſtand, daß Abälard's Philoſophie der chriſtlichen Glaubenslehre gefährlich ſei, verſchafften ſeinen zahlreichen Feinden endlich den Sieg über ihn, die, um auch das unwiſſende Volk gegen ihn aufzuhetzen, ſich nicht ſcheuten, ihn für einen Verbündeten des Teufels und gefährlichen Zauberer zu erklären. Auch Clinſchor, nach unſerm Gedichte Herzog in dem durch Ueberfluß an verführeriſchen Lebensgenüſſen berüchtigten Capua, hatte, wie Abälard, ſich dem Studium der alten Claſſiker gewidmet, weswegen ihn die poetiſche Sage zu einem Neffen des wunderthätigen Virgilius in Neapel machte; ſpäter aber ward er wegen eines entdeckten Liebesabenteuers mit der Gemahlinn des Königs von Sicilien auf Befehl deſſelben entmannt und landesflüchtig*); danach hatte er „in der Stadt Perſida, nicht im Lande Perſia" (657[27. 28]) Zauberei erlernt, d. h. die perſiſche Religion und Philoſophie, deren dualiſtiſche Lehre von einem Reiche des Lichts und der Finſterniß neben der griechiſchen Emanationslehre einen Hauptbeſtandtheil des zu Alexandrien einſt entſtandenen Neoplatonismus ausmachte, und die Künſte der Magier ſtudirt. Daß er auch dem geiſtlichen Stande der chriſtlichen Kirche, wie Abälard, angehörte, deutet der Name pfaffe (66[4]) an. In dem von ihm neugeſchaffenen Terre marveile benutzte er den Zauber ſeiner Perſönlichkeit und ſeines geheimen Wiſſens, um eine Anzahl Männer und Frauen ſeines Standes bei ſich gebannt zu halten, gleichwie der von ſeinen Gegnern verfolgte Abälard durch ſeine geiſtige Anziehungskraft Hunderte wißbegieriger Jünlinge bewog, ihm in die dunklen Wälder von Champagne zu folgen und in dem angenehmen Thale, durch welches das Flüßchen Arduſſon rann, unweit Nogent an der Seine, in einer einſamen, wilden Gegend das Kloſter Paraklet zu erbauen und mit ihm zu bewohnen, bis ihn die neidiſche Verfolgungswuth ſeiner verketzernden Gegner nach einem andern Kloſter vertrieb und Heloiſe mit ihren Nonnen den verlaſſenen Paraklet bezog. Dieſe Aehnlichkeit in den Schickſalen des

*) Vergleiche das Leben und Treiben am Hofe des Königs Artus, welchem der grimmige Clinſchor die Mutter, eine Schweſter und zwei Nichten nach ſeiner Zauberburg entführte!

Abälard und Clinschor erhält noch mehr Bestätigung, wenn wir die Umgegend des Paraklet mit der eben gegebenen Beschreibung von Terre marveile vergleichen. Ich beziehe mich unter andern auf Cassini's Generalcharte von Frankreich v. J. 1744, die mir aus der Bibliothek des ersten Garderegiments zu Fuß von gefälliger Hand zur Benutzung mitgetheilt worden, und auf die i. J. 1835 aus dem Dépôt de la guerre herausgegebene große Charte von Frankreich, deren Einsicht und Vergleichung aus seinem kostbaren Privatbesitze Herr Professor Berghaus mit freundlicher Bereitwilligkeit mir gestattet hat. Hiernach ist der Paraklet vom Ardüsson durchflossen, welcher der Seine oberhalb Nogent s. S. zufließt, nachdem er zwei geräumige Teiche gebildet hat. Jenes Flüßchen und der südwestlich unterhalb Nogent in die Seine sich ergießende Lorrin entspringen südlich nahe bei einander und gewähren nebst ihren Zuflüssen nur einen schmalen Eingang in die Ebene, welche die Seine mit den genannten beiden Nebenflüssen bildet. Unweit des Paraklet im Westen erstreckt sich von Süden nach Norden ein kleiner Bergrücken, und etwas nördlicher (bei St. Aubin) führt eine Brücke, die einzige des Flusses, über den Ardüsson nach Nogent s. S., von wo außer diesem mittleren noch 2 Wege nach Troyes gehen, der kürzere, öde Landweg zwischen dem Ursprung des Ardüsson und Lorrin, und die große Heerstraße östlich in einem Bogen am Saume des von den Armen der Seine bei ihrer Vereinigung mit der Aube durchschnittenen Erdstriches. Wenn auch nicht alle Einzelheiten zutreffen, was übrigens für den Dichter gerade kein Lob wäre, so darf man doch wohl annehmen, daß der Ardüsson = Sabins, der Lorrin = Poynzaclins, die Seine nördlich davon = Meer im Parzival, die von den 3 Flüssen eingeschlossene Ebene = Terre marveile, der Paraklet, von Heloise und ihren Nonnen bewohnt, = Logrois, Wohnsitz der Orgeluse, der Bergrücken seitwärts vom Paraklet = Schastel marveil, Nogent s. S. = Rosche Sabins. Die beiden noch vorhandenen, nordöstlich gelegenen Gehölze mögen als Reste des einst am Zusammenfluß der Seine und Aube befindlichen Urwaldes gelten, zwischen welchem und dem Ardüsson (Sabins) sich eine Wiese (die Kampfwiese von Joflanze) bis an die Wassergränze, welche die Seine in dem Winkel zwischen Nogent s. S. und Pont s. S. (nach Wolfram's Parzival das Meer) bildet, hinauf erstreckte.

Wie man auch über diese Arbeit und mein Unternehmen, die Beschreibung von Terre marveile als ein für sich bestehendes poetisches Naturgemälde aufzustellen, urtheilen möge, so hoffe ich doch mit dem Vorwurfe, als habe ich durch diese Sonderung des Oertlichen und Geschichtlichen in Wolfram's Parzival dem Studium der mittelhochdeutschen Dichter Eintrag gethan, verschont zu bleiben; denn, gefällt obige Darstellung, so wird der wißbegierige Leser es mir danken, daß ich ihn auf die eigenthümlichen Schönheiten eines Gedichtes aufmerksam gemacht habe, welches in diesem einfachen, daraus entnommenen Landschaftsbilde ihm schon so angenehmen Genuß gewährt, so daß nun vielleicht Mancher, von einem auch ihm eingeflößten Vorurtheil befreit, sich angetrieben fühlt, einen durch den Vorwurf der Planlosigkeit und Verwirrung mit Unrecht verschrienen Abschnitt des erwähnten Epos mit eigener Kraft sicher und freudig zu durchwandern und auch seinerseits irgend welchen bisher unbeachteten, dunklen Theil desselben zu allgemeinerem Nutz und Frommen zu beleuchten und zugänglich zu machen. Sollte aber, was ich gern zugebe, dieses oder jenes Einzelne der Berichtigung oder Ergänzung bedürfen, so würde ich mich freuen, wenn dadurch Genossen derselben Beschäftigung Veranlassung fänden, durch unparteiische Kritik und Mittheilung ihres besseren Wissens das Studium unserer vaterländischen Literatur zu fördern. Ich wenigstens gestehe, daß ich durch obige mühevolle Arbeit, die ich, angereizt durch die anmuthige Lectüre des zweiten Theils von A. v. Humboldt's Kosmos, ohne anderweitige Hülfe ausgeführt habe, in mancher Beziehung in meines Lieblingsdichters Werken heimischer geworden bin. Zum Schluß übrigens möge es dankbarer Pietät vergönnt sein, als einen Beweis, welchen ermunternden Antheil jener um Kunst und Wissenschaft so hochverdiente Mann auch an bescheidenen Leistungen Jüngerer, sofern sie zu seiner Kenntniß kommen, immerdar nimmt, sein Urtheil über obige in der Handschrift überreichte Abhandlung mitzutheilen, wie es in einem Briefe vom 26. December 1848 vor mir liegt: — „Was ich von dem einen Theile Ihrer Abhandlung des wichtigen Denkmals mittelalterlicher Poesie gelesen, hat mir viel Freude gemacht. Es ist ein interessantes Unternehmen, ein landschaftliches Ebenbild der Gegend zu entwerfen, die dem Geiste des Dichters vorschwebte, ein Bild, das die

Wirklichkeit im freien Spiel der Einbildungskraft mehr oder weniger bedingt. Wie ſehr ich daran hange, in den großen Werken der Alten Spuren individueller Auffaſſungen, beſtimmter Localitäten, zu finden, ſehen Sie Kosmos Th. II, S. 10. 19. 108. Auch Cicero begeiſtert durch anmuthige Erinnerungen aus der wirklichen Welt, Kosmos Th. II, S. 18. —"

Potsdam. F. W. Rührmund.

III.

Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen.

Die in dem Graff'schen Sprachschatze zerstreut verzeichneten Eigennamen bilden jedenfalls den schwächsten Theil des sonst so verdienstvollen Werkes. Der Grund hievon liegt zunächst in dem Umstande, daß die Quellen für die Sammlung der ahd. Namen fast durchaus andere sind als die für die andern Bestandtheile des Sprachschatzes. Daher kam es denn, daß, während Graff seinen ganzen Eifer auf die letzteren richtete, die Namen unvollständig an Zahl, ungenau in der Schreibung und nur selten durch Hinweisung auf die Quellen genug gesichert aufgeführt werden, abgesehen davon, daß diese Mängel gegen Ende des Werkes in noch weit größerem Maßstabe als in den ersten Bänden hervortreten. Ein weiterer Mangel ist die unsichere Begrenzung des hieher gehörigen Stoffes. Graff sammelte aus den deutschen Quellen auch die fremden Namen, sogar diejenigen, welche in Deutschland niemals gastlich aufgenommen sind, und indem er so Deutsches und Undeutsches durcheinander mischte, bediente er sich nicht einmal eines Kennzeichens zur Unterscheidung dieser beiden Gattungen, so daß man über sein Urtheil, was deutsch und was undeutsch sei, in vielen Fällen im Unklaren ist. Doch können wir bei genauerer Betrachtung erkennen, daß diese Unterscheidung, selbst wenn Graff sie angestellt hätte, durchaus mangelhaft hätte sein müssen. Der Sprachschatz enthält nämlich wie billig auch die deutschen Namen aus undeutschen Quellen und hier erstaunt

man über den gänzlichen Mangel an Ausſcheidung alles Fremden, namentlich des Keltiſchen, einen Punkt, über den weiter unten noch Mehreres angedeutet werden ſoll. Ein fernerer Vorwurf iſt Graff daraus zu machen, daß er eine Anzahl von Perſonennamen auf falſche Weiſe aus Ortsnamen gefolgert hat, ſo wie ich mir z. B. von einer großen Anzahl ſeiner Perſonennamen auf -ing getraue darthun zu können, daß ſie niemals exiſtirt haben.

Außer dieſen beſondern den Namen des Sprachſchatzes anhaftenden Uebeln, deren es übrigens noch mehrere giebt, wirken noch die dem ganzen Werke gemeinſamen Mängel nachtheilig. Vor Allem denkt man hiebei natürlich an die Zuſammenſtellung der Wörter unter gemeinſame Wurzeln, die oft weder concret deutſche noch abſtract indogermaniſche genannt werden können, ſondern halsbrechend in der Mitte ſchweben; ein Punkt, den Maßmann klar erkannt, aber mit gebührender Zartheit behandelt hat*).

Wäre nun eine beſondere Sammlung altdeutſcher Eigennamen aus mehrfachen Gründen ſelbſt dann höchſt erſprießlich geweſen, wenn Graff die bezeichneten Klippen hätte umgehen können, ſo mußte, da dieſes nicht geſchehen iſt, ein dahin einſchlagendes Werk geradezu eins der dringendſten Bedürfniſſe auf dem Gebiete germaniſcher Sprachwiſſenſchaft werden. Daher ſagt auch unſer Meiſter auf dieſem Felde, J. Grimm, im Jahre 1840 in der Vorrede zur dritten Ausgabe der Grammatik: „Darf ich bei dieſer Gelegenheit einen Wunſch laut laſſen werden, der mir ſehr am Herzen liegt, ſo iſt es der, daß die unbeſchreibliche Menge althochdeutſcher Eigennamen, ſowol der örtlichen als perſönlichen, da beide Graff unvollſtändig und ungenau verzeichnet, von einem rüſtigen Bearbeiter nach wolüberlegtem Plan bald in eine eigne Sammlung gebracht werden möge, ein Buch, aus welchem unſrer Sprache und Geſchichte unfehlbar bedeutender Gewinn erwachſen muß, deſſen Ausführung aber ungemeinen Fleiß erfordert: der Vorrath iſt faſt unüberſehlich.“ Sechs Jahre hindurch nach dieſer Anregung ließ ſich von keiner Seite her hören, daß ein „rüſtiger Bearbeiter“ ans Werk gegangen ſei; denn um hier mit Ausſicht auf Erfolg arbeiten zu

*) Wie ich ſchon im J. 1844 mit Rückſicht auf einige Sanskritforſchungen den Satz aufſtellte „inter radices vocumque formas Sanscritas et inter Indo-Germanicas accuratius solito esse distinguendum,“ ſo wird auch in Bezug auf das Deutſche eine entſprechende Behauptung zu berückſichtigen ſein.

können, mußten so manche glücklichen Umstände zusammentreffen. J. Grimm ergriff daher, um die Sache in erwünschten Gang zu bringen, ein anderes Mittel; er beantragte bei der Berliner Akademie eine Preisaufgabe über diesen Gegenstand und die Akademie erhob diesen Antrag zum Beschluß, was Grimm in einer seiner späteren akademischen Abhandlungen mit warmem Danke anerkannt hat. Diese im Juli 1846 gegebene Preisaufgabe lautet:

„Unser Volk zeichnet sich aus durch einen Reichthum von Eigennamen, der für die Geschichte der Sprache von größtem Belang, aber in den Denkmälern allenthalben verstreut ist. Zu einer genauen und vollständigen Sammlung derselben, die gegenwärtig an der Zeit zu sein scheint, öffentliche Anregung zu geben, hat die Akademie einen Preis dafür auszusetzen beschlossen. Die Sammlung soll sich von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1100, aber nur auf gothische (zugleich vandalische), langobardische, fränkische, thüringische, alamannische, burgundische, bayerische, altsächsische und friesische erstrecken, mit Ausschluß der angelsächsischen und altnordischen. Deutung der Eigennamen, wie sie erst allmälig aus dem Studium des sämmtlichen Vorraths gründlich hervorgehen kann, wird zwar nicht zur Bedingung gemacht, wo sie aber jetzt schon mit Besonnenheit und in gedrängter Kürze vorgenommen werden kann, als willkommene und empfehlende Zugabe betrachtet werden. Der Termin der Einsendung ist der 1. März 1849, die Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache abgefaßt sein. Jede ist zu versehen mit einer Inschrift, welche auf einem beizufügenden versiegelten, den Namen des Verfassers enthaltenden Zettel zu wiederholen ist. Der Preis ist 100 Dukaten und die Entscheidung erfolgt in der öffentlichen Sitzung zum Andenken an Leibniz im Jahre 1849."

Wenn schon bei der großen Jedem einleuchtenden Schwierigkeit der Aufgabe die Zahl der Bewerber auf keinen Fall eine bedeutende sein konnte, so trat auch selbst einer geringen Concurrenz die ein Jahr vor dem Termin der Einsendung losbrechende politische Bewegung hemmend entgegen. Wahrscheinlich ist, wie sich der spätere Bericht der Akademie ausdrückt, mehr als ein Vorsatz dadurch erstickt worden, oder die Ausführung auf halbem Wege stehen geblieben. Mit Bezug auf diese Vermuthung biete ich hiemit allen denjenigen, welche etwa in der Ausführung dieser Aufgabe behindert

worden ſind, die Hand zum Bunde und bitte ſie, ſich mit mir in Verkehr und Verband ſetzen zu wollen, damit in echt wiſſenſchaftlichem Geiſte mit gegenſeitiger Förderung ein Werk zu Stande gebracht werde, das von einer neuen Seite her unſerer alten Sprache Hoheit und Reichthum ans Licht ſtelle. Sehe ich recht, ſo ſind meine mir unbekannten Mitforſcher vor Allem nunmehr dazu berufen, an eine Sammlung der angelſächſiſchen oder der altnordiſchen Namen zu gehen; beſonders, wenn eine ſolche Sammlung nach denſelben Plane angelegt wird, wie das Wörterbuch aus den übrigen Mundarten, verſpreche ich mir große Ergebniſſe von dem Lichte, das beide Arbeiten durch einander wechſelſeitig empfangen müſſen.

Daß ich ſelbſt (wie ſich ſpäter zeigte, als der Einzige) es gewagt habe einen rohen Entwurf der Akademie vorzulegen, ſetzt mich nunmehr faſt in Erſtaunen, wenn ich an die beſondern Hemmniſſe denke, die neben den erwähnten allgemeinen grade mir entgegentraten. Erſt ein Vierteljahr nach Stellung der Aufgabe davon in Kenntniß geſetzt und für dieſes Feld ſo gut als ganz unvorbereitet, zudem grade lebhaft von andern wiſſenſchaftlichen Plänen angeregt, wäre ich nie ans Werk gegangen, wenn nicht das dringende Zureden wohlwollender Freunde mich dazu beſtimmt hätte. Weniger bringe ich es in Anſchlag, daß ich durch Berufsgeſchäfte im höchſten Grade nach mannigfaltigen Richtungen hin in Anſpruch genommen wurde und noch werde, denn ich hatte mich in ſolch einer minder begünſtigten Lage ſchon längſt gewöhnt, die eigentlich wiſſenſchaftliche Thätigkeit nur als Erholung und Erfriſchung gelten zu laſſen. Aber was mich am meiſten drückte, war der faſt gänzliche Mangel an wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln, den ich hier in Danzig (und ich war an den Ort gefeſſelt) in einer Weiſe empfand, daß eine nähere Schilderung davon faſt ans Unglaubliche grenzen würde. Fern von aller Selbſtüberſchätzung und ohne die geringſte Hoffnung den eigentlichen Preis erlangen zu können, ſandte ich meine erſte Anlage der Akademie ein, nur um von dorther eine Anregung zur eigentlichen Ausführung zu erhalten. Noch war z. B. außer den echt hochdeutſchen Mundarten verhältnißmäßig nur wenig von mir geſammelt, noch hatte ich aus meinen urſprünglichen Auszügen die Belegſtellen nicht mit der hier unumgänglichen Schärfe und Gleichförmigkeit in die Vorlage übertragen können, noch waren ferner die Sonderungen der Wortſtämme und die Deutungen der Namen auf einer ſehr

niedern Stufe ſtehn geblieben. Ueber den Erfolg war ich demnach überraſcht; denn wenn auch von der wirklichen Krönung der Arbeit nach alle dieſem nicht die Rede ſein konnte, ſo wurde ihr dennoch der Geldeswerth des Preiſes zugeſprochen, eine Milde des Urtheils, die ich zum großen Theile der Berückſichtigung der ungünſtigen Zeitverhältniſſe zu verdanken glaube.

Um nun einerſeits den jetzigen Standpunkt des Werkes anzudeuten, beſonders aber um vielleicht Anregung zu Einzelforſchungen zu geben, von denen ich einige ſehnlichſt erwarte, gebe ich hier einige kurz gehaltene Bemerkungen über mehrfache auf dieſem Gebiete in Erwägung zu ziehende Punkte.

In Bezug auf die Schreibung der Namen, welche ſo ſehr ſchwankt, iſt zu bemerken, daß Graff, um ſich vor Weitſchweifigkeit zu hüten, mit wenigen Ausnahmen von jedem Namen nur eine einzige Form anführt, und zwar ſogar, wenn die Quellen in der Orthographie zu verworren waren, eine ſupponirte, nirgend in dieſer Geſtalt zu belegende; meiſtens ſtellt er dann eine der ſtrengahd. Mundart gemäße Form auf. Ein ſolches Verfahren kann indeſſen einem ſtrengen Anſpruche auf Genauigkeit unmöglich genügen. Deshalb habe ich mich bemüht, die in den beſten Texten der Schriftſteller überlieferten Schreibungen vollſtändig zu geben, von den Varianten hingegen, welche alle anzuführen eben ſo unnütz als unmöglich war, iſt nur das Wichtigere und Auffallendere, namentlich bei ſeltneren oder durch ihr hohes Alter räthſelhaften Namen gegeben. Von allen dieſen Formen ſtelle ich nach Art einer Ueberſicht diejenige voran, welche nach ſprachlichen Grundſätzen das Gepräge der größten Alterthümlichkeit aufweiſt, und laſſe dann die andern Geſtalten des Namens, ſo viel ſich thun ließ nach der Reihe, bis zu ſeiner größten Entartung folgen. Eine bei jener erſten Form angeführte Zahl bezeichnet das Jahrhundert, in dem der Name (in welcher Geſtalt es auch ſei) vorkommt, d. h. nicht die Zeit des erſten darüber referirenden Schriftſtellers, ſondern die des Ereigniſſes, bei welchem des Namens zuerſt Erwähnung gethan wird. Dieſe Einrichtung wird ſich hoffentlich als nicht ganz werthlos erweiſen. Supponirte Formen, ſo nahe ſie auch oft lagen, ſind gänzlich vermieden worden, um fürs erſte noch nicht die Reinheit der Ueberlieferung zu trüben. Von Conjecturen in Bezug auf die Schreibung ſind nur äußerſt wenige gemacht oder ſchon gemachte aufgenommen worden.

Damit indessen für künftige Conjecturen, welche doch später nicht abzuweisen sein werden, schon jetzt ein kleiner Anhalt geboten werde, möge hier eine kurze Uebersicht derjenigen in unsern Quellen vorkommenden irrthümlichen Buchstabenverwechselungen folgen, welche nicht ganz selten sind. Der Kürze halber folgt bei jeder von diesen Verwechselungen nur ein Beispiel:

u—n: Duisburg — Dinspurch.
ui—in: Hucului — Huculin.
iu—vi: Juhones — Vihones.
in—m: Theotinelli — Theotmelli.
ni—m: Manimi — Mammi.
mi—nn: Hodomia — Hodonna.
im—un: Mimda — Munda.
un—ini: Sundrabert — Sinidrabert.
un—m: Hadolaun — Hadolam.
c—o: Rhispae — Rhispao.
c—e: Lehefeld — Lebefeld.
c—i: Semeldinc — Semeldini.
r—n: Geneuara — Genewana.
u—a: Adaltrud — Adaltrat.
v—u: Vuithones — Nuithones.
r—o: Atrarii — Atoarii.
c—i: Hugmerchi — Hugmerthi.
i—t: Haito — Hatto.
r—t: Beringa — Betinga.
i—l: Nervii — Neruli.
f—l: Biscofofheim — Biscofolheim.
r—b: Rota — Bota.
h—b:*) Holdonstat — Boldonstat.
h—n: Hotger — Notger.
h—l: Habola — Labola.
p—n: Herpesfurt — Hernesfurt.
li—n: Sliesthorp — Snesthorp.
li—u: Hlidbeki — Hudbeki.
ti—n: Mitida — Minda.
lu—in: Lutrahahof — Jntrahahof.

Außer diesen einzelnen Buchstabenvertauschungen finden sich namentlich zwei Quellen einer Menge von sinnlosen Irrthümern:

1) Die Umstellung von Buchstaben, z. B. Erchanbert — Enchanbert; Frotgandus — Frodtangus; Agara — Araga; Gunthodingi — Buntgodingi; Endiriad — Eddinriad; Baradad — Badurad u. a. m. Besonders zu bemerken ist drop für dorp, welches nicht selten vorkommt[1]). Die Formen berth und prath sind oft nur Schuld der Herausgeber von Urkunden (z. B. Schannat's), welche dadurch das überlieferte berht und praht, das sie nicht verstanden, zu verbessern glaubten.

2) Die unrechte Abtheilung der Wörter, z. B. ad Rantesfurt — a Drantesfurt; Gunthodingi — Gonebii digni; Hredi et ad Schezla — hereditas Kaesla; et Berahtrat — Echerahtrat;

*) Bei weitem die häufigste von allen Verwechselungen.

Ingiheresheim Feinga — Ingiheres Heifeinga; Rami Gerolf — Ramugerolf; Liutram Engilburg — Liutramen Gilburg; Uuielachomo — Uuiela Chomo; Uuidarogeltesstat — Uuidaro Geltesstad; Theotbirg Bita — Theotbirgbita; Uuigrihasa — Uuigrih Asa u. ſ. w. Namentlich zeigt die Vergleichung der Fuldiſchen Urkunden bei Schannat mit denen bei Dronke, welchen letzteren ich erſt nach der Entſcheidung der Akademie benutzt habe, daß Schannat ſich ſehr häufig in der bezeichneten Weiſe geirrt hat.

Schwieriger als dieſe ganz unorganiſchen Irrthümer ſind diejenigen Entſtellungen der Namen, welche in mehr organiſcher Weiſe aus dem Aufenthaltsorte, der Zeit, der Sprache, dem Bildungsgrade und der Sorgfalt des Abſchreibers ſowohl als des Schriftſtellers ſelbſt hervorgehen. Dieſe höchſt wichtigen Verhältniſſe, die für die Geſchichte der Sprache von größter Bedeutung ſind, können erſt dann gründlich erwogen werden, wenn die Sammlung des Stoffes bis zu einem gewiſſen Abſchluſſe gediehen iſt. Es werden aber jedenfalls mehrere Monographieen nöthig ſein, um einem künftigen Förderer des Werkes den Weg geebneter zu machen.

Die ganze Maſſe habe ich in zwei Haupttheile geſondert, in die Perſonennamen und Ortsnamen. Die Vereinigung beider Theile in ein Ganzes, welche Mancher gewiß gern geſehen hätte, habe ich deshalb nicht angenommen, weil es dann ganz unmöglich geweſen wäre, auch nur eine einigermaßen klare Ueberſicht über den Stoff zu erlangen; die anderſeits durch meine Sonderung allerdings entſtehenden Nachtheile habe ich durch zahlreiches Verweiſen aus dem einen Theile auf den andern zu heben geſucht. Unter die Ortsnamen ſind übrigens auch die Völkernamen aufgenommen, weil ſie ſich recht gut in das ganze Syſtem der erſteren einfügen laſſen und weil man namentlich bei ihrer Scheidung von den Gaunamen auf Schwierigkeiten ſtoßen würde. Die rein mythologiſchen Namen ſind übergangen worden, weil ſie doch im Allgemeinen ein ziemlich getrenntes Ganze bilden und weil zu einer erneuten Sammlung derſelben ſeit J. Grimms zweiter Ausgabe der Mythologie noch keine beſondere Veranlaſſung vorliegt.

Die Anordnung jedes einzelnen Theils iſt die rein alphabetiſche mit ihren Mängeln und Klippen. Graffs Anordnung habe ich nicht gewählt, weil ſie mir nicht zur weiteren Verbreitung geeignet erſcheint. Eher hätte ich die Reihenfolge des Sanskrit annehmen

mögen, gegen die ſich wohl nichts Weſentliches einwenden läßt; doch hätte ich dies nur dann gethan, wenn ich von ihrer künftigen allgemeinern Anwendung überzeugt geweſen wäre. Bei Wörterbüchern, die jedenfalls nur Materialſammlungen für wiſſenſchaftliche Darſtellungen enthalten (oder gar nur dem praktiſchen Bedürfniß dienen), will es mir ſcheinen, als müſſe man der Sitte mehr als der Wiſſenſchaftlichkeit in der Anordnung der einzelnen Artikel folgen.

Scheinbar unterbricht dieſe alphabetiſche Anordnung (denn die Unterbrechung wird durch zahlreiche Verweiſungen wieder aufgehoben) die Aufſtellung von Wortſtämmen. Bei jedem dieſer Stämme folgt nach einigen allgemeinen Bemerkungen ein Verzeichniß der auf dieſen Stamm endenden Namen, über deren jeden man an ſeinem Orte Genaueres nachſehen kann. Dann kommen die von dem Namen unmittelbar (durch Suffixe) hergeleiteten Namen und endlich folgen die mit einem andern Stamm als zweitem Theile zuſammengeſetzten Formen. Sie ſind mit Ausnahme von wenigen Fällen nach dem zweiten Theile der Zuſammenſetzung alphabetiſch geordnet. Ich ſetze als Beiſpiel, mit Auslaſſung der allgemeinen Bemerkungen, der Citate und der ganz unſichern Formen einen Stamm der Perſonennamen her, mit der Bitte die entſprechende Stelle bei Graff (II, 699) zu vergleichen:

MÔD.

Adalmod. Adalmoda. Agimuot. Alamud. Anamot. Baldmuot. Bermod. Bismod. Blismodis. Diomut. Ebrimuth. Eilmod. Elimuot. Elismot. Engilmuot. Faramuot. Frahamot. Frommot. Fruimot. Fulmodo. Germot. Gislemod. Glismot. Hartmut. Hathumot. Herimod. Hildeomod. Hiltimota. Horsemuat. Hroadmot. Hwasmot. Liobmod. Loamod. Ilimot. Memuot. Perahmot. Philimuth. Pilimot. Plidmot. Ratmot. Rausimod. Reginmuod. Richmuot. Selimuot. Sigimuat. Sinmot. Snelmuot. Starhmot. Stillimot. Sundarmuot. Swidmoat. Talamot. Tattimuth. Trosamuat. Wahsmut. Wandelmoda. Warmut. Wasmuot. Wigimuot. Willimuat. Witmod. Wolamot. Wolfmuot.

Maata, fem. 9. Muota.

Mudila. 7. Mutila.

Moatin. 8. Muatin.

Mutbraht. 9.

Mathsrga, fem. 8.

Muotpurc, fem. 9.
Muatdanc. 8.
Moatflat, fem. 9.
Moatker. 9.
Modigisil. 5, *Μοδιγισιλος*. Medegisil? Modeghisden(us).
Muotcund, fem. 9.
Mothar. 8. Moathar. Moather. Muather. Mouther. Muotheri. Motar. Muotere.
Moathart. 9.
Muothelm. 8. Muathelm. Moathelm.
Muothilt, fem. 9.
Muotlaug, fem. 9.
Motliup. 9. Muotliup. Muotlieb.
Moderich. 8? Mederich?
Muotswind, fem. 8. Modsuit.
Modoald. 7. Muotolt. Muatolt.
Muatwin. 9. Modoin. Motwin. Motuuin.
Modalbert. 8.

Daß ich die Namen unter Wortſtämme und nicht unter eigentliche Wurzeln vereinigt habe, wird kaum einem Tadel unterliegen, wenn man erwägt, daß es hier vor Allem darauf ankam, ſolche allgemeine Formen aufzuſtellen, welche ſich in den Namen, abgeſehn von den übrigen Theilen des Sprachſchatzes, möglichſt klar und beſtimmt wiederfinden. Es ſind deshalb ſogar zwei und mehrſilbige Stämme unverſchmäht geblieben, wie folgende:

1) bei den Perſonennamen: adal, adra, agil, agin, ali, amal, aman, angil, beraht, ebar, eggi, ellan, eodal, erchan, fili, gamal, gaman, gisal, gomo, halid, hari, helan, hraban, irmin, madal, madar, magan, mahal, nagal, neri, thegan, thiuda, uodal, warin, witi, wuldar;

2) bei den Ortsnamen: affa, affaltra, aha, akar, alah, angar, awa, bardan, bibar, binuz, buhil, buri, chuning, clata, eitar, elira, fogal, forah, habuh, hagan, hamar, hasal, heilig, huoba, luzil, marah, metam, michil, nidir, obar, ottar, padra, salida, salig, tegar, thunar, untar, walah, warid, wilari, winchil, winid, wisund, wodan, zidal.

Es ſind ferner, um der Verflüchtigung ins Abſtracte auszuweichen, wie ſie für ein ſpecielles Namenwörterbuch unziemlich

iſt, öfters mehrere Stämme getrennt behandelt worden, die klar genug zu derſelben Wurzel gehören, wie up und obar, ingo und angil, u. a. m.

Man erwartete vielleicht, daß ich bei dieſen Stämmen die Lautverhältniſſe eines beſtimmten Dialekts zu Grunde legen und z. B. alle Stämme nach gothiſcher oder ſtrengahd. Weiſe ſchreiben würde. Das hätte indeſſen wiederum der Ueberſichtlichkeit bedeutenden Eintrag gethan und es wäre z. B. ein nie in gothiſchen, ſondern nur in fränkiſchen Namen gebräuchlicher Stamm in gothiſchem Gewande erſchienen. Deshalb zog ich es vor, um das beſonders oft Gebräuchliche hervortreten zu laſſen, mir einige Schwankungen zu geſtatten und dem einen Stamm dieſe, dem andern jene Form zu geben. Doch habe ich allerdings die gothiſche Lautſtufe bevorzugt, wo ſie nicht ganz ſelten iſt oder vielleicht gar weniger Urſprüngliches aufweiſt als eine andere Form. Ich ſchreibe deshalb zwar thiuda und môd, aber burg und nicht baurg, mâr und nicht mêr. Schaden für den praktiſchen Gebrauch des Wörterbuchs geht aus dieſen Schwankungen nicht hervor.

Von beſonderer Schwierigkeit und für jetzt ſehr häufig unmöglich iſt, wie ſchon ein flüchtiger Blick auf das Graffſche Buch zeigt, die ſtrenge Scheidung deſſen, was zu einem Stamm und was zum andern gehört. Theilweiſe wird ſogar dieſe Scheidung niemals durchzuführen ſein, da nämlich ganz verſchiedene Wurzeln in ihren entarteten Geſtaltungen oft in dieſelbe Form zuſammenfließen, ſo daß derſelbe Name mitunter aus zweien, dreien oder noch mehreren Quellen entſprungen ſein kann. Hier muß man ſich hüten etwas als ganze Wahrheit hinzuſtellen, was jedenfalls nur ein Theil der Wahrheit iſt. Auch hier möge als Ausgangspunkt für weitere Forſchungen ein kleines Verzeichniß derjenigen Stämme ſeinen Platz finden, welche, obgleich von urſprünglich verſchiedener Geſtalt, dennoch in den Namen beſonders häufig ſchwer zu ſcheiden ſind, vorzüglich wenn Bedingungen eintreten, die das Ineinanderfließen der Stämme begünſtigen:

adal, ald, agil.
agil, angil.
aha, awa, hoſa, huoba, (eiba), gawi.
bald, wald.
ber(in), warin.
burg, bruoch, brug.
chlod, liut, flat.
chuon, un.
(cruzi), grioz.

eih, ek.
erin, ern.
gald, hildi.
gar, hari.
gaud, got.
gis, wis.
gisal, is(il).
hagan, haim.
hard, rad, ward.
hraban, ragan.
hriod, rud.
hrod, rad.
hub, liut.
mod, mund.
stat, stein.
wand, winid.
warid, ward.
weg, wig.
wid, wig.
win, in (Suffix).
wis, wix.

Eine Reihe von Problemen, die theilweiſe noch bedeutende Unterſuchungen erfordern werden. Und dabei ſind nicht einmal diejenigen Formen hier aufgeführt, welche ſelbſt in ihren ältern Geſtaltungen Zweifel übrig laſſen, zu welchem von mehreren ähnlich gebildeten Stämmen ſie etymologiſch zu ſtellen ſeien. Näher wird man der Löſung dieſer Fragen in Zukunft um ein Bedeutendes kommen können, wenn man auf die geographiſche Verbreitung der Ortsnamen, ſo wie auf die ethnographiſche der Perſonennamen, ſowohl im Einzelnen, als in Bezug auf ganze Wortſtämme, fleißig ſein Augenmerk richtet.

Eine höher einſchlagende erſprießliche Arbeit wird es ſein, wenn Jemand für jeden der bedeutendern deutſchen Volksſtämme diejenigen Perſonennamen beſonders verzeichnete, die bei ihm mit einer großen Wahrſcheinlichkeit gebräuchlich waren. Doch ſtößt ſich die Sache an vielen Schwierigkeiten, die theils durch ungenügende Angaben in den Quellen, theils durch hiſtoriſche Verhältniſſe, z. B. durch das der Miethstruppen im oſtrömiſchen Kaiſerthum, durch die normänniſche Anſiedelung in Italien im 11. Jahrhundert u. ſ. w. herbeigeführt werden. In ſolchen mundartlichen Namensverzeichniſſen wäre es auch angemeſſen, die für den Dialekt paſſende echte Namensform, auch wo ſie nur geſchloſſen werden kann, in Parentheſe beizufügen, z. B. in dem gothiſchen Verzeichniſſe etwa: Alarich (Alareiks), Alatheus (Alathius), Amalafrida (Amalafrithjô), Athanarich (Athanareiks)[2]), Ermanarich (Airmanareiks), Fridigern (Frithugairns), Friderich (Frithureiks)[3]), Ragnaris (Raginharjis)[2]), Theodorich (Thiudareiks) u. ſ. w. Solche Verzeichniſſe würden namentlich über diejenigen

Mundarten Licht verbreiten, die ſonſt keine Literatur auf unſere Zeit vererbt haben, beſonders wenn die Regiſter ziemlich reichhaltig ausfallen; am höchſten ſchlage ich z. B. den Nutzen für das Langobardiſche an. Von mehreren Seiten iſt gewünſcht worden, ich möge mein ganzes Wörterbuch nach Mundarten anordnen, doch halte ich das für unmöglich und, wenn es auch möglich wäre, für unpraktiſch. Als Anhang dagegen ſolche Verzeichniſſe zu liefern war ich anfangs entſchloſſen und hatte ſie auch ſchon begonnen, doch muß ich ſolche Nebenwerke aufgeben*). Als eine anziehende Aufgabe nenne ich noch hier eine Abhandlung über den Dialekt, dem die Namen des Polyptychon Irminonis angehören, da dieſe Namen ſelbſt eine ſehr reichhaltige Quelle für dieſe Arbeit bilden, der ich bald einen Unternehmer wünſche.

Daß es für die Sprachgeſchichte eben ſo auch wichtig ſei zu wiſſen, in welcher Gegend oder über welche Gegenden verbreitet ſich jeder Ortsname findet, wird nicht geleugnet werden. Deshalb habe ich bei den Namen meiſtens die geographiſche Lage oder den entſprechenden heutigen Ort angeführt und am Schluſſe ein alphabetiſches Regiſter dieſer neuern Ortsnamen mit den nöthigen Verweiſungen auf das Wörterbuch ſelbſt beigefügt. Auch hier iſt noch ein großes Feld für begrenztere Arbeiten; in den Monumentis Germaniae von Pertz liegt bis jetzt das Trefflichſte, was hierin geleiſtet iſt.

Die Deutung der Namen hat die Akademie nicht verlangt, aber doch für wünſchenswerth erklärt. Mir ſchien ſie zwar, ſchon wegen der theilweiſe darauf zu begründenden Anordnung des Ganzen, unabweislich, indeſſen war es doch nicht ausführbar, ſie überall anzuſtellen. Folgerecht durchgeführte Deutungsverſuche hätten das Dunkel, das noch über dem ganzen Stoffe ſchwebt, ſicher vermehrt und obendrein nicht viel aufs Reine gebracht. Deshalb habe ich die Deutungen, wo ſie ſich ungeſucht darboten, namentlich bei den ganzen Wortſtämmen, angeführt, übergangen dagegen, wenn ſie entfernter lagen. Daß ich auch mitunter auf alte Irrthümer Rückſicht genommen habe, ſelbſt auf ſolche, die jetzt als ganz albern erſcheinen, wird man mir nicht verdenken, da ich nur ſolche Irrthümer erwähnt habe, die charakteriſtiſch für ganze Richtungen in der Namendeutung ſind. Denn es ſchien mir unziemlich, alle und jede Erinnerung an jene durch drei Jahrhunderte ſo viel betretenen Irrwege in der Onomatologie abſtreifen zu wollen, zumal da Luthers bis 1611 vier-

viermal herausgegebenes und mit ſo großem Eifer von N. Goclenius und Schardius ergriffenes Buch[6]) in bedeutender Weiſe den Reigen anführt. Zudem haben einzelne ältere Forſcher auf dieſem Gebiete ſich bleibende Verdienſte erworben, wie Aventinus und Beatus Rhenanus durch die erſten Sammlungen, Schottelius (1663) durch die erſte Hinweiſung auf eine Behandlung nach Wortſtämmen und auf die nöthige Hinzuziehung von Ortsnamen*), noch Andere, von denen ich einige hie und da angeführt habe, durch Sonderung nach den deutſchen Volksſtämmen u. ſ. w. Natürlich verfielen alle jene Männer, und auch die Späteren, bis in unſer Jahrhundert hinein, aus Unkenntniß der alten Sprache in den Fehler, alles aus der Sprache ihrer Zeit deuten zu wollen, und ſo bauen ſie ihre Etymologien nur mit Hülfe des äußern Ohrs, nicht mit der des innern Auges auf. Die erſte durchgreifende Berückſichtigung des Altdeutſchen finden wir charakteriſtiſch genug gleich nach Beendigung der Freiheitskriege in Benekens Teuto, obgleich hier noch das zu große Hervorheben ſittlicher Rückſichten, die geringe Beleſenheit in altdeutſchen Büchern und ein durch die Macht der Analogie häufig mißleitetes Sprachgefühl den Fortſchritt bedeutend beeinträchtigen[7]). Was ſeitdem im Großen wie im Einzelnen geleiſtet worden iſt, liegt uns vor Augen und ich will mir deshalb nur noch geſtatten, auf einige Punkte hinzuweiſen, deren Erörterung in Zukunft der Namendeutung einen nicht unerheblichen Vorſchub leiſten dürfte.

Zunächſt wird zu unterſuchen ſein, welche Klaſſen von Begriffen beſonders häufig und welche überhaupt zur Bildung der ältern deutſchen Namen verwandt worden ſind. Man wird zuerſt erörtern müſſen, in welchen Grenzen ſich die Anwendung der Namen von heidniſchen Gottheiten namentlich bei Perſonennamen bewegt; damit hängt dann häufig der Gebrauch von Thiernamen, ſowohl bei Perſonen- als Ortsnamen, zuſammen, wobei man ſchon durch das Beiſpiel von Danck (1708) gewarnt, die naturgemäßen Grenzen nicht überſchreiten wird. Die große Ausdehnung der Pflanzennamen zur Bezeichnung von Oertern, kaum von Perſonen, wird zu erwägen ſein. Parallel läuft dann die Anwendung moraliſcher, namentlich kriegeriſcher Eigenſchaften bei den Perſonen- und topiſcher Verhältniſſe bei den Ortsnamen. Endlich wird

*) Er ſtellte ſogar, worin ihm nachher Wiarda folgte, eine Litteratur der Onomatologie zuſammen.

man nach Erörterung der minder häufig angewandten Begriffsklaſſen auf diejenigen Ortsnamen ſein Augenmerk zu richten haben, welche von Perſonennamen hergeleitet werden. Intereſſant dürfte es auch ſein zu unterſuchen, wie die dem Nhd. (gleich dem Lateiniſchen) ſo häufige Ableitung der Perſonennamen von körperlichen Eigenſchaften, ferner die Derivation derſelben von Ortsnamen und beſonders die jetzt ſo unendlich gebräuchliche Anknüpfung an Beſchäftigungen nnd Gewerbe erſt allmälig und nicht eben ſehr früh in Aufnahme gekommen iſt. Von entſcheidendem Einfluß, nicht bloß für Sprachwiſſenſchaft, ſondern auch für die Kulturgeſchichte werden dieſe Unterſuchungen ſein, wenn ſie nicht bloß auf das Deutſche ſich erſtrecken, ſondern auch über die verwandten Sprachen des indogermaniſchen Stammes ausgedehnt werden.

Ein zweiter hieher gehöriger Punkt iſt die Veränderung, die der Sinn eines Wortſtammes häufig erfährt, wenn er in Namen gebraucht wird. Bei einer großen Anzahl zuſammengeſetzter Namen nämlich, deren beide Theile in ihrer Bedeutung ganz klar ſind, fügen ſich dieſe beiden Theile ihrem Sinne nach ſo ſchlecht an einander, daß eine genaue Ueberſetzung des ganzen Namens ſich oft wunderbar genug ausnimmt. Denken wir z. B. an den Namen Wolfwin: die einfache Ueberſetzung Wolflieb kann nicht genügen; man denkt vielmehr ſogleich an den Wolf des Odin, iſt jedoch noch immer im Unklaren, ob Wolfwin ein dieſen Wolf Liebender oder von ihm Geliebter iſt, und in beiden Fällen bleibt in der Auffaſſung etwas Unbehelfenes, ich möchte auch zugleich ſagen etwas Unalterthümliches. Vielmehr ſcheint mir hier die Silbe Wolf nur den ganz abſtrakten Begriff des Kräftigen, Gewaltigen zu haben, welcher allerdings durch den Gedanken an den Siegeswolf des Wodan vermittelt iſt. Und ſo ſcheint überhaupt eine große Anzahl von Wortſtämmen ihre Bedeutung in den Namen im hohen Grade verflüchtigt zu haben. Ja oft halte ich die Bedeutung, ſelbſt in den früheren Zeiten, ſchon für ganz aufgehoben, ſo daß ein Stamm nur noch der Sitte nach als Theil eines Namens gebraucht wird und daß die beiden Hälften des Compoſitums gar nicht mehr in ihrem Sinne im Zuſammenhang zu ſtehen brauchen. Hiemit hängt dann die feine von Leo aus dem polyptychon Irminonis gezogene Bemerkung zuſammen, es ſei (zunächſt bei den ältern Franken) Gewohnheit geweſen, die eine, beſonders die erſte Hälfte des Namens der Eltern auf die

Kinder zu vererben und ſo gewiſſermaßen die mangelnden Familiennamen zu erſetzen. Iſt es erſt erwieſen, daß dieſe Sitte weit verbreitet war (und ich glaube, daß ſich das wird erweiſen laſſen), ſo folgt daraus unmittelbar, daß der Sinn der einzelnen Wortſtämme nicht mehr ganz beibehalten werden konnte. An dieſer nothwendigen Conſequenz ſeiner Bemerkung nimmt aber Leo ſelbſt Anſtoß, wenn er ſagt: „Wie ſollten doch Tauſende von Bäuerinnen und leibeigenen Weibern zu Namen gekommen ſein, die auf Ruhm, Krieg, Kriegsruhm und Schlacht deuten und die ſich allenfalls für Fürſtinnen und Ritterfrauen, nicht aber für ancillae paſſen?“ Auf dieſe Frage ſcheint die einfache Antwort „durch Vererbung und Sitte;“ zu Erklärungen aus dem Keltiſchen nur deshalb ſeine Zuflucht nehmen zu wollen, ſcheint unangemeſſen, und ich trete daher in der Streitfrage über die Eigennamen des polyptychon, trotz meiner größten Hochachtung für Leo als Sprachforſcher, dennoch unbedenklich auf die Seite Grimms.

Hieran ſchließt ſich dann eine dritte Seite, von der aus man dem Sinne der Namen näher kommen kann; ich meine durch Erörterungen über den Einfluß eines Wortſtammes auf das Geſchlecht des Namens, der auf dieſen Wortſtamm endet. Anfangende Stämme ſcheinen hier wie in der übrigen Sprache ohne Einfluß. Eine ſehr große Anzahl von Stämmen bildet faſt ausſchließlich Masculina (z. B. die Thiernamen bero, hraban, vulf, ferner die Stämme gar, had, hard, helm, mar, rich, wig), bei andern finden beide Geſchlechter ſtatt (in ziemlichem Ebenmaaß z. B. bei beraht, bald, rad) und einige (berg, burg, drud, gard, gund, haid, hild, lind) weiſen faſt nur Feminina auf. Dieſe merkwürdige Erſcheinung findet ſich ſelbſt im Griechiſchen, welches ſonſt in der Namenbildung mit dem Deutſchen die nächſte Berührung hat, faſt durchaus nicht; höchſtens bemerkt man, daß die Wörter ἀρετή, θοός und νοῦς in den Namen vorzugsweiſe für Feminina gebraucht werden. Auf den Grund dieſer Abweichung, den ich in dem Deklinationsſyſtem beider Sprachen ſuche, näher einzugehen iſt hier nicht der Ort.

Endlich und viertens mache ich darauf aufmerkſam, daß ſich Manches für die Bedeutung ergeben dürfte, wenn man auf die Stellung achtet, welche ein Wortſtamm am Anfange oder Ende von Zuſammenſetzungen einnimmt. Mit der Bedeutung hängt es

offenbar zuſammen, wenn eine große Anzahl von Stämmen nur am Anfange, niemals am Ende von Namen erſcheint. Dergleichen Stämme habe ich von den Perſonennamen folgende bemerkt, die indeſſen noch zu unvollſtändig ſind: adal, agil, agin, alb, ald (?), alf, amal, and, angil, ans, arb, arn (?), aud, bil, blid, chlod, chuon, dom, druht, ebar, eggi, erchan, erin, fast, fili, folc, frig, frod, gail, gamal, gen, gomo, got (?), hagan, brod, id, im, irmin, is (isan), liut, madal, magan, maur, ragan, rest, rom, sig, sis, thiuda, uodal, wan (?), ward, warin, wid, wili, wis (?). Von Stämmen der Ortsnamen gehören hieher: affaltra, alah, alb, asc, aust(ar), bibar, binuz, breit, chald, chuning, clata, eling, crumb, dorn, eitar, elira, fisc, fogal, forah, franc, fri, friz, habuh, hagan (?), hass, heilig, hirs, hoh, hunt, lang, lind, luzil, metam, michil, nidir, niw, nord, nuz, padra, sahs, salida, salig, scon, spir, suab, sulz, sunn, swarz, swin, tan, tegar, thunar, turing, untar, up, ur, west(ar), wisunt, wiz, wodan, wozu noch einige fremde Stämme wie abbat, biscop, cruzi, munich, rin und endlich mehrere andere kommen, die ſchon bei den Perſonennamen erwähnt wurden. Ganz vereinzelte Erſcheinungen heben dieſe Wahrnehmung nicht auf, die andrerſeits dadurch gekräftigt wird, daß man in den genannten Stämmen leicht zuſammengehörige Begriffsklaſſen erkennt. Bemerkenswerth iſt, daß ſich umgekehrt ſolche Stämme, welche nur am Ende von Namen vorkommen, ſchwer nachweiſen laſſen, und die wenigen, die man (wohl nur aus dem Bereiche von Ortsnamen) aufzählen könnte, ſind verhältnißmäßig ſo ſelten, daß es leicht reiner Zufall ſein kann, wenn wir ſie nicht auch am Anfange finden. Die große Maſſe der übrigen Stämme nimmt beide Stellungen ein, doch gewöhnlich mit Bevorzugung der einen. —

Nach Vollendung dieſer vielſeitigen, wenn gleich nur ſehr im Allgemeinen gehaltenen Bemerkungen komme ich zur Hinweiſung auf die weitſchichtigſte aller hergehörigen Fragen, die zugleich eigentlich der Grund und Boden iſt, auf dem ſich die ganze Unterſuchung aufbaut. Ich hoffe hier wo möglich noch klarer als im Bisherigen zur Anſchauung zu bringen, wie ſchwierig einerſeits die Forſchung auf dieſem Gebiete iſt und wie zahlreich doch andererſeits die Wege ſind, auf denen das Licht zur Erhellung des Dunkels wird durchdringen können. Ich meine unter dieſer Hauptfrage aber keine

andere als die, was für Namen deutſch und welche undeutſch ſeien, jene Frage, deren mangelhafte Beantwortung ich als Grundfehler des Ahd. Sprachſchatzes im Eingange dargeſtellt habe.

Drei Volksſtämme ſind es, durch deren Berührung und Durchdringung mit dem germaniſchen die genannte Frage ſo wichtig als ſchwierig wird, daß von ihrer richtigen Behandlung das ganze Gedeihen der Weiterforſchung abhängt, der romaniſche, ſlaviſche und keltiſche. Den Einfluß von Finniſchem, Altiberiſchem und Litthauiſchem (Altpreußiſchem) ganz ableugnen zu wollen, wäre Thorheit, noch größere Thorheit aber ihn jetzt ſchon aufſpüren zu wollen. Wir müſſen (und können es, unbeſchadet des Ganzen) dieſen Einfluß, ſo lange nicht der jener drei erſtgenannten Stämme mehr ins Reine gebracht iſt, gleich Null anſetzen. Schwer wird aber die genauere Kenntniß der Grenze zwiſchen Deutſchem, Romaniſchem, Slaviſchem und Keltiſchem namentlich durch den Umſtand, daß alle dieſe Sprachen im Verhältniß der Stammverwandſchaft, d. h. ganz im Verhältniß der einſtigen Identität ſtehen und daß die Spuren dieſer Identität ſo wenig verwiſcht ſind. Wenn ſich Arabiſches, Mongoliſches und vor Allem Chineſiſches in der Weiſe wie die genannten Sprachen mit dem Deutſchen berührt hätte, wie viel weiter wäre dann ſchon unſer Wiſſen! So aber wie die Sache jetzt ſteht, iſt durchaus kein auf deutſchem Boden vorkommendes Wort als keltiſch erwieſen, wenn man nur ſeine Verwandtſchaft mit Keltiſchem ſelbſt ganz unumſtößlich erweiſt; dieſe Verwandtſchaft verſteht ſich vielmehr ganz von ſelbſt. Nur genaue Kenntniß der Grammatik und Aufſtellung feſter Grundſätze bewahrt uns hier vor der heilloſen Unkritik vergangener Jahrhunderte.

Die Kelten waren die Vorgänger der Deutſchen auf dem ganzen oder wenigſtens ſicher auf dem größten Theile des nachmaligen deutſchen Gebietes. Vor ihnen läßt ſich keine andere Bevölkerung, ſelbſt nicht aus Gräbern, mit einiger Wahrſcheinlichkeit nachweiſen; ſie ſind nur das vorläufige Urvolk. Die erſten Bewohner einer Gegend werden aber zunächſt die dauernden natürlichen Verhältniſſe des Landes, alſo namentlich Flüſſe und Berge, durch Namen bezeichnen und dieſe Namen werden, wie es in der Natur der Sache liegt, von dem ſpäter dort einwandernden Volke beibehalten werden. In den deutſchen Fluß- und Bergnamen werden wir alſo Keltiſches häufiger und mit größerer Sicherheit als bei Anſiedlungsörtern oder

gar bei Personennamen erkennen. Der Umfang des Keltischen auf deutschem Gebiete wächst uns aber durch die Wahrnehmung, daß die ältesten Deutschen kein städtebauendes Volk waren, und damit stimmt es auffallend überein, daß die aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung überlieferten Ortsnamen in Deutschland so selten sich als deutsch erweisen lassen und so häufig als ganz fremdartig erscheinen, während das doch mit den deutschen Personennamen aus eben derselben Zeit gar nicht der Fall ist. Leider läßt sich die geographische Grenze, über welche die Kelten in Deutschland niemals in nördlicher Richtung vorgedrungen sind, durchaus nicht bestimmen und zwar besonders deshalb, weil wir aus den frühsten Jahrhunderten so wenig Ortsnamen aus dem nördlichen Deutschland kennen. Ich bin überzeugt, daß sich die Grenze ungefähr würde ziehen lassen, wenn wir nur zwanzig bis dreißig hinlänglich beglaubigte Namen mehr aus Norddeutschland vor dem fünften Jahrhundert hätten. Wir hätten dann eine ähnliche Linie wie W. v. Humboldts Keltengrenze auf der iberischen Halbinsel[8]). Für jetzt kann ich nur die ganz bescheidene Vermuthung äußern, daß nördlich vom Thüringer Walde und den Böhmischen Gebirgen niemals Kelten ihren bleibenden Wohnsitz gehabt haben. Ich begründe diese Vermuthung auf einige Karten, die ich mir über die geographische Verbreitung gewisser keltischer Ortsnamenendungen angelegt habe. Die Untersuchungen von Keferstein über den keltischen Ursprung Halle's und die von Mahn über den Berlin's sind mir noch nicht genügend, um meine Ansicht im Wesentlichen zu erschüttern.

Und nun noch einige Worte über das Verhältniß der keltischen Namen zu meinem Wörterbuche. Ganz ausgeschieden habe ich zunächst, abweichend von Graff, einige der häufigsten keltischen Endungen: 1) briga, welches sich um so mehr als echt keltisch erweist, da es weit weniger in Germanien als in den südlichen und westlichen Keltenlandschaften gebräuchlich war. Einiger damit wahrscheinlich zusammenhängender Namen, wie z. B. Brixia, habe ich wenigstens vorübergehend gedacht. 2) dunum, dessen Sonderung von germanischen Namensformen indessen, wie ich an seinem Orte zeigen werde, nicht ganz streng durchzuführen ist. 3) durum, welches sich gleichwohl hie und da mit dem deutschen Stamme dor, der z. B. in Egidora erscheint, vermischt hat. 4) bona; doch kann ich Bonna, Bonlanten, Frisiaboni[9]) u. a. m. als nicht ganz sicher

dazu gehörig nicht mit Stillſchweigen übergehen. Schwerer war es den ſowohl keltiſchen als germaniſchen Stamm ac oder ah, der namentlich in der römiſchen Endung iacum faſt immer keltiſch zu ſein ſcheint, unter die beiden Sprachſtämme zu vertheilen und ich ſehe über mein Verhalten in dieſer Beziehung tadelnden und berichtigenden Stimmen entgegen, wenn mir nicht noch zu rechter Zeit irgend eine Monographie zu Hülfe kommt. Aufgenommen habe ich ferner die Wortſtämme gand, gen, nemet, doch nicht ohne die ſtarke Vermuthung, daß ſie keltiſch ſeien. Auch muß ich dreier Bildungen von Ortsnamen gedenken, die ich nicht übergehen konnte, weil ihr keltiſcher Urſprung, wenn auch wahrſcheinlich, ſo doch nicht erwieſen war; ſie erſcheinen bei den alten Schriftſtellern als die Endungen itium (Bunitium, Munitium, Viritium), urgis u. dgl. (Biscurgium, Budorgis, Skurgium, Tulisurgium, etwa auch Visurgis) und endlich das beſonders häufige enna (Arduenna, Badnhenna, Fredenna, Nemetocenna, Parienna, Travenna, wozu vielleicht auch Alkimoennis, Fledena, Losanna, Warinna, Wirdinna, Wirmina). Unmöglich conſequent aufzunehmen oder zu verwerfen waren die Endungen der Perſonennamen mar oder mir (keltiſch z. B. in Atepomarus) und ricus oder rix (das ſich zuweilen auch in Ortsnamen zu finden ſcheint); denn hier ſind die keltiſchen Endungen nicht von den ganz gleichlautenden deutſchen zu ſcheiden. Die Namen Rhein und Main halte ich für ausgemacht keltiſch, doch habe ich ſie, ſchon wegen ihrer Zuſammenſetzung mit deutſchen Stämmen aufnehmen müſſen. Den Fluß Regen mit dem keltiſchen wohl kaum vor sec. 8 deutſch umgetauften Ratisbona an ſeiner Mündung und dem räthſelhaften Chambe an ſeinem oberen Laufe kann ich noch nicht mit Sicherheit aus einem deutſchen Wörterbuche verbannen[10]), auch abgeſehen von der neuerdings ausgeſprochenen Vermuthung eines Berghaus, der dieſen Namen dem Deutſchen zuſpricht. Die Namen Isara, Arar, Bojl[11]) und einige andere erſcheinen nur, um ihre Ueberflüſſigkeit in einem deutſchen Wörterbuche auszuſprechen. Die lange Unterſuchung über Germani habe ich mich nicht bewogen gefühlt wieder aufzunehmen und daher das Wort kurz andeutend übergangen. Die Alamannen dagegen habe ich mit Grimm gegen Adelungs Meinung als deutſches Namens betrachtet. Auf viele andere Punkte habe ich in einzelnen Artikeln hingedeutet.

Weit leichter als das Keltenthum iſt das Slaventhum vom Germaniſchen zu trennen. Denn während die größte Ausbreitung des Keltenthums in Deutſchland vorgeſchichtlich iſt und ſein Verſchwinden den Germanen gegenüber an den Anfangsgrenzen der deutſchen Geſchichte ſtattfindet, ſtehen wir zur Zeit der größten Ausdehnung des Slavismus ſchon auf hiſtoriſchem Boden und das Verſchwinden dieſes Volks aus den deutſchen Landen dürfte einer ſehr fernen Zukunft angehören. Während daher die Keltengrenze ſich als eine unbekannte erwies, kennen wir als weſtliche Slavengrenze für das frühere Mittelalter im Ganzen den Böhmerwald, die Saale und die Elbe und wiſſen auch Manches über einzelne noch weitere Ausdehnungen des Slavismus. So ſteht alſo, d. h. in Betracht auf meine Aufgabe, der Durchdringung von Deutſchem und Keltiſchem weſentlich nur eine Berührung von Deutſchem und Slaviſchem gegenüber. Dieſe größere Klarheit in dem Verhältniſſe der beiden letzteren Sprachen zu einander, welche noch durch ihre relativ größere Verſchiedenheit in einigen wichtigen lexikaliſchen Punkten geſteigert wird, iſt der Grund, weshalb Schafarik, trotz ſeines ſlaviſchen Patriotismus, dennoch den Slavismus lange nicht um ſo viel zu weit ausgedehnt hat, wie einzelne Deutſche, ſelbſt Namen von gutem Klang, für das Keltiſche im Gebiete ihrer eigenen Mutterſprache wiſſenſchaftliche Eroberungen angeſtellt haben. Man würde Schafariks Unterſuchungen faſt ganz unterſchreiben können, wenn er genauer Vermiſchung und Urverwandtſchaft geſchieden und nicht jener auf Koſten dieſer zu viel eingeräumt hätte. Nichts deſtoweniger ſind dennoch große Fragen über den Germanismus oder Slavismus mancher Namen ungelöſt. Ich erinnere nur an Einiges. Die deutſchen Perſonennamen auf mir und auf gast finden in den gleich endenden ſlaviſchen ihr Ebenbild (Casimir, Peragast, Ardagast, Andragast, Radigast); die mit liut beginnenden ſind ſchwer von ſlaviſchen wie Ludmil, Ludomir a. a. zu ſcheiden; die deutſchen Ortsnamen auf burg berühren ſich ſehr nahe mit den ſlaviſchen auf bor (man denke an Merſeburg und Brandenburg); zweifelhaft iſt man auch manchmal bei den Ortsnamen mit dem Suffix inz oder anz (ſo z. B. Alisinza, Chostinza, Paginza, Radantia, Rethratanze, Werinza)[12]). Einige Namen, wie Grabowa, laſſen ſich mit gleicher Leichtigkeit aus beiden Sprachſtämmen deuten. Neuerdings iſt ſogar der Volksname Suevi durch Grimm in

dieser Hinsicht zweifelhaft geworden. Die Namen der Peene, Havel und einige andere habe ich vorläufig nur angeführt, weil mir bis jetzt der vollständige Beweis ihres Slavismus mangelte. –

Wenn ich oben von einer Slavengrenze und von einer bloßen Berührung zwischen Deutschthum und Slaventhum sprach, so gilt das ausdrücklich nur für das frühere Mittelalter. Für die jenseits desselben liegende Zeit, die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, hängt hier alles von der fast berüchtigten Frage nach der germanischen oder ungermanischen Uebervölkerung der Ostseeküste ab, einer Frage, die freilich eine verhältnißmäßig nicht eben große Zahl von Eigennamen berührt. Auf dieses schlüpferige Kampfeld haben bis jetzt Schafarik und Grimm (und Andere hier zu hören möchte ich fast widerrathen) als Streitkräfte fast nur Stellen historischer Schriftsteller und sprachliche Erörterungen geführt, und wir müssen gestehen, diese Streitkräfte sehen sich beiderseits noch gewaltig nach Verstärkung um. Diese Verstärkung nun wüßte ich am Ende von nirgend anderswo herzuholen als (trotz Bartholds Abneigung gegen solche Hülfe) von der Erforschung der alten Gräber. Um es geradezu auszusprechen, ein das Material vollständig sammelndes und zugleich das Gesammelte mit Besonnenheit verarbeitendes Buch über die heidnischen Gräber in den deutschen Ostseeländern ist ein dringendes Bedürfniß. Zwei Ländermassen, erstens das alte Preußen und zweitens Mecklenburg und der größere Theil von Pommern, haben für ein solches Werk schon bedeutenden Stoff aufgespeichert; die dazwischen liegende Lücke (das eigentliche Pommerellen) auszufüllen habe ich selbst, obwohl ganz Dilettant in diesen Dingen, nur deshalb übernehmen müssen, weil kein Anderer sich dieser Arbeit unterziehen mochte*). Ich werde es indessen Jedem Dank wissen, der als Berufener mich von dieser Last befreit.

Eine ganz andere Stellung als Keltisches und Slavisches nimmt drittens das Römische dem Deutschen gegenüber ein. Es ist die Sprache der Cultur und des Christenthums und wie diese Elemente weit entfernt den Germanismus in seinen Grundlagen zu erschüttern, legt sie sich nur wie ein zarter Hauch darüber hin (man erinnere sich der trefflichen Untersuchungen von Fuchs). Die griechischen und

*) Die erste Mittheilung über den inzwischen ansehnlich gewachsenen Stoff habe ich im 8. Bande der Zeitschrift des thüringisch-sächsischen Vereins gemacht.

hebräiſchen Elemente, welche das Römiſche und das Chriſtenthum mit ſich führte, ſind vom germaniſchen Standpunkte als römiſch anzuſehen und gehören deshalb ganz hieher.

Da durch dieſes hiſtoriſche Verhältniß die Stellung der römiſchen Elemente ſchon gröſtentheils beſtimmt wird, da die Berührung beider Sprachen ganz in geſchichtliche Zeit fällt und da endlich das Römiſche jener Zeit für unſere Zwecke genügend bekannt iſt, ſo werden diejenigen Fälle, bei denen man zweifelhaft ſein kann, ob ein Name römiſch oder deutſch iſt, nur vereinzelt vorkommen. Ich führe ein kleines Regiſter ſolcher Namen an und bemerke, daß mehrere derſelben wahrſcheinlich bald dem einen bald dem andern Sprachſtamm angehören, indem ja Namen, die in beiden Stämmen aus ganz verſchiedenen Elementen erwachſen, dieſelbe Form annehmen können.

Albinus; vgl. Albuin u. dgl.
Amicus; vgl. Amicho, Emicho, Emiggus.
Andreas (-us); vgl. Andreberga, — gundis, — verta.
Asinarius; vgl. den Stamm ans (Anshar, Asinhar).
Bonus; vgl. Bonido, Bonizo, Boneris u. a. m.
Caro; vgl. Gero, Carausius u. ſ. w.
Deodatus (- a) vgl. die Stämme thiuda und hada (Theodohad).
Electus; vgl. Electelm, Electrudis, Electulf.
Filista; vgl. den Stamm fili u. die Endung st bei Perſonennamen.
Gaudia; vgl. den Stamm gaud.
Gabinius; vgl. Gebino vom Stamme gab.
Gemma; vgl. gamal.
Germani; worüber der alte Streit.
Hamadeo; vgl. Hamo, Haming, Hamuko und den Stamm thiu.
Hortanus; vgl. Chrodchar (Hrothar) und Ortheri (Orthar).
Italus; vielleicht zu ital (vanus)?
Macrin; vgl. Macco, Machelm und die Endung in nebſt dem häufig Namen ableitenden r.
Magnus; vgl. den Stamm magan.
Manasses; vgl. Manso.
Milo; vgl. Melo, Milesindis, Milgast, Milrat.
Mundus; vgl. Mundilas, Munderich u. ſ. w.
Osanna; vgl. den Stamm ans in ſeiner häufigen Entartung zu os.
Pulcari; vielleicht verderbt für Fulc-har?

Silvanus; vgl. **Siluonus.**
Sarra; vgl. **Saroard, Saregaud.**
Thumelicus; vgl. den Stamm **dom** und griech. θυμελικός.
Urania; vgl. **Urolf, Uraias, Urius.**
Ursus; vgl. **Horsa, Ursio** u. a. m.

Weiter iſt zu bemerken, daß die gelehrte Bildung ſich öfter angelegen ſein ließ ein germaniſches Namenselement durch eine kleine Umwandlung zu einem chriſtlichen umzudeuten. So glaube ich bemerkt zu haben, daß der Stamm **thiuda** ſowohl als **thiu** ſogar in Dialekten, denen dies eigentlich gar nicht zukommt, in der Form **theo** auftritt und ſchreibe dies dem Einfluſſe des griechiſchen θεός zu[12]). Aehnlich, glaube ich, verhalten ſich die Namen, welche mit **angil** beginnen, zu dem deutſchen **ingo**; in **cruzi** (bei Ortsnamen) mag mitunter **grioz** ſtecken. Umdeutung in's Griechiſche und Lateiniſche finden wir auch in **Carolus magnus** (zuweilen für **Carolomannus**), in der Endung **laus** bei Perſonennamen (vgl. z. B. **Landelaus** und **Godolao**), in **Peregrinus** (mitunter für den deutſchen Namen **Biligrim**, der wie **Bilihild** und **Biligard** gebildet iſt und mit Pilgrim aus lat. peregrinus nichts zu ſchaffen hat), in **villa** und **villare** (häufig für **wila** und **wilari**) u. dgl. m. Hat man doch ſelbſt **Athaulph** durch ἀδελφός gedeutet.

Während ich mir ſo es habe angelegen ſein laſſen, die undeutſchen Elemente aus dem nachfolgenden Wörterbuche auszuſondern, habe ich dagegen die **voces hybridae**, welche Deutſches und Undeutſches in einem Worte vereinen, ſämmtlich, mit Ausnahme von ganz entlegenen, wie **Rumuburg, Nazarethburg, Bethlemaburg**, aufgenommen, und über dieſe intereſſante Erſcheinung bleibt hier noch einiges hinzuzufügen. Dieſe zweiſprachigen Bildungen ſind überhaupt bei Namen beſonders häufig. Am bekannteſten iſt die Vereinigung von Römiſchem und Keltiſchem in Ortsnamen, wie **Caesaromagus, Augustomagus, Iuliomagus, Caesarodunum, Augustobona, Augustonemetum, Iuliobriga** u. ſ. w. Die Allgemeinheit dieſer Bildungen ſelbſt in ſpäterer Zeit und in ganz anderer Gegend thun Namen wie **Biscopnicken, Friedlacken, Grünlauken, Sehwarzlauken, Moritzlauken, Christophlauken, Catrinlauken** dar (ſ. Neſſelmann über altpreußiſche Ortsnamen. Neue preuß. Provinzialblätter Bd. V. [XXXIX.] Heft 1 [1848.] S. 4—18.).

So gehört denn auch eine große Anzahl ſolcher Namen in unſer

Gebiet. Die bedeutendſte Maſſe derſelben beſteht aus Ortsnamen, welche Lateiniſches und Deutſches verbinden, wie Augustburc und Augustgawe, Johannesdorf, Hunulficurt[14]), vielleicht auch Mahsminreini. Beſonders oft iſt das lateiniſche Element ein ſpecifiſch chriſtliches und erſcheint bald anlautend wie die Stämme abbat, biscof, cruzi, bald am Ende wie cella und munstar, bald an beiden Stellen wie chiricha. Auch finden ſich Perſonennamen aus beiden Sprachen zuſammengeſetzt, doch iſt das fremde Element meiſtens nicht ganz ſicher lateiniſch. Hieher gehören Celsebert, Celsoildis, Celsoin; Cristemberga, Cristingaud, Christehildis, Christuin, Dulcipert, Dulcedramnus; Flavildis (Flavius und Flavia öfters im Pol. Irm.); Iunigaud, Ionildis (ſ. die Familie im Pol. Irm. S. 33); Iudildis, Iudinga, Iutcar, Iutrad, Iustebert; Pascuin, Pascuildis (vgl. Pascuarius Pol. Irm. S. 188). Schwerer iſt es Verbindungen von Keltiſchem und Deutſchem mit Sicherheit nachzuweiſen. Wahrſcheinlich gehören hieher Boinebure, Poinbah, Boiohemum, Baioarii, Baierstorf; die Namen Germenar, Germening, Germenberga, Germentrada, Germenulf ſtehn und fallen mit dem Volksnamen Germani. Auch Wirtinberg wird nach Schotts Abhandlung über die Ortsnamen um Stuttgart hieher zu rechnen ſein. Slaviſches und Deutſches ſcheint verbunden in Gluzengisazi und Tobrochotasfeld, ſo wie auch in Havelberga. Auf manches Andere werde ich an zerſtreuten Stellen aufmerkſam machen.

Die letzte Grenze dieſer zweiſprachigen Wörter bilden faſt alle deutſchen Namen in ſo fern, als ſie in der großen Mehrzahl unſerer Quellen lateiniſche Endungen erhalten. Ich bemerke hier nur einiges zu den Perſonennamen. Und zwar iſt bei den Masculinis derſelben eigentlich die einzige lateiniſche Endung us, Gen. i, eine Endung, welche von Rechtswegen nur denjenigen deutſchen Stämmen zukommt, welche nach der Bopp'ſchen Theorie auf a enden; indeſſen hat ſie bedeutend über dieſen urſprünglichen Kreis hinaus um ſich gegriffen. Ein i geht vor dieſer Endung voraus bei den auf garius, harius und marius endenden Namen, und zwar kommt dieſes i den beiden letzten Klaſſen gewiß, der erſten wenigſtens wahrſcheinlich mit Recht zu. Doch ſind auch Formen auf garus, und marus (kaum harus) nicht ſelten, die umgelauteten Formen gerus u. ſ. w. haben ſogar ſelten das i. Deutſchen Stämmen auf i kommt

eigentlich der latein. Nom. Sing. auf is oder es (nach der dritten Dekl.) zu; doch ſind dieſe Fälle durch das Umſichgreifen der Endung us nur ſelten. Ich erinnere hier an einige Formen auf baudes, baudis, an Halidegastes und an einzelne Namen auf haris; ſämmtlich gehören dieſe Formen der allerälteſten Zeit an. Einzeln ſteht auf o, onis außer mehreren einfachen Namen nur der Ausgang bodo, dem dieſe ſchwache Dekl. auch mit Recht gebührt. Ob ſonſt jemals das latein. Thema eines deutſchen Namens conſonantiſch auslaute, iſt zweifelhaft, da die Namen auf rix alle keltiſch zu ſein ſcheinen, während die deutſchen wohl immer ricus bilden [15]).

Die deutſchen Feminina von Perſonennamen haben im Lateiniſchen die Endungen a und is; jene kommt den Stämmen auf a, dieſe denen auf i zu, doch ſind die Grenzen nicht genau bewahrt geblieben. Auf a enden ſich (und niemals auf is) die Feminina, welche auf die Stämme berg, bald, beraht, gis, grim, hraban, ing, rad, wald, win auslauten. Merkwürdig iſt die Endung ana in fränkiſchen Urkunden des 7. Jahrhunderts, welche durch die ſchwache Declination veranlaßt zu ſein ſcheint, was um ſo wahrſcheinlicher iſt, da der latein. Nomin. von Waldradanae [16]) und dergleichen öfters in denſelben Quellen (namentlich bei Mabillon) Waldrada lautet. Auf is findet ſich regelmäßig gildis, wohl nie gilda, meiſtens gardis und lindis, ſelten garda und linda. Schwankend zwiſchen a und is ſind z. B. die Stämme burg, drud, gund, hild, sind.

Der Einfluß der lateiniſchen Endung auf die Form des Stammes iſt nicht bedeutend. In den Endungen ramn(us) und ramn(a) wird durch den Vokal der Endung des mn des Stammes oft bewahrt, während Quellen derſelben Zeit und Gegend ohne die lateiniſche Endung nur ram bieten. Die Namen auf ricus laſſen, da richus ſelten iſt, nicht bloß auf niedd. ric, ſondern auch auf hochd. rich ſchließen, welches ich deshalb gewöhnlich auch ohne die latein. Endung gradezu hingeſtellt habe. Sonſt iſt nur noch etwa zu bemerken, daß viele Namen, die ohne latein. Endung in derſelben Mundart und Zeit auf in lauten würden, mit der Endung auf enus ausgehn. —

Mit ſo vielen einzelnen, oft weit ſich verzweigenden Wurzeln, die ich hier nur andeutend, nicht ausführend, nur um anzuregen, nicht um zu unterſuchen, berührt habe, haftet die Forſchung über die altdeutſchen Eigennamen auf dem Boden der altdeutſchen Sprach-

wissenschaft selbst. Aber sie zieht wie billig nicht unerhebliche Nahrung auch aus dem Gebiete der verwandten Sprachen. Um diese nun für den vorliegenden Zweck fruchtbar zu machen, ist es vor Allem nöthig, daß auch über die andern Sprachen des indogermanischen Stammes Namensammlungen angelegt werden. Besonders werden dieselben vieles aufklären, wenn sie möglichst nach einem und demselben Plane angefertigt werden, und hauptsächlich aus diesem Grunde habe ich hier den meinen ziemlich ausführlich mitgetheilt, nicht mit der Anmaßung, als hätte ich darin immer das Richtige getroffen, sondern um zur Prüfung desselben aufzufordern. Für das Sanskrit zunächst, bei dem die Sammlung das bei weitem Schwierigere, die Anordnung und Deutung verhältnißmäßig leicht sein wird, scheint schon jetzt die Zeit reif um ein solches Werk zu übernehmen[17]). Ungünstiger wäre der gegenwärtige Augenblick für den persischen Sprachstamm; vielmehr scheint es gerathen erst alle Folgen der großartigen Entdeckung von Behistun abzuwarten, durch welche angeregt jetzt nach dem Vorgange von Rawlinson, Benfey, Oppert u. A. sich der Meister auf diesem Felde, Bopp selbst anschickt das Altpersische uns zu erschließen. Erst wenn dies geschehen ist, dann möge eine Akademie die schon 1842 von der hallischen Universität gestellte Preisaufgabe über die persischen Eigennamen wiederholen. Das Griechische dagegen kann sogleich angegriffen werden, immerhin von einem der jetzt gegen die vergleichende Sprachforschung versöhnlicher gestimmten klassischen Philologen. Die Arbeit würde hier wesentlich darin bestehen, zu Pape's Wörterbuch das Uebersehene und das erst später zugänglich Gewordene nachzutragen, die barbarischen Namen auszusondern, Orts- und Personennamen zu scheiden, den Stoff unter Wortstämmen zu vereinen und, wenn auch nicht durchgreifend, Deutungsversuche hinzuzufügen, wobei namentlich Benfey, aber mit großer Vorsicht, zu benutzen sein wird. Schwieriger wird die Arbeit für das hierin vom Deutschen und Griechischen ungemein abweichende Lateinische und die Resultate dürften hier nicht eher befriedigen als bis die durch Lepsius und Mommsen neu angeregte Thätigkeit für die altitalischen Idiome, die so eben wieder zwei rüstige Bearbeiter gefunden haben, zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Das Altpreußische und das Litthauische, dieses europäische Sanskrit, sind bei Nesselmann, Kurschat und einigen Anderen in guten Händen und was wir etwa

über die Namen dieſes Sprachſtammes zu erwarten haben, wird wohl von einem jener Wenigen geliefert werden müſſen; möchten ſie damit nicht allzulange zaudern! Für das Slaviſche wird kaum ein erheblicher Schritt gethan werden können, bis nicht eine vergleichende Lautlehre der ſlaviſchen Mundarten uns einen feſten Grund und Boden ſchafft, und wir müſſen daher auf das 1850 zu verkündende Ergebniß der hierauf bezüglichen akademiſchen Preisaufgabe von Wien im höchſten Grade geſpannt ſein. Am ſchlimmſten ſieht es noch mit den uns doch ſo nahe berührenden keltiſchen Sprachen aus; auch hier thut uns zunächſt für unſern Zweck eine vergleichende Lautlehre dringend Noth.

Meine eigene Arbeit ſetze ich fort, ſo gut es unter den Eingangs angeführten Hinderniſſen gehn will, und ſie iſt ſchon jetzt (Dezember 1849) ſeit dem Urtheile der Akademie nicht unerheblich gewachſen; nach ungefährem Ueberſchlage würden die Perſonennamen in dieſem Augenblicke etwa fünfhundert Spalten des Graff'ſchen Sprachſchatzes einnehmen, die Ortsnamen nur drei bis vierhundert. Die letzteren laſſe ich fürs Erſte ziemlich unberührt liegen und ſtrebe zunächſt danach die erſteren zu einer annähernden Vollſtändigkeit zu bringen; 1851 hoffe ich den Anfang derſelben erſcheinen zu laſſen. Das ganze Werk denke ich, wenn ich mich der Gedrungenheit befleißige und namentlich alle Parallelen aus andern Sprachen und alle aus dem Sanskrit herbeigezogenen Erörterungen vermeide, in zwei Quartbänden, jeden von der durchſchnittlichen Stärke eines Graff'ſchen bringen zu können.

Danzig. E. Förſtemann.

Nachträge.

1) Und in allen Gegenden Deutſchlands (auch Thüringen) als drup, trup erſcheint (Ohrdruf ꝛc.). Vgl. die um Freckenhorſt liegenden Bentrup, Mentrup, Bentrup, Kentrup, Stentrup, altſächſiſch Filomaringthorp, Kindomingthorp u. ſ. w.

2) Oder Athnareiks von athus (d. i. annus, ainus), atAthni?

3) Im gothiſchen Kalender Frithareiks.

4) Oder iſt dies, wie Φουλκαρις Fulkareis, Ragnareis, während auch das vandaliſche meſſingene Gewicht (oder Stempel?) RAGNARI zeigt?

5) Dennoch thun solche Register wohl, z. B. bei L. Diefenbachs Gothischem Wörterbuche, das auf solche Weise erst recht zum gothischen und deutschen Wörterbuche wird.

6) Auch das an sich sinnige in „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz." Straßburg, 1644. S. 13—60 ꝛc.

7) Lustig sind die fast gleichzeitigen, aber ganz entgegengesetzten, nach beiden Seiten übrigens meist falschen Deutungen von Beneke (1816) und Viehbeck (1818).

8) Vergl. Maßmann's Deutsch und Welsch. München 1843. 4to.

9) Doch auch Frisaevones ꝛc.

10) Besonders auch, da die genitivische Zusammensetzung Reganesburc auf etwas Personifiziertes, Mythologisches deutet, das auch im dunklen Untersberg, wie in jedem Donnersberg und Godensberg rege ist. Vergl. Maßmann's Kaiser Friedrich Rothbart im Kiffhäuser. Quedlinburg. Basse. 1850. gr. 8.

11) Aber doch nicht Bajuvarii und Bajohêmum, Baïas?

12) Vgl. Scarantia, Scaritia, Scaraza, Schernitz und Germariscöune (Meichelb. de Hist. Frising I. II. 95), Garmisch, ganz wie Thietmaresgöu, Ditmarschen.

13) Vgl. Theodoricus und Θεοδωρος.

14) Vgl. Sathelcourt (Pertz Monum. II, 193), jetzt Saucourt mit fedil-hof (Schmeller Bayr. Wtb. III, 199).

15) Doch haben die Griechen (Procopius ꝛc.) -ρικος, Strabo Δευδοριξ.

16) In Marini's Papiri diplom. viele Beispiele dieser deutschen schwachen Deklination in den Namen der Urkundenunterzeichner.

H. F. Maßmann.

17) Die in vorstehendem aufsatz geäußerte ansicht des geehrten herrn verfassers, daß auch für die sanskritnamen bereits jetzt eine sammlung zu einigermaßen genügenden resultaten führen würde, erlaube ich mir mit einigen bemerkungen zu begleiten, indem ich zugleich von vorn herein meine ansicht ausspreche, daß eine solche sammlung zwar immerhin fruchtbar, aber doch noch so empfindliche lücken bieten würde, daß ein späterer bearbeiter in manchen punkten vollständig von vorn beginnen müßte. Die epische literatur der Inder liegt uns zwar nämlich fast vollständig vor, aber mit der veröffentlichung und dem studium der ihr vorangehenden, der vedischen schriften ist erst seit wenigen jahren entschieden vorgegangen worden, und wir besitzen daher bis jetzt verhältnißmäßig nur einen geringen theil dieser schriften. Nämlich vom Rig-Veda, welcher die hymnen in vollständiger gestalt giebt, besitzen wir bis jetzt etwa nur den achten theil, indeß werden wir ihn in einigen jahren durch Max Müller's eifrige bemühung und die freigebigkeit der ostindischen gesellschaft vollständig besitzen. Mehr besitzen wir bereits verhältnißmäßig vom Yagur-Veda, von dem Weber's ämsige anstrengung jetzt fast schon den dritten theil ans licht gefördert hat. Den Sâma-Veda, welcher eigentlich nur wie ein aus dem Rik entstandener auszug, gewissermaßen wie ein spruchbuch anzusehen ist, besitzen wir bereits in zwei ausgaben, der des Engländers Stewenson und der diese weit überholenden Benfey's in Göttingen. Vom Atharva-Veda sind bis jetzt nur kleinere Bruch-

stücke gedruckt. Dies sind die eigentlichen Veden die schon vielfältig eigennamen, namentlich älterer könige enthalten, aber sie werden in dieser beziehung weit übertroffen von den mit ihnen in verbindung stehenden theologischen schriften der Brâhmana's. Diese enthalten nämlich neben dogmatischen entwickelungen zu gleicher zeit bruchstücke der ältesten sagen und lieder, und sind deshalb erklärlicher weise an eigennamen bei weitem reicher als die vorhergenannten schriften. Von ihnen ist aber bis jetzt nur ein kleines theilchen des Catapatha-Brâhmana zum Yagur-Veda von Weber herausgegeben, die zum Rik, Sâma und Atharva fehlen noch ganz und sie gerade bilden einen umfangreichen zweig dieser literatur. Ferner ist die ganze literatur der Upanischad, philosophischer, sich an die Veden und Brâhmana's anschließender schriften, bis jetzt fast nur aus auszügen (wobei ich auf die neuesten von Weber in den indischen studien bd. I. heft II. enthaltenen verweise) bekannt und nur weniges davon vollständig gedruckt. Grade in ihnen finden wir mehrmals vollständige geschlechtsregister und sie wären deshalb für den vorliegenden zweck um so wichtiger. Endlich ist von den Sûtra's, den mannichfachen lehrbüchern von den pflichten des priesters, den opferceremonien, denen des familienvaters u. s. w., u. s. w. bisher noch gar nichts gedruckt, und sie werden reichliche ausbeute für unsern zweck gewähren, da sie sogar, nach einer mittheilung, die ich prof. Stenzler verdanke, vorschriften über die namengebung enthalten, die so speciell sind, daß sie gewisse suffixe für eigennamen gestatten, andere dagegen ausschließen. Nach diesen bemerkungen wird es wohl klar, daß an eine einigermaßen vollständige sammlung der indischen eigennamen bis jetzt noch nicht zu denken ist und selbst, wenn man schlüsse auf die formen der späteren epischen literatur allein bauen wollte, würde man nicht selten in irrthümer verfallen, da die vedischen namensformen zuweilen eine andere gestalt bieten, welche, da sie den späteren Indern unverständlich war, von ihnen je nach ihrer ansicht verändert oder so umgebildet wurde, daß sie nun einen sinn giebt, ob freilich immer den richtigen, ist sehr fraglich.

A. Kuhn.

IV.

Wie vielerlei Könige giebt es? Was heißt König? und was war urſprünglich der deutſche König? [1]).

Von

H. F. Maßmann.

I.

Im edlen Schachſpiele giebt es bekanntlich einen aſiatiſch thatloſen König, der von ſeiner Ruhliebe ſtets im Schach gehalten wird; in dem für einen blödſinnigen König von Frankreich erfundenen Kartenſpiele ſpielt der König ſchon eine wichtigere Rolle und im bäuriſchen Kegelſpiele wird vorzugsweiſe auf ihn gezielt und er oft von ſeinem ſich überſtürzenden Volke mit fortgerißen.

In der franzöſiſchen Blutgeſchichte haben wir nun auch ſchon einen Bürgerkönig hinter uns; in der deutſchen Reichsgeſchichte gab es einſt einen Winter- und einen Knoblauchskönig; in der nordiſchen Waſſerwelt aber herrſchten bekanntlich kühne Seekönige, die keinen Strich Landes beſaßen. — In den letzten Jahrzehenden trat in öffentlichen Anſchlägen und Schaubuden ein Feuerſchlucker als ruſſiſcher Feuerkönig auf, wie neueſte Eckenzettel ſolchen unverbrennlichen oder im Feuertode unerſchrockenen Feuerhund nennen. In der Minerwelt und Scheidekunſt ſpricht man faſt

1) Wenn dieſer in wenigen Stunden ausgearbeitete Aufſatz, der nur einen Ausfall andrer Vorträge decken ſollte, Einzelheiten ſeines erſten Theiles, die ſchon einmal gedruckt wurden (Spindler's Zeitſpiegel, München 1831), wieder aufnahm, ſo geſchah und geſchieht dieß doch in ganz anderem Zuſammenhange und in weſentlicher Erweiterung. H. F. M.

geheimnißvoll vom Erzkönige oder regulus, und nicht ohne Sinnigkeit hat einſt der Elberfelder Dr. und Direktor Wackernagel das unendliche, der Kugel nahe Vielflach der Kriſtallwelt, halb nach Weiß, den Zonenkönig genannt. In der Thierwelt endlich giebt es außer dem Bienenkönige oder dem Weiſel den ſchmucken Zaunkönig; Kinder aber, die in der Schule ungeſchickte und verfütterte Genoßen wohl auch Kartoffelkönige taufen, werfen weiter ſogar mit Froſchkönig, Mottenkönig und Rattenkönig um ſich.

Die letzte Benennung bezeichnet bekanntlich ein ganzes Neſt unglücklicher Ratten, deren Schwänze ſich früh unauflöslich zum gordiſchen Knoten verſchlungen haben, daß ihre Inhaber im Kreiſe geſtellt und größer wachſend vom übrigen Volke der Ratten fort und fort gefüttert werden müßen[1]), gleich dem ungeſchlachten und unerſättlichen Guckguck, deſſen Ei in das enge Neſt der kleinen Grasmücke gelegt wurde.

Der zuvor erwähnte zierliche Zaunkönig (niederl. tûnkuning, holländ. tuinkoningje), die motacilla troglodytes, auch einfach trochilus, τρώχιλος genannt, hieß auch bei den Griechen ſchon βασιλισκός, bei den Römern regulus oder avis regaliolus, und heißt noch heute gleichmäßig portugieſiſch ave rei, italieniſch re degli uccelli, oder reati, reatolo, ſpaniſch reyezuelo (d. i. reyecillo, kleiner König), franzöſiſch roitelet, roitillon, roitil, roi bouti, roi bedelet, re betre, roi Bertrand, roi Berchot[2]), illyriſch zaritſch u. ſ. w. Neben Zaunkönig heißt er, außer Zaunſchlüpfer, Zaunſchlieſer, auch Schlupfkönig, ferner Dornkönig (und Thurnkönig), Mäuſe- und Meiſekönig, Neſſel- und Nöſſelkönig (niedd. Nettel- und Ritelkönig, ſchwed. Näſslakogl und Kongskogl, däniſch nellekonge, auch gjerdekonge d. i. Garten-, Heckenkönig). Er heißt ferner franzöſiſch Roi de froidure, im Deutſchen Schneekönig, Winterkönig (holländ. winterkoningje), wobei L. Friſch (II, 536a) zwiſchen Winterzaunkönig (trochilus) und Sommerzaunkönig oder Goldhähnlein (regulus) unterſcheidet.

1) Erſt jüngſt meldeten die Zeitungen wieder von ſolchem in Polen aufgefundenen Rattenkönige; einen früheren Erfurter Fund der Art hat der ſel. Director Bellermann, Vater, bekanntlich in beſonderer Abhandlung beſchrieben und abgebildet.

2) Auch Boeuf de dieu, wie deutſch Ochſenäugle.

Schon die Alten, d. h. Griechen und Römer, wußten von einem Zwieſpalte dieſes goldgefiederten βασιλισκός (mittelhochdeutſch Küniclin) und dem ſtolzen Adler, der von jeher der βασιλεύς oder ἄρχων οἰωνῶν zu ſein behauptet hat. Daher iſt der τρόχιλος ſchon bei Ariſtoteles ἀέτῳ πολέμιος und Plinius ſagt (N. G. X, 74): diffident aquila et trochilus, ſi credimus, quoniam rex appellatur avium. — Deutſche Volksſage, die in der Mark und auch in Pommern (bei Stargard und Pyritz) umgeht, giebt uns zu jenem alten diffidium den Schlüßel. „Die Vögel (ſo wird dort erzählt) konnten einſt nicht einig werden, wer ihr König ſein ſollte. Da ſollte es der werden, der zu höchſt fliegen könne. Als nun die Gemeinde der Vögel zur Wahl beiſammen war, ſchlüpfte der Zaunkönig, von Allen ungeſehen, unter die Federn des Storches[1]) und als alles Federvolk aufflog und ſtieg und einer nach dem andern ermüdete und hinabſank, hielten allein Storch und Adler noch aus. Als aber auch jenem der Muth ſank, da ſchlüpfte das Zaunſchlüpferle aus ſeinem Verſtecke hervor, überflog den Adler und — ward König. Als aber die Vögel den Betrug merkten, wollten ſie ihn tödten; da ſchlüpfte er in ein Mauſeloch. Die Vögel aber ſetzen die Eule zum Wächter davor, daß jener nicht mehr hinaus könnte. Die aber verſchläft ihren Dienſt und der Gefangene entſchlüpft wieder und ſeitdem mußten die Vögel den Zaunkönig zum Könige behalten; aber ſie ſind gegen ihn und die Eule ſo erbittert, daß jener, um ihrer Rache zu entgehen, ſich fortwährend in Hecken und Dornen, hinter Löchern und Zäunen verkriechen oder verſchlüpfen muß und dieſe (die Eule) nur Nachts, wenn alle anderen Vögel ſchlafen, aus ihrem Verſtecke ſich hervorwagen darf[2]).

Ich habe in Profeſſor Haupt's Zeitſchrift für deutſches Alterthum (Band I,) eine mittelhochdeutſche Thiermäre mitgetheilt, worin, bei der in der Normannengeſchichte und nordiſchen Sage berühmten Stadt Luna der Krebs dem Fuchſe einen Wettlauf anbietet, ſich jedes Mal in des Fuchſes Schwanz einkneift und ſo zum Ziele getragen, zu jenes Verwunderung immer zuerſt anlangt und er der langſame Rückwärtſer Sieger wird, wie dort das ohnmächtige

1) Nach andern Erzählungen hat er, der unempfundene, ſich auf den Adler ſelbſt geſetzt.

2) Karl Halking in Mone's Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters 1835, Sp. 312—314.

Zaunschlüpferle König. Ein schönes Königthum! Beßer schon das des Rallus crex oder der Ortygometra, des s. g. Wachtelkönigs (dän. Vagtelkonge, holländ. Kwaktel-koning, italisch il re delle quaglie, franz. roi des cailles, spanisch rei de las codornices, portug. rei das codornizes), als der mit den Wachteln kommt und geht und darum für ihren Anführer gehalten worden ist. —

Auf gleiche Weise haben zu allen Zeiten Kinder ihre Spielanführer zu Königen erhoben. Cyrus puer, cum inter pastores, Cyri nomen accepit, mox rex inter ludentes sorte delectus sagt Justin (I, 5.) und Horaz (Epist, I, 59.) ut pueri ludentes „rex eris" ajunt, si recte facias. Die Griechen hatten ein besonderes Spiel βασιλίνδα und bei den Deutschen (z. B. im Pinzgau) heißt ein Lauf- und ein Ringspiel, ähnlich dem Barspiele, Kaiser und König nach den Anführern beider Spielschaaren[3]). Aus Augsburg wird in früheren Zeiten vom St. Blasientage gemeldet: „Die Schüler wählen einen König auf diesen Tag; denn der das schönste Licht hat, der gewinnt den Andern auf einen Tag Lusum d. i. einen Schalttag." — „Darauf (heißt es weiter) kommt unser Frauen Himmelfahrt; da trägt alle Welt Obst, Büschel, allerlei Kräuter in die Kirche zu weihen für alle Sucht und Plag bewährt. Mit diesen Kräutlein geschieht sehr viel Zauberei. Die Knaben tragen Aeste mit Aepfeln und darauf gemachten Vögeln, die dann die Aepfel picken. Der Schönste ist der König und macht die Andren auf einen Tag von der Schule los" (Glücklicher, viel beglückender König!). Noch weiter heißt es: „Nachdem kommt das heilige Dreikönigsfest, daran viele einen König wählen, Spiele halten und eine lange Wirthschaft anrichten, da hat ein Jeder sein Amt am Hofe. Die Knaben haben dann einen besonderen König auf dieses Fest. Dieser Brauch der Königreiche, darin auch viel Buberei geschieht, ist fürnemlich gemein am Rheinstrome." Und so erzählt denn auch Sebastian Franck in seinem Weltbuche 1534 vornehmlich von Cöln am Rhein, als der Stadt der heiligen drei Könige (Bl. 50): „An der heiligen drei künig tag bacht ein ieder Vatter ein güten leckkuchen oder letzelten, darnach er vermag und ein hausgesind hat groß oder klein und kindt; in dem knetten ein

3) Sieh meine Schilderungen in „Beschäftigungen für die Jugend aller Stände." Stuttgart, Balz. 1837: III, 352. 353.

pfenning darein, darnach ſchneidet er den gebachen leckkuchen in vil ſtuck, gibt iedem auß ſeinem hausgeſind eins..., Wem nun diß ſtuck wirt, darin der pfenning iſt, der wirt von allen als ein kuning erkennt und erhoben und dreimal mit jubel in die höhe gehebt.“ Wem fällt hier nicht ſogleich der ſo gut deutſche als welſche Bohnenkönig ein, wie der nach früherer deutſcher Gaſtſitte noch des ſechszehenten Jahrhunderts gewählte Mahlkönig[1]), den auch Griechen und Römer als βασιλεύς und rex convivii kannten, ſammt ſeinem arbiter bibendi[2]). —

Faſt in allen Theilen Deutſchlands (in Braunau und München, in Nürnberg und Ulm, in Breslau und Schweidnitz, in Köln am Rhein, in Heſſen, in Ditmarſchen, in Skandinavien[3]) und auf den ſhetländiſchen Eilanden) waren und ſind bis auf heute die ſinnigſten Schwerttänze aufgeführt worden, die unmittelbar an Tacitus wohlbekannte Stelle (Germ. 24) anlehnen, wo er von den deutſchen Jünglingen ſagt: **Nudi juvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas saltu jaciunt. exercitatio artem paravit, ars decorum.** — In Ditmarſchen wie auf den ſhet- oder hitländiſchen Eilanden flechten nach vollendetem ſolchen Schwerttanze die einzelnen Tänzer und Fechter ihre Schwerter mit den Spitzen zu einer ſchön verſchlungenen Roſe oder zu einem Rade zuſammen, auf deſſen Mitte ihr Anführer oder König ſpringt und von allen zugleich erhoben wird. So erzählt Viethen in ſeiner Ditmarſchen Chronik, ſo Ernſt Moritz Arndt in ſeinen Nebenſtunden (S. 425) von jenen bekanntlich durch Germanen beſiedelten Eilanden[4]). — Jene Roſe kennen und bilden aber eben ſo die Schwerttänzer in Heſſen und die in Schweden. Und wer den letzten oder 118ten Holzſchnitt des Theuerdank (1517. 1519) im Sinne trägt, wo Kaiſer Maximilian, von allen möglichen Waffengattungen ſeiner Zeit umgeben, wohlgerüſtet auf einem Kreiſe von 18 Schwertern ſtehend erſcheint, deren je eins je zwei, je eins je zwei folgen und auf das Künſtlichſte ſo durchflochten ſind, daß Er, auf das oberſte flach aufliegende tretend, das Gewebe voll ſchließt, — der

1) Allotria. Berlin. 8.
2) Vgl. Bulvers letzte Tage Pompejis, (Zwickau, 1835) III, 128.
3) Siehe meine Beſchreib. in Spindlers Zeitſpiegel V, 206—17. 322—325.
4) Vgl. W. Scott Diary (Lockhart Life of Sir W. Scott II, 4, 81. Ausgabe von Baudry, Paris 1838).

wird mit mir in dieſem Schwerterkreiſe jene Roſe, in der ganzen Darſtellung den alle Fährlichkeiten ſiegreich beſtanden habenden König erkennen. Dieſelbe Abbildung kehrt in Fuggers Ehrenſpiegel zu München (und Wien) wieder, wo Maximilian obenein gekrönt und mit dem Reichsapfel geziert erſcheint[1]). Bei dem noch heute in München, wie früher in Frankfurt, Zerbſt, Deſſau, Halle, Danzig ꝛc. üblichen Reifentanze der Schäfler oder Böttticher[2]) wird der den Reigen umgaukelnde Hanswurſt, das Zerrbild des „Königs," wenn er ſich zuletzt unter die von den Laubbögen der tanzenden Paare gebildete Krone ſtellt und dieſe plötzlich umgewendet wird, von ihr begraben, während (in Zerbſt) Jener (der Reigenführer) „bald unter dem geſpannten Reifen wie unter einem geſchloßenen Thronhimmel, bald auf ihm geſtanden, daß er gleichſam können getragen werden," wie 1710 Beckmann in ſeiner Anhaltiſchen Hiſtorie erzählt. —

Wie bei jenen Schwerttänzen der in die Höhe gehobene Anführer überall der König hieß und heißt, ſo gleichmäßig bei den Pfingſtfeſten des Volkes der in Laub Eingehüllte in Thüringen der Lattichkönig, in Schwaben der Maikönig, in Oeſterreich der Pfingſtkönig, während er in Steiermark beſcheidener der Blumen-Graf genannt wird, was an den Glas- oder Salz-Junker erinnert oder an den Lehr- oder Thurn-Prinzen d. i. den Vorſteher der Stadtmuſikanten in München[3]). Fiſchart kennt und nennt bei einer Faſtnachtsvermummung einen Schnabelkönig; die Geckengeſellſchaft zu Cleve 1381 hatte ihren Narrenkönig; der bekannte Kopf am Brückenthurme zu Baſel, der jeden Einwandernden mit Zungenblecken begrüßte, hieß und heißt Lallenkönig und zu Frankfurt am Main wurde der Scharfrichter, der Nachts zu fegen hatte, der Lochkönig genannt[4]), in einer Münchener Bußverordnung

1) Hinter dem linken Fuße fehlt in beiden Darſtellungen ein Schwert.

2) Sieh meine Beſchreibung in Spindlers Zeitſpiegel V, 29—38. 81—86. 205—207.

3) Schmeller Bayriſch Wörterbuch I, 341.

4) Lersner Frankfurter Chronik, 1706 (II, 679). „Wann der Loch-König bey Nacht viel zu fegen hat, wirbt er ehrliche Handwerks-Knechte an, zahlet ſolche alle Morgen aus, damit ſie bey Tag heimgehen können, wo ſie wollen, und mit ſeinen Knechten nicht geſehen werden, fragt aber nicht, wie ſie heißen, was ihr Thun, noch woher ſie fegen; wann nachmals ein ſolcher Handwerksgeſell deſſenhalben befragt wird, ſchützt er drauf, wann dann des Henkers Leute zu Zeugen deſſen belangt werden, läugnen ſie eine ſolche Perſon ihr Lebtag geſehen zu haben,

von 1692 aber der Abtrittsräumer der Nachtkönig[1]), während wir jetzt eine bekannte, wohlriechende Prachtblume die Königinn der Nacht nennen.

Aber kehren wir lieber in das Tagesleben unsers Volkes zurück! Da tritt uns auf dem festen Lande zunächst der Schützen- oder Scheiben- nnd Vogelkönig entgegen, der Wochen- oder Jahrkönig[2]) sein kann; selbst der Vogel auf der Stange hieß früher der kunigs vogel. — Auf dem Waßer begegnen wir in dem den Speck verpackenden Matrosen, der oft über und über von Thran träuft, einem Speckkönig. — Bei der s. g. Pfeiferzunft aber, die einst alle Spielleute, Gaukler und Possenreißer des heil. röm. Reiches deutscher Nation umfaßte und sonst ehrlos war, gab es einen Pfeiferkönig, den der Graf von Rappoltstein (später der Pfalzgraf von Sponheim) wählte und der in ihrem Namen jährlich einen Pfeifertag (meist zu Straßburg) hielt, wo streitige Fälle der sauberen Innung durch einen Schultheißen, vier Meister, die Zwölfer und den Weibel abgemacht wurden. Da wurden Zünftner aufgenommen, die jährlichen Goldgülden gezahlt, feierlicher Aufzug mit Fahnen, Pfeifen und Trommelspiel, auch feierlicher Gottesdienst gehalten, den diese fahrenden Leute sonst nicht genoßen und den ihnen ex misericordia divina im Jahre 1480 Bischof Jodocus von Basel einmal zu Ostern, doch unter der Bedingung gewährte, so sie vierzehn Tage vorher und nachher von scurrilium operum exercitiis abstünden[3]).

Gleich diesen deutschen fahrenden Spielleuten hatten auch die französischen Sänger ihren roi de menestrels und wer denkt nicht an den edlen Adenès li Roi, gewiß einen König ohne Land, der jenen Beinamen wohl als Sängerkönig erhielt. Wir würden jetzt Dichterfürst, wenn nicht Orchesterdirigent oder Musikdirektor sagen. Jenes aber leitet unsre Gedankenverbindung auf die rois d'armes, die kings of armes, oder die Wappenkönige mit ihren Kronen über. Aber es gab auch einen roi des ribauds oder der

auch sogar wo sie durch den Magistrat befragt werden, vermög ihrer hergebrachten Gewohnheit."

1) In anderen Gegenden der Schundkönig und der Goldkönig (wie in Berlin gewisse nächtliche Eimer die Goldeimer heißen).

2) Verschieden von diesem Pfeifergerichte war das desselben Namens, das zu Frankfurt am Main zur Herbstmesse mit Pfeifen eingeblasen und auf dem Römer gehalten wurde, und die Reichszölle betraf. S. Fries und Ulmenstein.

3) Angelsächsisch ist gearcyning consul.

ribaldi (mittelhochd. ribalde), wobei man unwillkürlich an den Zigeunerkönig Zindel erinnert wird, nach dem Hebel wohl seinen Zundelfrieder getauft hat.

II.

So sehen wir vom Zaunkönige bis zum König der Könige (welchen mittelhochdeutsche Dichter, nach deutscher Volks- und Reichsanschauung, fast lieber keiser aller künige nennen) je den Tüchtigsten und Ausgezeichnetsten seiner Art, den Ausbund der Schönheit wie der unschönen Leistung, den künstlerischen Reigenführer wie den unschuldigen Anführer im Kinderspiele mit dem höchsten Namen belegt, den unsere Muttersprache für die höchste Stufe deutschen Volkslebens ausgebildet hat. Hieß doch sonst, wie Leonhard Frisch in seinem Wörterbuche mittheilt, auf der Oberelbe selbst der Knecht König, der über das Schiffsvolk gesetzt war. Der deutsche Kaiser aber (nach Julius Cäsar, als dem ersten Kaiser, wofür er durch das ganze Mittelalter angesehen wurde, genannt) war, auch wenn er in Rom gekrönt worden war, doch immer nur ein deutscher König und noch 1320 wird vom deutschen Reichsoberhaupte gesagt, „von des kuneges wegen (mon. Boica XXII, 245).

Aber was heißt König und was war ursprünglich der deutsche König?

Die Antwort ist kurz. Schon Waitz in seiner deutschen Verfassungsgeschichte (I, 159) sagt richtig: der deutsche König war ursprünglich gänzlich ein anderer als der griechische βασιλεύς, der römische rex, der hebräische melech, oder der radschah der alten indischen Welt. Fragen wir aber die Muttersprache, so kennt oder nennt das Gothische oder wenigstens Ulfila den Ausdruck, der Kuniggs klingen müßte, nicht: Βασιλεύς übersetzt Letztrer stets mit thiudans, das im Altsächsischen gleichmäßig thiodan, im Angelsächsischen thëoden, im Altnordischen thiodan lautet und von thiuda (altnord. thiod, angelsächsisch thëod-a, altsächsisch diot, mittelhochd. diet) d. i. Volk, Gemeinde, als der von der Thiuda Gewählte, als der aus der Thiuda hervorgegangene, mit ihr innigst Verwachsene benannt ist. Seine βασιλεία heißt daher gothisch Thiudan Gardi oder Thiudinassus und thiudanôn ist βασιλεύειν herrschen.

Das ſonſt von Ulfila gebrauchte reiks, das der Form nach dem lateiniſchem rex, dem keltiſchen -rix, dem ſanskritiſchen radschah, raja entſpricht, gebraucht er nur für ἄρχων, wie kindins, das mit dem burgundiſchen hendinus („rex“ bei Jornandes) eins ſein wird [1]), für ἡγεμών. — Für κύριος, dominus, vorzugsweiſe von Chriſtus, gebraucht Ulfila Fráuja (altſächſiſch frôho, frô, althd. frô ꝛc). Das dem für dominus und meiſt wieder nur vor Gott gebrauchten althd. Truhtin (mittelhd. trëhtin, altſächſ. drohten, angelſ. dryhten, nord. dróttin) entſprechende draúhteins wendet Ulfila nicht an, obſchon er das Stammwort draúhts (altſ. druht, angſ. dryht, nord. drótt) für legio, cohors kennt und gebraucht, davon ſich gadraúhts für στρατιώτης, draúhtinôn für στρατεύεσθαι, draúhtinassus für στρατεία, militia bilden, ſämmtlich von dem bei Ulfila gleichfalls vorkommenden driugan (angelſ. drëogan), στρατεύειν, bellare. Das Altſächſiſche gebraucht die Zuſammenſetzungen manDrohten (agſ. mandryhten) und sigiDrohten von Chriſtus, gewiß, wie fráuja urſprünglich Freyr bezeichnete, einſt von Wodan gebraucht, wie das alt- und mittelhochdeutſche min truhtin, min trëhten (aus lrMin truhtin?) nur noch von Gott gebraucht wird, während der nordiſche dróttin den weltlichen Herrſcher bezeichnete, wovon das weibliche dróttning noch heute für Königinn geltend geblieben iſt. Wie nun draúhteins von draúhts (Heerſchaar, Kriegsdienſt), wie thiudans von thiuda (Volksgemeinde, Stamm), ſo hängt kuniggs (altſächſ. kuning, agſ. cyning, engl. king, altnord. konûngr, kôngr, althochd. kuninc, mhd. küning, künec, nhd. König (verkürzt wie Pfennig aus pfenning, ahd. phandinc) mit dem gothiſchen kuni, ahd. chunni, chunne (d. i. γένος, genus) zuſammen. Verräth jenes althochdeutſche chunni (mhd. kunne, künne) ſchon eine weitere Ableitung, ſo tritt das dem gothiſchen entſprechende einfachere Stammwort in dem althochd. chuni (in dem Eigennamen Chuni-mund, Chuni-gund, Chuni-hilt, oder ſind dieſe Huni-mund ꝛc.?), noch mehr im angelſächſiſchen cyne zu Tage, von welchem ſich ſogar cyneCyn (gen. cyneCynnes) d. i. genus regium zuſammenſetzt, ebenſo cyne-dôm, cyne-hâd (Königthum), cyne-hëlm (corona, diadema), cynegeard (sceptrum) ſich erhalten haben,

1) Ammianus Marcellinus.

die zwar dem althochdeutſchen chuninc-tuom, chuninc-hëlm, chuninc-gërte entſprechen, wie cyne-stôl, dem kuningstuol, ſchwediſch konûngs-stôll, mittelhochdeutſch kuniges stuol und ſo wie neben cyneCyn auch cyninеCyn, neben cynedôm auch cyninc-dôm (nord. konûngdômr) vorkommt, eben ſo cynegôd und cyninc-bald (regi confisus), cyninges-thëgn, wie nord. konûng-madhr. Das Altnordiſche bietet aber auch ſogar das einfache konr für nobilis und für rex, gleichſam den nobilis, den generosus oder γενναῖος κατ' ἐξοχήν, ganz die Behauptung des Tacitus deckend reges ex nobilitate[1]), duces ex virtute sumunt (Germ. 7). Konûngr, kuniggs wäre ſonach ſprachlich der Sohn eines konr oder auch eines kuni, eines Geſchlechtes.

Uebrigens zeugt das durchgehende Vorkommen des Namens König in allen germaniſchen Sprachen und Mundarten, daß der dadurch ausgeſprochene Begriff ein allen gemeinſamer war, und vielfach wird derſelbe durch Beiwörter gehoben; ſo bietet das Altſächſiſche adal-Cuning, folc-Cuning, thiod-Cuning und hëban-Cuning, das Angelſächſiſche ëord-Cyning, voruld-Cyning (ahd. woroldchuninc), gudh-Cyning, fëorh-Cyning, vuldor-Cyning, folc-Cyning, thëod-Cyning, das Nordiſche thiódkôngr (für monarcha), her-kôngr (für bellator), skatt-kôngr (rex tributarius), skötkonûngr u. ſ. w.

III.

Wie ſtand es nun aber um die Herrſchaft, um die Gewalt des deutſchen kuniggs? welcher Art war dieſelbe? war es ein wirkliches regnare?

Da wo Tacitus von den deutſchen libertis ausſagt, daß ſie non multum supra servos ſeien, fügt er von ihnen hinzu raro aliquid momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quae regnantur (Germ. 25.); da wo er von den Frieſenfürſten Verritus und Malorix (Ann. XIII, 54.) ſagt, qui nationem eam regebant, erklärt er dieſes raſch durch den Zuſatz in quantum Germani regnantur und von den Gothen ſagt er (Germ. 43): Trans Lygios Gothones regnantur,

1) Sybel (Königsthum S. 133) deutet dies „nach dem Maßſtabe des Adels.“

paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. Nach den zuvor ſchon angezogenen Worten reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, fährt Tacitus fort: nec regibus infinita aut libera potestas et duces exemplo potius quam imperio, si prompti, si conspicui, si ante aciem agunt, admiratione praesunt.

Aus dieſen Worten über Wahl und Stellung der urſprünglichen Könige zur freien Volksgemeinde erklärt ſich trefflich Marbod's Königthum oder deſſen Schilderung bei Vellejus (II, 108), die Wort für Wort zutrifft: Maroboduus rex, genere nobilis, non tumultuarium aut fortuitum neque nobilem, sed ex voluntate parentium constantem inter suos occupavit principatum et certum imperium vimque regiam complexus animo.

Nur bei wenigen deutſchen Stämmen aber kennen und nennen die Römer urſprünglich reges; bei den Chatten namentlich nur principes[1]). Eben ſo bei den von ihnen ſtammenden Bataven, wo wir nur vom dux ihrer Reiterei hören (Tacit. Ann. II, 17), während Ammianus Marcellinus (XVI, 12, 4) bei ihnen Könige kennt. Bei den mächtigen Hermunduren weiß Tacitus einen König Vibilius (A. XII, 29), bei den Thüringern ſpäter Caſſiodor (Var. III, 341), bei den Semnonen nennt Caſſius Dio (LXVII, 5) den König Maſyas, bei den Cheruskern den König Chariomérus (LXVII, 5); bei den Quaden den König Gabinius (Ammian. Marcell.). Aber ſchon bei den Teutonen wird Teutoboch von Florus (III, 3), bei den Kimbern Bojorix ein König genannt. Auch Arioviſt im Auslande nennt ſich König; doch ſagt Cäſar (B. G. I, 43), quod rex appellatus esset a senatu.

Die urſprünglich reinen und ſchlichten Verhältniſſe deutſchen Volkslebens, das auf dem Stande der frohen, freien frilingi d. i. freiliggôs (liberi) beruhte, aus dem die nobiles oder edhilingi (edhilingâ, adalungâ, athaliggôs) ſich erhoben[2]), wie aus ihnen die principes (und reges), die duces (heritogon, herizohun), πολέμαρχοι bei Strabo VII, 1, 4 genommen wurden, mußte ſeit dem weltgeſchichtlichen Zuſammenſtoße mit dem römiſchen Reiche und rö-

1) Königliche Hoheit?
2) Nithard IV, 2. Hugbald (Pertz, Monum. II, 361.)

miſchem Rechte weſentliche Umgeſtaltungen erlelden. Wandelte ſich namentlich in der Fremde die alte Grundlage der Geſchlechterverbindungen (der gentiles, faramanni und gegyldan, der vici und villae, der Hundreden oder centenae), die große Gliederung der mægde, dryht, thëod, folc weſentlich um, wurden ſelbſt aus den auf gentes und cognationes oder φυλαί begründeten Schlachtordnungen und Gefolgſchaften oder comitatus (Tacit. Germ. 4) ſpäter die wild zuſammengewürfelten Maſſen der foederati, die obenein in römiſche Formen gegoßen wurden, mußte auch das Königthum in der Fremde weſentlich andre Geſtalt gewinnen.

Zwar begegnen wir auch ſpät noch der ganzen Menge alamanniſcher Kleinkönige (reges, regales oder subreguli)[1] in der Schlacht bei Straßburg[2] wie im ſkandinaviſchen Norden, wo die Würde der Herkunft wie die Herrſchaft auf die filios regum erbt[3] gleich dem Beſitzthume, und ſie ſich in beide theilen[4]. Wie aber im Norden über die Hundred- oder Haradfürſten und Gaukönige, über das collegium principum, der Volks- oder Upſalakönig ſbindend gebot und herrſchte, ſo erſchienen bald bei allen in die fremden Lande ziehenden deutſchen Stämmen (Gothen, Gepiden, Vandalen, Burgunden, Franken) ſchärfer gezogene Linien des Königthumes und erſt beim Verfalle ihrer ausheimiſchen Reiche heißt es wieder bei Paulus Diakonus von den Herulern: Ita omnis Herulorum virtus concidit, ut ultra super se regem omnino non haberent (I, 20) und von den Gepiden: Gepidarum vero genus ita est diminutum, ut ex illo jam tempore ultra non habuerint regem (I, 27). Nachdem die Alamannen von den Franken beſiegt worden, werden bei ihnen nur noch Herzöge genannt. Bei den daheim bleibenden Sachſen kannte man keine Könige: non enim (ſagt Beda V, 11) habent regem iidem Saxones, sed satrapas plurimos suae genti praepositos, und die vita S. Leb-

1) Ammian. Marcell. XVI, 27. XVII, 12, 13, 27. XVIII, 4; Sulpicius Alexand. bei Gregor. Turon. II, 9.

2) Ammian. Marcell. XVI, 1, 2. XVII, 1. XVIII, 2. XXVII, 22. Vgl. Vopiscus im Probus (novem reges diversarum gentium ad meos pedes jacuerunt). Sybel Königthum S. 112 ꝛc.

3) Ammian. Marcell. XVII, 27; βασιλισκός in Vita S. Sabae (Bolland. 12. April).

4) Vergl. Dahlmann's däniſche Geſch. 1, 171, Geijers, Strinnholms, Rosenvinges, Kolderups ſchwed. Geſchichten. Dazu Ammian. Marcell. XVI, 27. XVIII, 4. XXVII, 20.

buini[1]) ſagt beſtätigend: In Saxonum gente priscis temporibus neque summi coelestique regis inerat notitia.... neque terreni alicujus regis dignitas et honorificentia, cujus regeretur providentia, corrigeretur censura, defenderetur industria.... pro suo vero libitu, consilio quoque, ut sibi videbatur, prudenti singulis pagis principes praeerant singuli[2]).

Dagegen haben die Angelſachſen in der neuen Heimat Könige (Aelfred, Aethelwulf ꝛc.) und das angelſächſiſche Wanderlied legt daher auch den Angeln in der alten Heimat den König Offa bei, den ſo auch die däniſche Sage (freilich als Dänenkönig) bezeichnet.

Auch die nach Italien gezogenen Langobarden wählen Könige; Paul Warnefried aber nennt (II, 10) ſelbſt die bayriſchen Herzöge öfter Könige, namentlich iſt bekanntlich von König Garibald die Rede[3]). Auch bei den Franken heißen früh die Herzöge (oder duces) öfter reges (z. B. Mellobaudes bei Ammian. Marcell. XXX, 3, 7), worüber ſich Gregor von Tours (VII, 2) ausführlich ausläßt. Auch ein König der Salier wird genannt (Zoſimus III, 6. Libanii Epitaph. in Jul. opp. ed. Reiske I, 149). Treffend und mit Tacitus ꝛc. übereinſtimmend ſagt Gregor von Tours, als die Franken über den Rhein gezogen: Dehinc transacto Rheno Tungriam transmeasse ibique juxta pagos vel civitate reges crinitos super se creasvisse de prima et ut ita dicam, nobiliori suorum familia... Ferunt etiam tunc Chlogionem utilem ac nobilissimum in gente sua regem Francorum fuisse; daher dieſer denn auch in der älteſten Genealogie der fränkiſchen Könige[4]) als primus rex Francorum Chlojo aufgeführt wird[5]). Die Gesta Francorum (IV.) ſagen: Tunc

1) Pertz, Monum. II, 361.

2) Das ſind Gaukönige. Poeta Saxo ſagt: Quae nec rege fuit saltem sociata sub uno, sed variis divisa modis plebs omnis habebat quot pagos tot pene duces.

3) Hier miſchen ſich früh die Ausdrücke. So ſagt die Lex Bajuvar. II, 10, 1: Si quis filius ducis tam superbus vel stultus fuerit, ut patrem suum dehonestare potuerit per consilium malignorum vel per fortiam et regnum ejus auferre ab eo, dum adhuc pater ejus vivit et potest judicio contendere, in exercitu ambulare, populum judicare, quum viriliter ascendere, arma sua vivaciter bajulare, non est surdus nec coecus, in cunctis jussionem regis potest implere, sciat se ille filius contra legum fuisse et de hereditate patris sui se esse dejectum u. ſ. w.

4) Pertz, Monum. II, 307.

5) Vergl. auch Childericus rex Francorum (vita S. Genofevae) u. ſ. w.

defuncto Sunnone et accepto consilio in uno primatu eorum unum habere principem petierunt consilium Marchomiri, ut regem unum haberent, sicut et ceterae gentes. At ille dedit iis consilium et elegerunt Faramundum, filium ipsius Marchomiri et levaverunt eum super se regem crinitum[1]).

Bei den Weſtgothen[2]), ſeit ſie ſich von den Oſtgothen getrennt hatten, beſtanden nur Richter (judices): primates eorum et duces, qui regum vice iis praeerant (Jorn. 26); Eunapius z. J. 392 nennt ſie ἡγεμόνες. Solche ſind Frithigern und Alavius (bei Jornand.), die Ammian wieder reges nennt; den Athanarich nennt Jener (28) auch rex, qui tunc Frithigerno successerat[3]) und grade dieſer heißt ſonſt beſtimmt judex[4]). Auch Ammian ſpricht von ihm als judex Thervingorum, judex potentissimus und ebenſo bei quadiſchen Stämmen, wo er ſonſt reges, regulos ſagt, von judices variis populis praesidentes. Als aber die Gothen, langer Ruhe überdrüßig, ſich zu neuen Zügen rüſteten, wählten ſie Alarich aus dem Geſchlechte der Balthen zu ihrem Könige: Mox Gothis fastidium eorum increvit, verentesque ne longa pace eorum se solveret fortitudo, ordinant super se regem Alaricum (Jornand. 29).

Als Odoaker an der Spitze von Schaaren verſchiedener Völker nach Italien zog, war er nur Haupt eines großen Gefolges, nicht König. Nachdem die Eroberung Italiens gelungen, machten ihn die Seinen zum Könige, nicht von Italien, ſondern zum deutſchen Könige: Intra Italiam Eruli, qui romano juri suberant, regem creant nomine Odoacrum. — Odoacher ab exercitu suo rex levatur[5]).

Eben ſo verfuhren die Langobarden, die unter ihren Führern (duces) Ibor und Ago ausgezogen waren: nolentes jam ultra

1) Vgl. Sybel S. 176. 177.
2) Sybel S. 118—123.
3) Eben ſo auch bei Epiphanius, Eunapius, Hieronymus. Themiſtius dagegen nennt ihn δυνάστης, Sokrates (5, 10) Γότθων ἀρχηγός, Parteihaupt, wie ſein Gegner Frithigern (4, 33). Sie die Nachſchreiber des Sokrates (Sozomenos, Caſſiodor) nennen beide Monarchen. Wigurich heißt ὁ ἄρχων (Bolland. 26. März) οἱ κατάτην Γοτθίαν μενεστάνεις (Vita S. Sabae, Bolland. 12. April). Bei den Vandalen nennt Dexippus (ed. Bonn. S. 19.) zwei βασιλεῖς καὶ ἄρχοντες, welche alle als Geſandte zu Aurelian kommen.
4) Aurentius bei Waitz S. 20.
5) Vgl. Waitz deutſche Verfaſſungsgeſchichte I, 163. 164.

Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agilmundus, filius Agonis, ex prosapia ducens originem Gungingorum, quae apud eos generosior habebatur[1]).

Aus ſolcher generosior oder, wie es bei Gregor von Tours hieß, nobilior gens[2]), aus den optimates nobiles[3]), proceres[4]), seniores[5]), primores, majores natu, wurden die finisti, yldestan, aldirmon oder ealdorman[6]), wurden endlich die reges genommen.

Die Gothen wählten aus dem Geſchlechte der Amaler und Balthen[7]), die Vandalen aus der edlen stirps Asdingorum, quae inter eos eminet quamque iudicant bellicosissimam[8]) und wonach ſelbſt das ganze Volk ſich nannte. Die Langobarden und Angelſachſen wählten nur aus den Geſchlechtern, die auf Wodan ihren Urſprung zurückführen konnten. Eben ſo bei den Burgunden[9]) und bei den Franken[10]), bei dem Upſalakönige u. ſ. w.

---

1) Paul. Diaconus, deſſen ältere Quelle jenen Satz nicht hat, ſondern nur von Ibor und Ago ſagt: Ipsi cum matre nomine Gambara principatum tenebant super Guiniles. Ibor et Ago, qui principes erant super Guiniles et dicitur quia fecerunt sibi regem Agelmund filium Ago. Im Cod. Madrid. D, 117. der Geſetze (Archiv VII, 771) heißt es von Agelmund: filius Ajo ex genere Gugingâs et post ipsum Laramicho ex genere Gugingâs.

2) Hi omnes Luthingi fuerunt; sic enim apud eos quaedam nobilis prosapia (d. i. fara) nominatur: Paul. Diaconus.

3) Ammian. Marcellin. XVI, 27. XVII, 27. XVIII, 4.; die ἡγεμόνες τῶν φυλῶν bei den Gothen (Eunapius).

4) Proceres sunt principes civium vel civitatis: Isidor. Etym. IX, 4, proceres rectores (Vorrede zur lex salica), οἱ πρῶτοι bei den Cheruskern und Markomannen (Dio C. LVI, 18. Strabo VII, 1, 4.), οἱ ἄριστοι (Prokop. b. goth. I, 18. IX, 2, 9, 28, 32.), οἱ δοκίμοι, οἱ λόγιμοι, λογιμώτατοι bei den Gothen ꝛc. (Siehe Grimm's Rechtsalterthümer S. 368.), daraus die principes pagorum et vicorum (Tacit. Germ. 6, 15.), principes regionum, praepositi pagorum beim Poeta Saxo, satrapaee (aldormon) bei Beda V, 11 hervorgiengen.

5) Als Rollo der Normanne nach Gallien kam, fragte man ſeine comites: quo nomine vester senior fungitur? und ſie antworteten: nullo, quia aequales potestatis sumus (Dudo S. 76. 85). Vgl. Sybel S. 144. 147; Philipps Angelſ. Rechtsgeſch. II, 27; Lappenberg Engl. II, 17.

6) Die magistratus Cäſars (B. G. VI, 23), Tacitus (G. 10, 11), die comites, judices (Tacit. G. 12), rachimburgi (d. i. raginbaúrjans), raedjevas, âsegas u. ſ. w.

7) Caſſiodor Var. VIII, 2. Jornander 4, 60. (wo er die Amalorum nobilitas hervorhebt. Er ſagt ferner: Deinde vocitatos hos, qui inter eos generosi exstabant, ex quibus iis reges et sacerdotes ordinabantur.

8) Jornandes 22.

9) Gregor. Turon. II, 28.

10) Merovunge, Myrginge, Maurungi Francorum lines (Geogr. Ravenn.). Bei den Bayern die Agilolfinger, die Nemenen (Grimm R.A. 270).

An dieſen Geſchlechtern, reich an Grundbeſitz wie an Ruhme der Ahnen[1]) hielten die deutſchen Stämme beharrlich feſt, ohne die Erbfolge grade ſtets von Vater auf Sohn zu leiten. Treu blieben die Gothen bei den Amalern, ſo daß ſelbſt ein Weib den oſtgothiſchen Thron beſtieg. In Schweden wechſelten ſtets zwei Geſchlechter. **Marcomannis Quadisque** (ſagt Tacitus G. 42.) **usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum. Nobile Marobodui et Tudri**[2]) **genus.** Selten griffen ſie über Stamm und Volk hinaus, wie Tacitus hinzufügt: **Iam et externos patiuntur**[3]).

Als die Cherusker in Folge innerer Zwiſte daheim keinen Nachkommen ihrer **stirps regia** mehr wußten, holten ſie ſich einen Nachkommen von des Arminius Bruder (Flavus), der von mütterlicher Seite von Chatumer oder Actumer, dem **princeps Chattorum** ſtammte, den Italicus aus Rom: **Eodem anno Cheruscorum gens regem Româ petivit, amissis per interna bella nobilibus et uno reliquo stirpis regiae, qui apud Urbem habebatur, nomine Italicus** (Tacit. A. XI, 16), **quando nobilitate ceteros anteiret** (XI, 17): ganz wie Tacitus auch von Julius Paulus und Claudius Civilis bei den Batavern ſagt **regia stirpe multo ceteros anteibant** (H. 4, 13), das iſt das βασιλεῖον τῶν Σκυθῶν (der Gothen) γένος bei Zoſimus.

Auf gleiche Weiſe, wie die Cherusker, ſchickten die Heruler, als ſie ſchon an der Donau ſaßen, Geſandte zu ihren nach Skandinavien abgezogenen Stammgenoßen, um dorther ſich den Mann zu holen, der würdig wäre die Krone zu empfangen, nachdem ſie vorher, wie Prokopius (b. goth. II, 14. 15) erzählt, einmal die Luſt angewandelt, ohne König zu ſein, hinter welcher Auslegung wohl etwas Aehnliches verborgen liegt, wie von den Burgunden Ammianus Marcellinus (XXVIII, 5) erzählt, daß ſie ihren König abzuſetzen pflegten, **si sub eo fortuna titubaverit belli vel segetum copiam negaverit terra, ut solent Aegyptii casus ejusmodi suis**

1) Insignis nobilitas et magna patrum merita: Tacitus Germ. 13.

2) Tudor, tudr iſt angelſächſiſch prosapia, soboles.

3) Mehrfach griffen ſpäter die Römer ein: Vannius Suevis a Druso Caesare impositus (Tacit. A. XII, 29.); rex Quadis datus (auf Antoniniſchen Münzen), eben ſo Sido atque Italicus reges Suevorum (Tacit. H. III, 21. 52). Selbſt bei den Brufterern Spurinna Bructerûm regem vi et armis induxit in regnum ostentatoque bello ferocissimam gentem (quod est pulcherrimum victoriae genus) terrore perdomuit (Plinius epist. II, 7.).

assignare rectoribus. Von den alten Schweden erzählt bekanntlich die Ynglingasaga sogar (18), daß sie einmal ihren König Domwaldi geopfert hätten, weil sie die Hungersnoth an sein Leben und seine Regierung gebunden achteten[1]). Von den Langobarden aber erzählt Paulus Diakonus (IV, 43): sed cum Adoloaldus eversa monte insaniret, de regno ejectus est.

Dagegen sagt Jornandes von den Ostgothen, daß sie nach ihres Königs Thorismund Tode vor Trauer und Leid vierzig Jahre lang zu keiner neuen Königswahl hätten kommen können: Sic enim luxere Ostrogothae, ut quadraginta per annos in ejus loco rex alius non succederet, quatenus et illius memoriam semper haberent in ore et tempus accederet, quo Walamir habitum repararet virilem, qui erat ex consobrino ejus genitus Wandalorio. —

Wenn der König gewählt war, der nun Herr ward über Krieg und Frieden, Recht und Gewalt übte, die Volksversammlung berief und leitete, im Gerichte vorsaß, Richter und Grafen setzte, seine Waffengefährten (gasindi, altf. gasidhi d. i. den comitatus) und Dienstmannen (gardiggôs, nord. hirdmenn, handgengnir d. i. ministeriales) belohnte und belehnte, jauchzte ihm das Volk (levata voce — clamore maximo) zu, schworen ihm auf solche Weise hulde, setzten ihn auf einen Schild und huben ihn, wie wir beim Schwerttanze und am h. Dreikönigsfeste zu Köln sahen, drei-

1) Als nach Olaf Trygwasons, des Königs von Norwegen, Fall in der Schlacht bei Swoldr (im J. 1000) sich der dänische König Swen Twäskägg und der schwedische Olof Skötkonung dessen Reich unter sich getheilt, der norwegische Fürstensohn Olof Haraldson der Heilige, der auf Wikingsfahrten lange ausgewesen war, sich aber heimgekehrt zum Könige aufgeworfen hatte, jedoch mit Olof Skötkonung sich vergleichen wollte, dieser aber durchaus widerstrebte, da sagte der Lagmann Thorgny von Upland auf dem Upsalathing und sprach im Namen Aller: „Nun wollen wir Bauern (die Ödalbönden (Äthelböndes) die durch und durch freien Grundbesitzer des Landes, ödhalborinn), daß Du König Olof mit Norwegens Könige Frieden machest und ihm Deine Tochter Ingegerd vermählest. Willst Du die Reiche im Osten, welche Deine Vorväter und Verwandte vor Dir besessen haben, wieder einnehmen, so wollen wir Dir alle folgen; willst Du aber nicht thun, wie wir sagen, so wollen wir Dich überfallen und Dich tödten, denn keineswegs dulden wir Unfrieden und Unrecht von Dir. So haben unsre Vorväter ehedem gethan, da sie auf Mulathing fünf Könige in eine Quelle stürzten, welche von Uebermuth aufgeblasen waren, so wie Du gegen uns bist. Sage nun gleich, welches von beiden Du erwählst." Großes Waffengetöse begleitete diese Rede. Der König stand auf und antwortete: er wolle Alles so geschehen lassen, wie die Bauern begehrten, denn so hätten alle Swenkönige vor ihm gethan, daß sie den Bauern gestattet hätten, mit ihnen zu Rathe zu gehen. Siehe Strinnholm, Geschichte Schwedens I, 405.

mal empor. Levare in regem ſagte daher noch ſpät das Mittelalter, helja til konûngs der Norden[1]). Das mittelhochdeutſche Gedicht Hugdietrich ſagt gleichfalls man huop in ze künec und noch heute können wir ſagen „Napoleon erhob die Fürſten oder Kurfürſten von Bayern, Würtemberg und Sachſen zu Königen.“ Noch im Jahre 1204 ward Balduin von Flandern zu Jeruſalem in Wahrheit auf den Schild erhoben, im Jahre 360 n. Chr. aber ſelbſt der römiſche Julian von deutſchen Hilfsvölkern impositus scuto pedestri et sublatius eminens nullo silente Augustus nuntiatus (Ammian. Marcell. XX, 4; Zoſimus III, 9), was auch von Valentinian Nikephorus Calliſtus (10) erzählt.

Von den fränkiſchen Königen Chlodoveus, Sigibert, Gundibald, Pipin erzählen es Ado von Vienne, Gregor von Tours, Aimoin mit den Worten clypeo evectus (Greg. Tur. II, 40.), impositus super clypeo (IV, 51), parmae superpositus rex est levatus (VII, 10). Bei den Langobarden heißt es von Agilulf: congregatis in unum Langobardis ab omnibus in regnum apud Mediolanum levatus est (Paul. Diakon. III, 115; in regem levaverunt VI, 55). Bei den Gothen erzählen Caſſiodor und Jornandes: Vitiges scuto superpositus more majorum in regnum levatus und ſelbſt vom Herzog Brinno, dem Caninefaten, hebt Tacitus (H. IV, 15) hervor: impositus scuto more gentis et sustinentium humeris vibratus dux elegitur[2]). Von dieſem antiquo ritu elevandi principes inaugurandos haben Treſenreuter und G. L. Schwarz zu Altdorf 1729 in beſondern Diſſert. gehandelt. Nach der Wahl um- und durchritt der König ſein Land (regnum circumiit). So that Chlothar (Greg. Tur. IV, 14. VII, 10), ſo Konrad der Salier (Vita ej. durch Wippo). —

Der deutſche König gieng ſchlicht und einfach einher, in Tracht und Kleidung wenig von ſeinem Volke geſchieden. Iſidor (Chron. Gotthorum) hebt erſt vom weſtgothiſchen Könige Lewigild beſonders hervor: Primus inter suos regali veste opertus solio resedit, nam ante eum et habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat. Von Odoaker aber in Italien ſagt

1) Die Schweden hoben ihren König auf einen großen Stein mitten im Steinringe bei Upſala (Grimm R. A. S. 236) und der königliche Thron zu London hegt noch in ſich den Stein, auf welchen die ſchottiſchen Könige gehoben wurden.

2) Mehr alſo als gewöhnliches Feldherrnthum — ſagt Sybel S. 153.

Cassiodor (Chron.): nomen regis adsumpsit, cum tamen nec purpura nec regalibus uteretur insignibus. Bei den Franken trugen die Könige, wie die frilingâ und athalingâ, langes fliegendes Haar und hießen darum reges crinili[1]). Eginhard hebt den crinis profusus, Gregor von Tours die caesaries prolixa (VIII, 10), der crinium flagella per terga demissa (VI, 24) hervor, welche crinium flagella auch Sidonius Apollinaris am westgothischen Theodorich schildert (I, 2). Derselbe nennt auch die Burgunden im Allgemeinen crinigeras catervas (Carm. 12), während Claudian (de laude Stilich. I, 203) bestimmter crinigero flaventes vertice reges sagt. Bei den Gothen wurden die Könige bestimmter aus den pileatis gewählt, denen die capillati oder comati, κομῆται[2]) das sind die Freien im Allgemeinen, noch nachstanden. Später tragen die deutschen Fürsten den pileus, circumdatus serto vel circulo, welches wohl das gothische vaips oder vipja übersetzt, womit Ulfila στέφανος wiedergiebt. —

Vor Gericht trug der König den stap in der Hand[3]), im Kriege und auch im Frieden wurde ihm die Fahne vorgetragen[4]). Er sitzt in seinem Saale, der Halle auf seinem kuniges stuol (ags. cynestôl, thëodenstôl und bregestôl); vor ihm stehen seine Mannen als holde heririncôs, lioban liudwëron, die ihn an cuningwîsa durch hnigan nides hôbdu und te bedu hnigan an cnëo ihre Ehrfurcht beweisen. Sonst heißen Königsstuhl auch die Stellen, da der König öffentlich vor der Gemeinde gewählt ward. Ein solcher konûngsstôl stand bei Upsala; in Deutschland einer auf freiem Felde im Gau Königshunder gegen Wiesbaden und Erbenheim, wo Konrad II., Heinrich II., Lothar II., Philipp, Friedrich II. und wohl auch Heinrich IV. gewählt wurden, und für den schon im 13. Jahrh. noch der zu Rense am Rhein an die Stelle trat. Noch ein andrer lag bei Lörgweil, ein vierter in Schwaben[5]). Aehnlich stand in Kärnthen ein herzoges stuol[6]). Der deutsche König stand zu seinem Volke in Friede und Fehde, in Lieb' und Leide,

1) Gregor Tur. II, 9. VI, 24. VIII, 10; Sigebert. Gemblac. z. J. 430; Agathias I, z. J. 524.
2) Jornandes 5, 11. Aurel. Victor Cäs. XIII, 3.
3) Paulus Diaconus VI, 55. V, 10.
4) Beda.
5) Grimm R.A. S. 242.
6) Darüber unter Andern Hübner's Historische Fragen V, 195.

in Sonnenschein und Unglück. Er ist seines Volkes höchster râtgëbo (consiliator) und mundboro (tutor), er ist liof landes ward und burges ward (terrae custos), er ist landes und burgo hirdi (custos arcium), er ist folces hirde; er ist liudeo hêrro, liof herro, hold hêrro[1]).

Er ist mâri (clarus), er ist mahtig mildi d. i. mächtig (weil rîki, allero barno rîkioſt) und milde d. i. freigebig. Er heißt darum auch mêthomigëbo (largitor thesaurorum) und baggëbo (dator epularum), bôggëbo (annulorum dator aureorum), wie agelſ. beáhgife, ſincgife, goldgife. So ist er kraftog, bald und ſtrang, allero barno ſtrangôſt; er ist fâlig.

Ein schönes Bild innigen Wechselverhältnisses zu gegenseitiger Treue und Verpflichtung zwischen Volksgemeinde und ihrem Könige, zur fulleiſt (fullêſtina nord.), zum fullgangan, zum farſtandan d. i. Einstehen im Leben und im Tode! — Cum ventum in aciem, turpe principi virtute vinci, turpe comitatui virtutem principis non adæquare; jam vero infame in omnem vitam ac probrosum superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare praecipuum sacramentum est. So kannte Tacitus (Germ. 14.) unsre Väter!

Als die Fürsten Verritus und Malorix, qui nationem eam regebant, um den Drohungen des Dubius Avitus (minitando vim romanam nisi abscederent Frisii veteres in locos aut novam sedem a Caesare impetrarent) zu entgehen, nach Rom giengen und dum aliis curis intentum Neronem opperiuntur, inter ea, quae barbaris ostentantur, intravere Pompeji theatrum, quo magnitudinem populi viserent. Illic, fährt Tacitus (A. XIII, 54) fort, per otium (neque enim ludicris ignari oblectebantur) dum consessum caveae, discrimina ordinum, qui eques, ubi senatus, percunctantur, advertere quosdam cultu externo in sedibus senatorum, et quinam forent rogitantes, postquam audiverant earum gentium legatis id honoris datum, quae virtute et amicitia romana praecellerent, nullos mortalium armis aut fide ante Germanos

1) Bezeichnungen aus dem altsächsischen Heliand; auch die folgenden.

esse exclamant degrediunturque et inter patres considunt.

So ſprachen und handelten kleine deutſche Fürſten gegenüber dem rieſigen Rom, dem kein jetziger Koloß gleicht. Und dieſer Volks- und Fürſteneinheit erlag endlich Rom. —

Berlin, am 18. April 1850. H. F. Maßmann.

V.

Ueber die Bedeutung des Simplicissimus

von

Chr. v. Grimmelshausen.

Die Mittheilungen von Theodor Echtermeier (in den Hallischen Jahrbüchern 1838. Nr. 52—54), so wie die tiefer eingehenden Untersuchungen W. A. Passows (in den Blättern für literarische Unterhaltung 1843. Nr. 259—264, mit den Nachträgen 1844. Nr. 119 und 1847. Nr. 273) über den Verfasser des Simplicissimus und dessen sonstige Werke haben nicht verhindern können, daß noch in der 3. Auflage des 3. Theils von Gerwinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, Leipzig 1848. andere Werke des Christoffel von Grimmelshausen außer dem Simplicissimus, z. B. der keusche Joseph, der satirische Pilgram u. a. zu den wahrscheinlich verlorenen gerechnet, der Trutzsimplex aber und der Springinsfeld dem Philarchus Grossus von Trommenheim, als einem von Grimmelshausen verschiedenen Verfasser, zugeschrieben werden. Ja, Dr. Georg Weber in seinem verdienstlichen Grundrisse der Geschichte der deutschen Literatur, 2. Auflage, Leipzig 1850. nennt auch jetzt noch Samuel Greifenson von Hirschfeld als Verfasser des Simplicius Simplicissimus, ohne auch nur jenem Namen, wie doch Gerwinus bereits gethan, hinzuzufügen: „(eigentlich Grimmelshausen).“ Bei dem großen Gewicht des Gerwinischen Buches und der Verbreitung, welche der Weberſche Grundriß sich erworben hat, dürfte den Entdeckungen jener erstgenannten Männer noch lange die völlige Anerkennung fehlen, weshalb es Pflicht wird wiederholt auf ihre Arbeiten hinzuweisen. Aber auch das kann leider nicht geradehin geschehen ohne damit neuen Irrthümern Bahn zu machen, welche

zum Theil bereits, offenbar aus den Aufsätzen von Passow und Echtermeier, in die 9. Auflage des Leitfadens zur Geschichte der deutschen Literatur von Pischon, Berlin 1848, S. 108. übergegangen sind. Die Bemerkung daselbst, daß Grimmelshausen Protestant gewesen sei, ist das Ergebniß einer Untersuchung Passows v. J. 1843, welches dieser selbst zwar 4 Jahre später als ein falsches nachweist, aber in einer kurzen Bemerkung, die leicht übersehen werden kann und wirklich, wie die Angabe bei Pischon zeigt, übersehen worden ist. Mit jenem Ergebniß aber fällt zugleich die Auffassung Passow's (Bl. f. lit. Unterhaltung 1843 Nr. 261) von dem Verhältnisse, in welchem Grimmelshausen steht zu dem ohne Namen des Verfassers in der Gesammtausgabe der Grimmelshausischen Schriften abgedruckten Gespräche: „Warumb er nicht katholisch werden könne?" Darauf jedoch jetzt näher einzugehen ist meine Absicht nicht. Darlegen nur möchte ich hier den Grundgedanken und die Stellung des Simplicissimus, so daß daraus zugleich das Irrthümliche der aus dem Aufsatze Echtermeiers entnommenen Angabe Pischons, daß Grimmelshausen in seinem Simplicissimus den Parzival parodire, erhelle, so wie hervorgehe, daß man die Bedeutung des Werkes nicht mit Passow darin setzen dürfe, daß der Simplicissimus der Eulenspiegel des 17. Jahrhunderts sei.

Allerdings ist das Verhältniß des Simplicissimus zum Parzival Wolframs von Eschenbach ein ganz bestimmtes. Beide Werke haben in dem innersten Gedanken, der sie gestaltet, ihren Berührungspunkt; beide stellen in dem Leben ihrer Helden dar den Kampf zwischen Geist und Welt, Glaube und Leben, der zuletzt mit dem Frieden des Kämpfenden endet. Sollte dieser Kampf rein und anschaulich dargestellt werden, so mußten beide mit einem starken zwar, aber einfältigen, weder durch innre Erfahrung, noch durch den Gedanken mit der Offenbarung des Geistes in der menschlichen Gesellschaft und deren Verhältnissen vermittelten Glauben in das Leben hinaustreten. So geht Parzival von der Einsamkeit, in welcher die Mutter das Glaubensleben des Kindes gepflegt, in die glänzende Ritterwelt, Simplicissimus nach dem Tode des Einsiedlers, der ihn unterrichtet, aus seiner Hütte in das rohe, wüste Leben des Krieges. Da nun tritt der große Unterschied ein, durch welchen Simplicissimus in dem weiten Gebiete deutscher Dichtung nicht ein Gegenbild, sondern die nothwendige Ergänzung des Parzival wird.

Dieser, ursprünglich begabt mit einem tiefen und edlen Gemüthe, verliert in dem Kampfe mit der Welt, die ihn in ihren feinsten Gestaltungen umgiebt, als er sich mit Schmach bedeckt sieht gerade da er den Gipfel der Ehre erreicht zu haben meinte, zwar der äußern Erscheinung nach den Glauben seiner Kindheit ganz, er zweifelt und verzweifelt an seinem Gotte; aber, und das ist die Hauptsache, er sucht nicht im wüsten Sinnengenuß, nicht in den Tiefen des irdischen Lebens Ersatz für das, was er auf seinen Höhen verloren hatte: unwandelbar vielmehr blieb er von Seiten der Sitte mit seinem Gotte und dessen Gesetze im unverbrüchlichen Zusammenhange. Darum — wie das in dem Gespräche Parzivals mit Trevrizent (Lachmannsche Ausgabe S. 225) angedeutet wird — gelangt Parzival zuletzt, nachdem er, gedemüthigt und gereift durch innerliche Kämpfe nnd Erfahrungen, wie durch äußere Bekehrung, den Glauben seiner Kindheit nur bestimmter und selbstbewußter wieder erhalten hat, zum höchsten, reinsten Lebensgenuß, indem er die Fülle der Güter als Offenbarungen der Macht und Liebe Gottes empfängt und genießt, zum Besitze des Graal kommt. Simplicissimus dagegen, weniger tief und mehr sinnlich, bewahrt in dem Kampfe mit der entarteten Welt, die ihn überall mit roher Härte auf der einen und Genuß auf der andern Seite entgegentritt, die Reinheit der Sitte nicht. Er taucht tiefer unter in den Schlamm des Lebens, giebt der Welt sich vollständig gefangen von ihrem Dienste gefesselt; der Glaube aber seiner Kindheit läßt ihn nie ganz außer Verbindung mit dem Höchsten. Dieser Glaube ist zwar eine Zeit lang unterdrückt, scheint verschwunden, seine Kraft aber tritt hervor in den immer stärker werdenden Regungen des Gewissens, welche ihn endlich zur völligen Umkehr treiben. Allein gewohnt der Welt nachzugeben, fällt er in ihr, oder in ihrer Nähe immer wieder ihrer Macht anheim, und findet vollen Frieden sachgemäß nur getrennt von ihr in Arbeit, Betrachtung und Gebet auf einer einsamen fruchtbaren Insel. So steht, wie der Zeit, so auch der Bedeutung nach, unser Simplicissimus zwischen dem Parzival und Gorthes Faust mitten inne. Der eine kämpfend verliert den Glauben, der andere die Sittenreinheit und der dritte in dem rastlosen Suchen nach Befriedigung entsagt dem Glauben und überspringt die Schranken der Sitte. Für diesen freilich ist, trotz des zweiten Theiles des Faust, die Versöhnung nicht gefunden.

Aus dieser kurzen Darstellung wird im Allgemeinen ersichtlich sein, in welchen Punkten dem Grundgedanken des Parzival und des Simplicissimus gemäß das innere und äußere Leben beider Helden sich berühren, in welchen es abweichen muß. Die größte Aehnlichkeit im Verlauf der Geschichten liegt im Anfang.

Nimmt man nun noch hinzu, in welchen Umgebungen und an welchen Lebenskreisen Wolfram den Parzival und Grimmelshausen den Simplicissimus sich entwickeln läßt, so wird vollständig erhellen, ob und in wie fern das eine Werk neben seiner eigenthümlichen Bedeutung auch noch die habe eine Parodie des andern zu sein. Wolfram zur Zeit, da er den Parzival dichtete — ganz im Anfange des 13. Jahrhunderts — im Glanz des Hofes des Landgrafen von Thüringen lebend, selbst Ritter, war durch seine eigenen Verhältnisse sowohl, als auch durch den Sagenkreis, dem er den Stoff zu seinem Gedichte entnahm, für seinen Helden an die durch den Gedanken verfeinerte und durch den Zauber der Dichtung belebte und verklärte Ritterwelt gewiesen. Grimmelshausen, der selbst als Musketier im 30jährigen Kriege Dienste gethan hatte, setzt seinen Simplicissimus in das wüste Treiben und all' die Roheit und Gemeinheit des damaligen Kriegerstandes. Wie man nun die gemeinste Wirklichkeit entarteter Lebenskreise eine Parodie der Darstellung eben derselben, nur durch die schöpferische Kraft eines dichterischen Gemüthes gehobenen Kreise nennen, wie das wildeste Räuberleben die verfeinerte Ritterwelt parodiren mag, so allerdings könnte man auch die Zustände, welche Grimmelshausen im Simplicissimus gebraucht und darstellt, eine Parodie nennen der Welt, in welcher Parzival sich bewegt; aber gewiß nicht anders. Von einem bewußten, gewollten Parodiren, ja Persifliren des Gedichtes Wolframs nach seinem ganzen Verlaufe durch das Werk von Grimmelshausen — wenn dies die Meinung Echtermeiers ist*) — ist so wenig eine Spur zu finden, daß, selbst wenn nachgewiesen werden könnte, daß dem Grimmelshausen Wolframs Parzival vorgelegen habe, nur ein

*) Echtermeiers Worte sind: „Ihre (der 5 Bücher simplicianischer Geschichten) Opposition gegen die Ritterpoesie beschränkt sich nicht nur auf gewisse Züge, sondern diese Bücher des Simplicissimus persifliren und parodiren das abstrakteste und auf die Spitze getriebene Rittergedicht den Parzival in seinem ganzen Verlauf. Um sich davon bestens zu überzeugen braucht man nur die Inhaltsangaben der Bücher und Kapitel in beiden zu vergleichen und den Lebenslauf des Simplex und des Parzival neben einander zu halten."

ganz anderer Einfluß des Parzival auf den Simplicissimus zugegeben werden könnte, der nämlich, daß das Werk Wolframs den Grundgedanken, aus dem das Grimmelshausensche Werk hervorgegangen, mit angeregt und seine Ausführung gefördert habe. Allein es ist schwerlich zu glauben, daß Grimmelshausen den Parzival gekannt hat, und Nichts in seinen Schriften weist darauf hin. Des Königs Artur erwähnt er überhaupt fünfmal, dreimal im Simplicissimus, einmal Buch 4, Kap. 24, wo er Oliviers Schwert mit dem Schwerte des Königs Artur Caliburn vergleicht; und dann Buch 6, Kap. 6 und Kap. 8, an welchen Stellen ihm der Glanz der Hofhaltung und die Freigebigkeit des Königs Artur zum Vergleichungspunkt dienen. Am allerwenigsten dürfte Grimmelshausen hoffen mit einer Parodie des Parzival von seinen Zeitgenossen verstanden zu werden. — Auch das darf ich wohl noch mit in Anschlag bringen, daß ein Mann von dem tiefen sittlichen Ernst wie Grimmelshausen, und der selbst (z. B. in Dietwalts und Amelindens Lieb- und Leidsbeschreibung) mit sichtbarem Wohlgefallen in der sagenhaften Ritterwelt sich bewegt, nicht wohl das Rittergedicht, den Parzival, in einem Werke parodiren, ja persifliren konnte, welches mit jenem von demselben ernsten Grundgedanken ausgegangen ist. Eine Beziehung endlich der Ueberschriften im Simplicissimus zu denen im Parzival (nach der Ausgabe von 1477, die hier allein in Betracht kommen könnte), wodurch die von Echtermeier ausgehende Ansicht bestätiget würde, habe ich nirgend finden können; vielmehr erscheinen die im Simplicissimus ohne alle Rücksicht auf den Parzival gemacht. Zur Bestätigung dieses Urtheils können die Ueberschriften solcher Abschnitte dienen, welche der Persiflage am meisten Raum geben würden. So hat der Abschnitt, welcher den Aufenthalt des Parzival bei Gurnamanz enthält, die Ueberschrift: „Hie kam her partzival zu gurnamantz von grahars den hertzogen der lerte in witze.“ Der entsprechende Abschnitt im Simplicissimus, worin der Aufenthalt des Simplicissimus bei dem Gouverneur in Hanau dargestellt wird, zerfällt in 30 Kapitel mit Ueberschriften, und geht von Buch 1 Kap. 18 bis Buch 2 Kap. 14. Von diesen Ueberschriften werde ich diejenigen mittheilen, welche noch am meisten anzuklingen scheinen könnten: Buch 1. Kap. 25: „Dem seltsamen Simplicio kommt in der Welt alles seltsam vor, er hingegen der Welt auch.“

Buch 2. Kap. 3: „Der andere Page bekommt sein Lehrgeld und Simplicius wird zum Narren erwählt."

Kap. 6: „Simplicius kompt in Himmel und wird in ein Kalb verwandelt."

Kap. 7: „Wie sich Simplicius in diesen bestialischen Stand geschickt."

Doch das wird genügen.

Wenn nun Passow im Simplicissimus den Eulenspiegel des 17. Jahrhunderts sieht und sein Wesen in eine Persiflage der verschiedensten Schwachheiten des deutschen Volkes, in einen mit scherzhaften Waffen geführten Kampf für den schlichten gesunden Menschenverstand und für einen unverkünstelten aber aufrichtigen Glauben setzt, und die Einkleidung der im Eulenspiegel und Simplicissimus gleichartigen Grundgedanken näher so angiebt: „ein reiner ursprünglich gutgearteter Naturmensch — eine Art des jetzt so beliebten deutschen Michels — wird ohne allen Anhalt in eine verkünstelte und vielfach zerrüttete Welt hinausgeschleudert, aber nicht um mit derselben auf Leben und Tod zu kämpfen, sondern um durch diese Vereinigung ganz widerstrebender Elemente, fortwährend in die lächerlichsten Situationen, dann und wann aber auch in ernstere Verlegenheiten zu gerathen" —: so macht damit Passow für den Simplicissimus Nebensächliches zur Hauptsache, ganz abgesehen davon, wie diese Darstellung für den Eulenspiegel passen dürfte. Allerdings benutzte Grimmelshausen, dem „es wollte so behagen mit Lachen die Wahrheit zu sagen," und der dies sehr wohl verstand, vornehmlich den Eintritt des Simplicissimus in die ihm ganz unbekannte Welt, um den Zusammenstoß des schlichten Menschenverstandes und des ungekünsteiten Glaubens mit der verderbten und verkünstelten Welt in heiterer oft lächerlicher Weise darzustellen, und die Gestalt des Simplicissimus, um mannigfache Schwachheiten des deutschen Volkes zu verspotten; allein das ist so wenig die Hauptsache und der Grundgedanke des ganzen Werks, als man mit Recht den Parzival, der auch anfänglich die Lehren seiner Mutter wörtlich in Erfüllung bringt, dadurch lächerlich wird und ernste Verlegenheiten hervorruft und somit mehr noch als Simplicissimus an Eulenspiegel erinnert, den Eulenspiegel des 13. Jahrhunderts nennen könnte. Der Kampf mit der Welt wird im Simplicissimus allerdings auf Leben und Tod gekämpft. Die Hauptpunkte in diesem

Kampfe und die Uebergänge vom Siege zum Unterliegen, vom Leben zum Tode und umgekehrt sind mit großer Seelenkunde theils dargestellt, theils angedeutet. Daß dieser Kampf dem Grimmelshausen bei seiner Darstellung die Hauptsache war, ergeben unzweifelhaft die Worte, welche Grimmelshausen den Simplicissimus sprechen läßt, als ihn das „nosce te ipsum“ zu einem eingehenden Rückblick auf sein vergangenes Leben führt, Buch 5 Kap. 23, verbunden mit der Antwort, welche Simplicissimus giebt, als er aufgefordert wird von seiner einsamen Insel wieder in die Welt zurückzukehren, Buch 6 Kap. 27. Aus der ersten Stelle werden folgende Zeilen für den Zweck dieser Darstellung genügen: „da sagte ich zu mir selber, dein „Leben ist kein Leben gewesen, sondern ein Todt; deine Tage ein „schwerer Schatten, deine Jahr ein schwerer Traum.....: du bist „durch viel Gefährlichkeiten dem Krieg nachgezogen und hast in „demselbigen viel Glück und Unglück eingenommen.....: aber nun „du O mein arme Seel, was hastu von dieser ganzen Raiß zu we„gen gebracht? Diß hast du gewonnen. Ich bin arm an Gut, mein „Hertz ist beschwerdt mit Sorgen, zu allem guten bin ich faul, träg „und verderbt, und was das allerelendeste, so ist mein Gewissen „ängstlich und beschwert, du selbsten aber bist mit vielen Sünden „überhäuft.....; Als ich nach meines Vattern (des Einsiedlers) see„ligen Todt in diese Welt kam, da war ich einfältig und rein, auff„recht und redlich, wahrhaftig, demüthig, eingezogen, mässig, keusch, „schamhaftig, fromm und andächtig; bin aber bald boßhafftig ꝛc. „geworden,.....“

Die zweite Stelle beginnt mit den auch von Echtermeier in einer andern Beziehung angeführten Worten: „Mein Gott was „wollt ihr mich ziehen, hier ist Fried, dort ist Krieg; hier weiß ich „nichts von Hoffart, vom Geitz, vom Zorn, vom Neyd, vom Eyfer, „von Falschheit, von Betrug, von allerhand Sorgen beydes um „Nahrung und Kleydung noch umb Ehr und Reputation; hier ist „eine stille Einsame ohne Zorn, Hader und Zanck; eine Sicherheit „vor eitlen Begierden, eine Vestung wider alles unordentliches Ver„langen; ein Schutz wider die vielfältige Strick der Welt und eine „stille Ruhe, darinnen man dem allerhöchsten allein dienen, seine „Wunder betrachten, und ihn loben und preysen kann ꝛc.“

C. Kläden.

VI.

Die Schönaunken.

Im Hüggel, einem berge zwiſchen den orten Ohrbeck und Hagen in der nähe von Osnabrück haben vor alters leute gewohnt, die man die Sgönaunken, Sgönhaunken oder Sgönunken genannt, ihnen aber auch wohl die namen Hünnerskes oder wilde geſellen gegeben. Sie haben ſich in den im berge befindlichen höhlen aufgehalten, welche man die wünnerkesgätter, wüllekesböcker oder wulweckersböcker geheißen und man erzählt, daß dieſe ſich noch weit von dem berge fort bis jenſeit Osnabrück erſtrecken, wo ſie bei St. Gertruden wieder ans tageslicht führen, und man früher durch eine große thür, die jedoch jetzt durch davorgelegte große eiſenſtangen verſchloßen iſt, in dieſelben hat hineingehen können.

Dieſe Sgönaunken nun haben den bewohnern der umgegend allerhand geräthe geſchmiedet, namentlich pflugeiſen und brandröſte, und die waren ſo vortrefflich, daß gar kein vergang an ihnen war, und viele leute noch dergleichen bis auf den heutigen tag aus alter zeit haben, denn jetzt ſchmieden die Sgönaunken nicht mehr. Dabei iſt noch merkwürdig, daß alle dieſe brandröſte einerlei form haben; ſie beſtehen nämlich aus länglichen dreifüßen, die an der ſpitzen ſeite eine handhabe in der geſtalt eines ſitzenden hundes haben und dazu dienen das holz auf dem heerde hohl zu legen.

Man erzählt nun, daß die Sgönaunken unſichtbar geweſen, und daß wer ein geräthe von ihnen hat haben wollen, ſeine beſtellung habe auf einen zettel ſchreiben und dieſen auf einen vor der höle ſtehenden tiſch legen müßen, dann habe er das beſtellte am andern tage gefunden, aber auch den preis dafür ſogleich auf den tiſch legen müßen*).

*) Vgl. Germania VIII, 217. Schwanenſage 533. H.

Nun ist aber einmal ein Hüggelmeier gewesen, der bestellt bei den Sgönaunken ein pflugeisen und kommt anderen tages hin um das bestellte zu holen, findet es auch, setzt sich aber statt zu bezahlen auf den tisch und „måket sin behoves.“ Das ist ihm aber fast übel bekommen, denn als er sich eilig auf seinem pferde davon gemacht, ist es ihm in gestalt eines glühenden rades, andere sagen wie ein glühendes pflugeisen, nachgeeilt und er hat nur mit mühe und noth noch seinen hof erreicht, wo in dem thorpfosten noch lange nachher die stelle sichtbar gewesen, an welcher das glühende rad oder pflugeisen hinter ihm hineingefahren. Als er aber in seinem hofe gewesen, hat er draußen eine stimme gehört, die hat ihm nachgerufen, das solle der neunte Hüggelmeier noch entgelten. Und so ist es auch gekommen, denn es hat den Hüggelmeier und seine nachkommen viel unglück in der wirthschaft befallen; aber jetzt müßen sie wohl über den neunten hinaus sein, denn jetzt geht es ihnen wieder gut.

In Sutthausen bei Osnabrück ist auch einmal ein herr von Stahl gewesen, den hat die neugierde getrieben, zu wißen wie es in der höle aussehe, darum hat er am eingang der Wulweckersiöcker eine schnur befestigt und ist nun hineingegangen. Wie er aber schon tief drinnen gewesen, ist die schnur gerißen und er ist lange darin umhergeirrt, bis er endlich, wie einige sagen, eine große rüde erblickt hat, der ist er nachgefolgt und in große räume gekommen, wo stühle, bänke, tische und allerlei geräthe an den wänden umherstanden, auch oben an der decke ein gewaltiger eisenstein an einem dünnen faden hing. In dieser höle aber saß eine alte und spann und zu ihren füßen lagen zwei große schlafende doggen; als diese nun den herrn von Stahl erblickte, trat sie auf ihn zu und warnte ihn, die doggen ja nicht zu wecken, sonst würden sie ihn zerreißen; darauf aber hat sie ihn wieder aus der höle herausgeführt und er hat der kirche zu Hagen für seine glückliche errettung zwei wiesen geschenkt, weshalb noch allsonntäglich für ihn dort gebetet wird.

Andre erzählen, der herr von Stahl habe, als er so in der höle umhergeirrt, gelobt alle morgen vor sonnenaufgang unserem herrn zu füßen zu fallen, und da habe er glücklich den ausgang gefunden; noch andere sagen, er habe gelobt, von jedem bäckel, das auf seinem gute gemacht würde, ein brot den armen zu geben, und so sei er denn glücklich aus dem berge gekommen. — Es wird auch noch er-

zählt, im besitz der familie von Stahl sei auch noch bis auf den heutigen tag eine silberne kanne, die ihnen die Sgönaunken geschmiedet hätten, und diese soll die jahreszahl 1500 tragen.

Ein bauer aus Ohrbeck erzählte auch von nur einem schmied im Hüggel, der sich unsichtbar machen können und das bestellte geräthe gegen zahlung auf den vor der höle befindlichen tisch gelegt.

In Sterlebrink kam einmal eine frau in die wochen und ging ehe sie ihren kirchgang gethan aus; da ist sie plötzlich in die höle im Hüggel geführt worden und hat dort rüden säugen müßen, so daß, als sie wieder herauskam, ihre brüste so lang geworden waren, daß sie sie hat über die schultern schlagen können. Bald darauf sind auch die Sgönaunken zu ihr gekommen und haben von ihr zwei tonnen butter verlangt, denn wenn sie die nicht erhielten, so müße sie täglich wieder in den Hüggel und rüden säugen. Da hat sie das verlangte denn eilig hingeschafft, um nur von der furchtbaren strafe loszukommen.

Die Sgönaunken haben auch oft den leuten der umgegend die kinder vertauscht und die ihrigen statt derselben hingelegt, hat man diese aber zum sprechen bringen können, so haben sie sie wieder weghohlen müßen. Das ist auch einmal einer frau begegnet, die hat gar nicht gewußt, wie sie das wechselbalg zum sprechen bringen könne, da hat ihr einer gerathen, sie solle eierschalen auf das feuer setzen und darin brauen. Das hat sie denn auch gethan, und als die schalen nun über dem feuer gestanden, hat sich das kind erhoben und gesprochen: „Siebenmal hab' ich den Bremer wald abbrennen sehn und habe solch brauen noch nicht gesehn!" und kaum hat es das gerufen, da ist auch ihr kind schon wieder dagewesen und das wechselbalg verschwunden.

Oft sind die Sgönaunken auch, wenn die leute abends den brotteig eingesäuert, in der nacht gekommen und haben ihn geknetet, so daß man am andern morgen alles bereit gefunden. Das ist auch mehrmals auf einem bauerhofe geschehn, und der knecht hat sich deshalb einmal abends hinter dem trage versteckt, da sind denn zwei Sgönaunken gekommen und haben angefangen zu kneten; mitten in der arbeit hat der knecht aber eine bewegung gemacht, da hat der eine gesagt: „'t wegget sik," aber der andre hat geantwortet: „kelt men tau, kelt men tau!" (knet nur zu!) Als das der knecht ge-

hört, ist er mit einem knüppel hervorgesprungen und hat sie fortgejagt, und seitdem sind sie nicht wieder gekommen.

Witte wîwer.

Aus Riemke bei Bochum.

Am Tippelsberg bei Riemke liegt ein einzelner bauerhof, auf dem zur zeit der bauer Thiem wohnt, und unmittelbar an dem gehöfte desselben liegt eine etwa zwanzig fuß tiefe senkung, in welcher ein schöner klarer quell entspringt, der rings von dichtem gehölz umgeben ist. Diese senkung nennt man die witte wiwerskûle und erzählt, daß hier vor zeiten die witten wiwer gewohnt, die sich auch je zuweilen sehen laßen.

So wird namentlich erzählt, daß einst vor langen jahren auf dem hofe des bauern Stimberg zu Riemke einer der vorfahren des jetzigen besitzers gewohnt, dessen frau einmal, nachdem sie im kindbett gelegen, ausgegangen sei, bevor sie ihren kirchgang gehalten. Das ist ihr aber übel bekommen; denn als sie kurze zeit darauf eines abends am feuer saß, sind plötzlich zwei witte wiwer hereingetreten, haben sie mit gewalt fortgeschleppt und mit sich in ihre höle entführt. Als sie dort mit ihr angekommen, haben sie ihr verboten jemals aus der thüre zu sehen, denn sonst würden sie ihr den hals brechen. Das hat sie auch sieben jahre hindurch geduldig getragen, aber da hat sie doch, als die witten wiwer einst abwesend waren, ihre sehnsucht nicht länger bezwingen können und hat die thüre aufgethan. Wie sie nun da heraustritt, läutet gerade die glocke zu Bochum, und da hat sie an dem ihr wohlbekannten klange sogleich gewußt, wo sie war und ist hinabgeeilt nach Riemke zu dem hofe ihres mannes. Der hatte aber indessen, da er seine frau längst todt geglaubt, eine andre gefreit, und wie sie ins haus getreten, hat sie solche gesehen und sich schweigend an den heerd gesetzt. Als aber die kinder ihrer dort ansichtig geworden sind, haben sie sie bald erkannt und sich schmeichelnd an sie gedrängt, die stiefmutter aber hat ihnen geheißen von ihr wegzugehen, da das fremde weib sie nichts anginge. Da hat sie nicht länger an sich halten können und hat gesagt: „wohl gehen sie mich mehr an als dich!“ und grade in dem

augenblicklich ist ihr mann ins haus getreten, hat sie freudig wieder erkannt und nun die erste frau sammt der zweiten im hause behalten. So hat sie denn noch einige jahre ruhig und zufrieden bei ihm gelebt, hat aber nie eine andre speise als „möre äppel“ zu sich nehmen können.

Andre erzählen genau ebenso, nur mit dem unterschiede, daß sie sagen, sobald sie ans tageslicht hinausgetreten, sei die macht der wikten wiwer über sie dahin gewesen und sie habe nun frei und ungehindert nach Niemke hinabgehen können.

Ein knecht von Thiem's hof hat einmal auf dem acker an der witte-wiwerskûle gepflügt und da es grade um die imtit (frühstücks-zeit) gewesen, hat er gerufen: „wiwer herût, ik sin smächtich!“ Sogleich hat ein tisch mit den herrlichsten speisen gedeckt vor ihm gestanden und er hat sich nicht lange besonnen, sondern tüchtig zugelangt und es sich wacker schmecken laßen. Zugleich mit ihm ist aber auch ein pferdejunge dort gewesen, der hat, als der knecht gerufen, gleichfalls geschrieen „wiwer herût!“ als aber die tafel erschienen ist, hat er nichts eßen mögen, darum ist er nach wenigen wochen gestorben.

Zwergsagen.

Etwa eine halbe stunde von dem dorfe Goldbeck, in der richtung nach Rinteln zu, befinden sich hölen in einem berge, in denen vor alter zeit die zwerge gewohnt haben. In der nähe des berges liegt der hof eines bauers, deßen heerde dort gewöhnlich zu weiden pflegte und da geschah es regelmäßig alle morgen, wenn der hirt am berge vorübertrieb, daß eine fremde kuh sich unter die heerde mischte, die so glatt und schön war, daß ihr fell wie gold glitzerte und glänzte, und wenn er abends wieder heim kehrte, verschwand sie stets in der nähe des berges. Eine zeit lang hatte er das so mitangesehen, aber endlich erzählte er es doch abends seinem herrn und der sagte: „Sie könnten dir wohl auch ein trinkgeld dafür geben, daß du täglich ihre kuh mit auf die weide treibst!“ Die zwerge, die sich, durch ihre nebelkappen unsichtbar, gern in der stube des bauers aufhielten, waren auch gerade da und hörten das, und als

nun der hirt am andern morgen wieder bei den zwerglöchern vorbeitrieb, fand er vor der höle einen groſchen und ſo gings nun fort einen tag wie alle tage. Als das nach einiger zeit der bauer wieder hörte, ſagte er: „können ſie das, ſo können ſie dir auch wohl ein frühſtück geben!“ und andern morgens, als er wieder bei dem berge vorüberkommt, findet er neben dem groſchen einen ſchönen eierkuchen und den fand er nun gleichfalls alle tage dort. So ging es eine ganze zeit fort, bis der bauer mal hinausging aufs feld, um nach ſeinen erbſen zu ſehen, da fand er denn zu ſeinem ſtaunen alles von den zwergen zertreten und zerrauft und rief in ſeinem unmuth: „den ſchaden ſollten ſie mir auch wohl bezahlen oder lieber ganz und gar fort ziehn!“ Kaum hatte er das geſagt, ſo rief eine ſtimme neben ihm, er ſolle den hirten zur höle ſchicken, dann werde alles bezahlt werden. Das ließ er ſich nicht zweimal ſagen, ging ſchnell heim und ſchickte den hirten zur höle, der eine metze mitnehmen mußte, damit er das geld heimtragen könne. Als der aber an die höle kam, fand er vor derſelben an der ſtelle, wo ſein groſchen nebſt dem eierkuchen täglich lag, einen großen haufen pferdemiſt; den warf er mit dem maaße ärgerlich auseinander und ging nach hauſe. Als er dort ankam, warf er die metze zur erde und da gab's auf einmal ein klingen, wie lauteres gold und als er zuſah, lagen ein paar blanker piſtolen da. Schnell iſt er zur höle zurückgelaufen um das übrige zu holen, aber als er hinkam, war nichts mehr davon zu finden.

Bei Alverdißen liegt ein kleiner buſch, ehmals die Helle, jetzt der küſterbuſch genannt, da haben ſich vor alters unter einem ſteine zwerge aufgehalten. Nun iſt einmal zu Alverdißen ein mann geweſen, der hat eine ſchuld von zweihundert thalern gehabt und hat nicht gewußt, wovon er ſie bezahlen ſoll; da iſt er in ſeinem kummer hinaus gegangen und iſt von ungefähr auch an die Helle gekommen, und wie er ſo geht, ſteht auf einmal ein zwerg vor ihm, fragt weshalb er ſo traurig ſei; da erzählt er's ihm; drauf ſagt ihm der zwerg, er ſolle nur mit ihm kommen und ſo gehn ſie zuſammen fort bis zu dem ſteine, wo der zwerg verſchwindet. Nicht lange aber, ſo iſt er wieder da, hat die zweihundert thaler, ſagt: „die will ich dir borgen, aber heut übers jahr, genau um dieſelbe ſtunde, muß ich ſie wieder haben; da komm her und rufe: „Anton,“ dann werde ich ſie dir abnehmen!“ der mann dankte freundlich und ging froh

nach Alverdißen heim; nach jahresfrist aber war er mit dem gelde pünktlich vor dem steine und rief: „Anton!“ Ein weilchen hatte er so gestanden, da erschien ein anderer zwerg, der sagte ihm Anton sei todt, er solle das geld nur ruhig behalten und heim gehen.

Bei Holtensen unweit Pyrmont haben vor alters auch zwerge gewohnt, und da ists einmal geschehen, daß einer an dem zwergloch vorbeigekommen ist und einen zwerg stehen sah, der hatte eine große mulde mit gold, das worfelte er, als wenn es getraide wäre um es von der spreu zu säubern. Als das der mann sieht, tritt er zu dem zwerge heran und sagt zu ihm: „das ist hübsche arbeit, die möcht' ich auch thun!“ Wie der zwerg das hörte und den mann erblickte, schrak er gewaltig zusammen, allein er faßte sich schnell und rief wie im höchsten schrecken: „sieh doch, Holtensen brennt ja!“ Erschrocken wandte sich der mann nach der seite, wohin der zwerg wies, sah aber nichts und als er sich nun wieder umkehrte, waren zwerg und gold verschwunden.

Die Hollen.

Oberhalb Velmede an der Ruhr liegt unweit der einige hundert schritte aufwärts entspringenden Welskenbeke eine höle, welche man das Hollenloch nennt. Man erzählt, daß hier vor alters die Hollen gewohnt, die sich den leuten oft dienstbar und gefällig erwiesen, daß sie namentlich ihnen ihre braupfannen geliehen und zum dank nur eine kleine gabe von dem gebräu erhalten. Ein schäfer hat aber einmal die pfanne garstig verunreinigt und seit der zeit haben sie dieselbe nicht mehr ausgeliehen.

Die weißen jungfrauen am hohen stein.

Unterhalb Volmarstein am ufer der Ruhr liegt eine steile felswand, der hohe stein genannt, da laßen sich oft zwei weiße jungfrauen sehen, die wandeln, gewöhnlich vor mitternacht, schweigend am ufer der Ruhr hinauf bis zum Wietkamp, gehen dann wieder

hinab und verschwinden. So sah sie auch einmal ein hirt, der mit seiner heerde am Wietkamp lag und wie sie so dahin wandelten, hörte er ein gewaltiges raßeln wie mit eisernen ketten; nun war er aber ein übermüthiger gesell, nahm eine kuhkette hervor, raßelte damit und rief: „dat kan ik wol bêter!“ Das aber bekam ihm übel, denn augenblicklich stürzten die weißen jungfrauen auf ihn los und drehten ihm das genick um.

Jäger Goi.

Der jäger Goi ist ein so leidenschaftlicher liebhaber der jagd gewesen, daß er selbst der hohen festtage nicht geschont und, als er einmal am stillen freitag auf der jagd gewesen und nichts erjagen können, gesagt hat, er müße heut noch ein wildbrät haben und sollte es ein hirsch mit einem kruzifix sein. Da ist ihm sein vermeßener wunsch sogleich erfüllt worden und ein schöner hirsch mit mächtigem geweih, und zwischen demselben ein kruzifix, hat vor ihm gestanden. Doch auch das hat ihn nicht wankend gemacht, er hat losgedrückt und das thier ist zusammengesunken. Als aber das blut aus der wunde geströmt ist, da ist reue über ihn gekommen und er hat es mit der hand zurückhalten wollen, aber nun ist es zu spät gewesen und er muß darum ewig jagen.

Zum andenken an die ruchlose that hat man ihn, wie er das blut mit der hand zurückzuhalten bemüht ist, abgebildet und dies bild vor der stadt Reckling hausen aufgestellt.

Ärntgebräuche.

1. In der gegend von Werle hat man die sitte, daß wenn der roggen gemäht ist, man einen grünen baum, sei es nun eine weide, birke oder dergleichen, auf dem felde aufrichtet, welchen man den **Håkelmei** nennt. Ist dies geschehen, so schleichen sich die mäher unbemerkt an den hof des bauers heran, stellen sich dort mit ihren sensen auf und fangen sie an zu streichen; sobald die wirtin dies

hört, muß sie ihnen ein maaß brantwein entgegen bringen, denn wenn sie es nicht thut, so ziehen sie in den garten und mähen dort den kohl oder kappes. Danach ziehen sie wieder hinaus aufs feld, und wenn dann die mägde die letzte garbe gebunden haben, so müßen sie den baum umreißen, der gewöhnlich möglichst tief und fest in die erde gegraben ist; hierbei dürfen sie sich jedoch keiner werkzeuge, sondern nur der hände bedienen. Sind sie hiermit, gewöhnlich nach ziemlicher anstrengung fertig, so ziehen sie ebenfalls zum hofe des bauers, voran eins mit einem grünen kranze, den sie an der harke trägt. Auch sie schleichen heran, allein die wirtin erwartet sie schon und hat zu ihrem empfange einen eimer waßer bereit, welches sie ihnen entgegensprützt; sie suchen jedoch deßenungeachtet vorzudringen und bemühen sich namentlich, ihr den grünen kranz umzuwerfen, und wenn ihnen dieß gelingt, so haben sie das recht, ihr mit der harke das haar zu kämmen. Beim letzten fuder wird dann der wagen grün geschmückt, der **hâkelmei** wird hinten angebunden und muß nachschleifen und so gehts heim; auch hierbei muß der wirt ihnen ein maaß brantwein entgegenbringen. — Zu weihnacht oder fastnacht geschieht es endlich oft, daß mehrere bauern sich zusammenthun und einen picknick veranstalten, das nennt man den **hâkelmei** verzehren, wie man überhaupt von allem, was auf die neige geht, die redensart hat: „nun gehts auf den **hâkelmei**!“

2. In der gegend von Volmarstein an der Ruhr steckt man einen busch auf das letzte fuder, welchen man den **Hörkelmei** nennt. Dasselbe geschieht zu Velmede, wo man den busch aber wieder **Hâkelmei** nennt und einen hahn oben drauf setzt.

3. In der gegend des lippeschen waldes zu Kohlstätt und Ahden, setzt man, wenn das letzte getraide eingefahren wird, einen hölzernen hahn auf das fuder, welcher vergoldet ist und allerlei frucht im schnabel trägt. Gewöhnlich wird er nachher vor dem hause aufgehängt.

4. Im Osnabrückschen, in der gegend von Bissendorf und Gesmold, bindet man, wenn der roggen abgemäht ist, zwei garben mit einem seile zusammen und giebt ihnen die gestalt einer puppe, diese stellt man darauf an dem einen ende der mandel aufrecht hin, die mäher und binderinnen strömen herbei und alles ruft jubelnd! „de aule, de aule!“

5. Wenn in der gegend von Bückeburg das letzte korn gemäht ist, werfen die knechte die kappen in die höhe und rufen:

Waul, Waul, Waul!

und setzen auch meist noch hinzu:

de N. N. sche Mäkens sind hauren!

6. Wenn der roggen im Braunschweigischen in der gegend von Saldern abgemäht ist, bindet man drei garben mit einem seile so zusammen, daß die ähren einen kopf und das ganze eine puppe bildet; das nennt man die junfer oder die kornjunfer.

A. Kuhn.

VII.

Ritter Mauritius von Crun

und

Gräfinn Beamunt.

Nachfolgende Erzählung ist der bekannten Ambraser Handschrift zu Wien (Nr. 73. gr. fol.) entnommen, in welcher sich außer der Gudrun ꝛc. auch die Erzählung von Meier Helmprecht und die Erzählung vom üblen Weibe (821 Reimzeilen) befindet, welche letztere der Custos der Ambraser Sammlung Hr. Jos. Bergmann im Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher für Literatur 1841. XCIV, S. 1—18. abdrucken ließ. Dieselbe Lebendigkeit, welche jene beiden Erzählungen auszeichnet, herrscht auch in der hier mitgetheilten, die in der Handschrift vom flüchtigen Rubrikator nach dem Inhalte von Z. 133—220 irrthümlich (oder gar absichtlich?) überschrieben worden ist Von künig Nero ainem Wüett|rich der auch wie ein fraw | Swanger wolt sein vnd sein | müeter aúffchneiden liesse| von seins fürbitz | *); während nach der Einleitung (Z. 1—262), die vom Wandern und Wandeln der ritterschaft durch die Reiche der Welt (Griechenland, Troja, Rom, Kerlingen) anhebt, der weitere Text (Z. 263—1772) von der Minne der Gräfinn Bêâmunt (Beaumont: Z. 268) und dem Ritter Mauritius von Êrûn (Eraun 621, Craun 825, Krawn 272) handelt. Diese Namen deuten auf französischem Ursprung der Sage; auch fährt der Ritter mit seinem Walzen- oder Räderschiffe durch Vrancriche (756).

*) Vgl. Büsching's wöchentliche Nachrichten I, 387.

Außer dieſem Lande kennt der Dichter **Kerlingen** (258. 253. 278), in welchem die Erzählung ſpielt; von Sagen kennt und nennt er **Karl** (240), **Oliver** (242) und **Ruolant** (242); örtlich bezeichnet er **Mas unde Rin** (688), Schiffe von **Cölne** (641), Wein von Insprucke und Bozen (553), Wien (759), den **beierischen schillinc** (492), den **lampartischen van** (738), die Aerzte von **Salerne** (554), **Rôme** (106. 107. 113. 132. 133. 197), **Rômære** (108. 202. 229. 230. 232), **Julius Cêsar** (116) und **Nêre** (134. 150. 180), das Land ze **Kriechen** (9. 13. 27. 30. 79. 82. 114), **Trôie** (14. 34. 55. 69. 71. 199. 220), die **Trôjære** (42. 67), **Ectôr, Pâris, Diephebus** und **Trôilus** (20—22. 43. 46. 47), **Bandaros** und **Eneas** (50), **Cassandra** (1136), **Cartago** (1151), **Dido** (1152)*) **Alexander** (94). Er ſpielt weiter an auf das Bett, darin Frau **Venus** den König **Salomon** verwundet (1162—69), von dem von **Veldeke meiſter Heinrich** (1160) gedichtet habe**). Er bezieht ſich ferner ſinnig auf die Sage von **Brandan** (884) und das **holz von Bulcânus** (1122), auf die **pfellel von Kriechen** (1134), die Haut oder den Pelz des **Alfurt** (1147) von **Maroch**)1148).

Die in dieſer äußerſt lebhaft und gelungen durchgeführten Erzählung vorkommende Schilderung des durch verſteckte Pferde- und Räderkraft fortgetriebenen **Schiffes**, das mit denen von **Cöln** verglichen wird (641), gemahnt an die in Grimm's Mythologie geſchilderte terrea navis (S. 237), die in Ripuarien gezimmert, nach Achen, Maestricht, Tungern ꝛc. gezogen ward, wie noch im J. 1530 ein ſolches in Ulm vorkommt (S. 242).

Was den **Reim** des Gedichtes betrifft, ſo ſeien hier nur folgende Vorkommniſſe hervorgehoben: 1) **lich: sich** (89. 823): **mich** (1185), **esterich: sich** (1177. 1547); **huf: ûf** (839: 40), **rotten: galiôten** (869: 70), **naht: gedâht** (1249); 2) **naht: gemacht** (1109), **ahte: machte** (835), **machte: geslahte** (1137), **rehte: mächte** (1739), **gemachte: wachte** (1559), **machet: wachet** (1439), **brâhte: nâhte** (1031); 3) **man: quam** (795. 919. 741.

*) Dieß wie im übeln wîbe (441), wo auch auf Triſtan und Iſolde (484. 486), Erek und Enik (414), Piramus und Tisbe (356), Walter und Hildegunde (306), Hildebrand (540), Dietlieb (696), Dietrich (260. 534), Wittich (258. 532), Aſprian (157) angeſpielt wird.

) Im übeln wîbe wird **Parzival (410), Gamuret, Belican und Feirefiz (551) angezogen.

135. 179. 1496), quam: nieman (279), began: quam (7: 8. 953), vgl. quam: nam (1005); varn: arm (231. 574. 615. 1773), Erûn: rûm (826. vgl. 897), ruom: vertuon (721); 4) begunnen: versunnen (109), drunder: kunde (843) u. ſ. w.

Berlin, am 10. Brachmonds 1850.

H. F. Maßmann.

Mauritius unde Beamunt.

Jr habet dicke vernomen und iſt ouch mit rede vür komen
von wærlichem mære, daz ritterſchaft ie wære
wert und müeze immer weſen. wir hœren an den buochen leſen,
wâ man ir von êrſte began unde war ſie ſider bequam.
Kriechen heizet daz lant, dâ man den liſt alrêrſte vant,
der ze ritterſchefte gehœret. dâ wart ſie dô zerſtœret.
Ze Kriechen huop ſich ritterſchaft, dô ſie Trôie mit kraft
beſâzen durch ein vrouwen, dô mohte man wól ſchouwen
manegen Kriechen nâch ſage, die geliche wurben alle tage
umbe ritterlichen pris. Ectôr unde Pâris,
Elenus unde Diephebus unde ir bruoder Trôilus,
die küenen nôtveſten die werten den geſten
vor der mûre dicke ir velt und gâben ſolich widergelt
den hôchvertigen Kriechen, daz ſie tôten unde ſiechen
wider vuorten ze here. der Kriechen ſturm und der were
richet nie vür wâr, ſie hieten alſô manic jâr.
ich ſeitiu ouch wol vür baz von Troie. waz hulfe daz?
wir mügenz lâzen bliben ez kunde nieman gar geſchriben.
Dârês, der dô dâ was, der die naht ſchreip unde las,
waz des tages dô geſchach, als erz mit ougen ane ſach,
dem gebriſtet an dem mære, wie die Trôiære

3. Von warlichen mêren (: wêren). 5. mûs. 8. wo. 16. fehlt wol. 21. Eienus. 25. mauren. 29. Wider fûrten zu here. 31. Reichet nye fûr ware (: jare). 33. Ich ſagte auch ... 37. D. der da w. 38. ſchrib. 42. Wie die Troyere.

warten ir urbôr, die wîle der hêrre Ectôr
lebte unde ir aller pflac; alsô aber Ectôr gelac,
dô swachet ir êre tegelichen sêre.
sîn herze ir aller herze was. Bandaros unde Êneas
die wâren ouch dâ vorne ofte mit zorne,
dâ man heldes werc worhte. manec strît âne vorhte
was vor Trôie dicke, daz man die swerters blicke
niht wol durchsehen mohte. ein zage dô wênic tohte,
dô die wîganden ûz vil manegen landen
muosen zallen zîten an die burgære stîten,
wan sie wolten im tage. dô starp vil maneger zage
von vorhten âne wunden, die er hât ze allen stunden.
dô Trôiære Ectôrn verlurn, den sie ze trôste al erkurn,
dô swachte Trôie alle tac, unz sie wüeste gelac.
ze Trôie geschach wunder. daz ist ein rede besunder,
der ich gerne ein ende vunde mit worten, ob ich kunde.
dar umb ich sie überhaben hân. daz ist durch vreude getân.
Ritterschaft mac ze merken sîn (des wart zuo den Kriechen schîn),
wan dâ man sie minnet. der sie vliehen beginnet,
den vliuhet oueh sie zehant. alsô tet der Kriechen lant.
dô sie des schaden dâ verdrôz, dô wart ir daz lant blôz.
Ritterschaft und êre die muoz kosten sêre.
daz ist ein site unmâzen alt, der doch nie alters enkalt.
er niuwet aller tegelich unde breitete sich
witen in dem lande. Êre unde schande
vluhen einander, biz der biderbe Alexander
der Kriechen lant betwanc. daz verlurn sie âne danc.
des was ir bôsheit schult — — — — — —
deist doch ein ungelîchez leben. man gap in (ê), nû muosens
geben.
von den moht man gern êre hân. sie lônet âne valschen wân.

---

43. Waren Ir vrbar. 44. Die weyl Ector. 60. Aus manigen lannden. 61. Muſtn zu allentzeiten. 63. im tage. 66. hat. 80. vehen. 81. flewhet. 87. ſit vnd maſsen. 90. Vnd bereitet ſich. 91. Weyt im lannde. 93. Flyehent. 94. Was der bidere Alexander. 95. lande. 97. Das was. 98. fehlt. 99. Das iſt. 100. Man gab, In nu mueſsen Sy geben.

Ez was dô mit kreften noch von hêrscheften
dehein stat in den richen, din Rôme mohte gelichen.
Rôme was diu mære. die stolzen Rômære
ritterschaft begunnen. zehant sie sich versunnen,
waz guoter vreude dar an lac, diu bezzeret sich alle tac.
ze Rôme ritterschaft beleip, dô man sie von Kriechen vertreip.
zehant dô sie was komen dar, Jûlius Cêsar
der enpfie sie ritterliche und twanc elliu riche,
daz im dienten diu lant. ein lop erkôs sînin hant,
daz er immer mê hât, die wile diu werlt stât.
Swen sô lêret sîn muot, daz er gernez beste tuot,
dem gelinget ouch dar an. sô ist vil maniger man
in der werlte, den ich sihe, an den êren als ein vihe.
waz sol dem ze lebene? der verswendet vergebene
beidiu gnâde unde rât, den got der werlte gegeben hât.
Rôme stuont mit êren biz an den künic Nêren,
der sider überlanc quam. der was ein harte übel man,
wand erz allez volbrâhte, daz im daz herze erdâhte,
ez wære übel oder guot. swaz im geriet sîn übel muot,
des kunde in niht erwenden, mit werken muoserz enden.
er liez im tuon als einem wîp und het ouch man vür wîbes lîp.
vernemet wie er einen tac alles denkende lac,
wie einem wîbe wære, die trüege und kint gebære.
des wundert in sêre. dô sante künic Nêre
einen boten drâte nâch sînem arzâte.
er sprach „mit swelhen sachen wiltû an mir gemachen
daz ich ein kint gewinne? nû kêre dine sinne
dar an. des wirt dir michel nôt oder dû muost kiesen den tôt.“
Des antwurte im der arzât „es wirt harte guot rât:
ich verende alle dine bete“ und gap im pulver, daz dô krete

---

110. Zehannt als Sy s. v. 115. was fehlt. 120. sein hannd. 123. Wenn so. 125. ouch fehlt. 128. On Eere. 140. übel fehlt. 141. Des k. m. n. erw. 142. Er must es mit wercken enden. 143. beybes leyb. 150. Do sanndt der k. N. 157. Davan. 162. Vnd gab Im ein pollier daz da kræte.

wuohs in ſînem magen. dô begunde der künic tragen
ein harte ſwære burde. wie er ir âne wurde?
dô diu krete in dem man groze wahſen began,
dô gelichte er einem wîbe vornen an dem lîbe.
dô gerou in alle ſtunde, daz erz ie begunde.
er vorhte daz ungemach. zem arzâte er dô ſprach,
daz er dem kinde werte, in von der ſühte nerte.
dô tet er als im geboten was und half im, daz er genas
unde wol dâ von quam. Nêre was ein grôz man
mit michelme gebeine und ſîn muoter kleine.
dô wundert in alle zît, wâ in ir diu ſtat ſô wît
an deheinem ende wære, dar ûz ſie in gebære.
des wolte er niht erwinden, er müeſe ouch daz ervinden,
und hiez ſie zerſnîden. daz muoſe ſie lîden
durch ſîn bœs gelüſte. er ſach under die brüſte
und al den lîp hin zetal. Dirre wunder âne zal
der künic manegez begie. vernemet wie erz anevie,
daz er Rôme zebrach. man ſeite im, waz dâ vor geſchach
ze Trôie, dô man die gewan. dô beſante er alle ſîne man.
den klagte er ſîniu mære „mir habent die Romære
ſo vil ze leide getân, daz ich niht wol mac gelân,
ich ſchaffe daz ſie müezen mir mit ſchâden büezen.
wer hülfe rechen miniu leit, ich gæbe im ſicherheit,
daz ich in endeliche gewaltic unde rîche
mache, ê ich erwinde.“ Dô huop ſîn geſinde
an die hêrren von der ſtat, als ſie der künic Nêre bat,
einen ſtrît grôzen. dô hiez er ane ſtôzen
daz viur an manege ſtrâzen. die grôzen unmâzen
begienc er daz er geſæhe, waz ze Trôie geſchæhe.
Rôme wart wüeſte durch nôt. die vrumen lâgen alle tôt,
die beidenhalben wâren, daz noch an tûſent iâren
gewahſet in ir lande ſô manic man ân ſchande,
als ez an den zîten was. noch geſiht manc palas

166. VVie leicht Er Ir ane wurde. 176. Vnd In. 177. als Jm was. 184. VVo. 189. Vnd ſyeſs. 194. Der w. a. z. 207. hilffet. 208. gebe. 211. Machen wil. 212. Da hub ſich ſ. g. 214. Nere fehlt. 218. Die groſse eben von maſsen. 224. Das noch an tauſent Jaren. gewachſet mir lannde. ſo manig man on ſchande als es an den zeiten was. 228. N. geſihet man manig P.

ze Rôme nimmer deheinen man. Rôme ganz alſô verbran.
dô muoſe ritterſchaft varn von Rôme, wande ſie was arm
libes unde guotes und wart ir hôhes muotes
beroubet als ein weiſe von der grôzen vreiſe.
Mit jâmerlichem dingen kom ſie ze Karlingen
und was dâ lange nôthaft, biz aber Karl ſider mit kraft
begunde twingen diu lant. Oliver unde Ruolant
die kurn ſie ze geſellen durch ir baldez ellen
und pflâgen ritterliche. des wart ir lop vil rîche.
dô daz lantvolc geſach, welch êre diſen zwein geſchach,
dô tâten ſie ouch nâch in. ſus huop ſich ir aller gewin.
Ez ſtêt dehein lant baz ze vreuden, dâ ie man geſaz,
danne Karlingen tuot, wan diu ir ritterſchaft iſt guot.
ſie iſt dâ wert unde bekant. ſich hât ſider manc ander lant
gebezzert durch ir lêre an ritterſchefte ſêre.
ſie dienent harte ſchône den vrouwen dâ nâch lône,
wan man lônt in baz dâ danne niendert anders wâ.
Dâ was ein ritter, deiſt niht lanc, der karte allen ſînen gedanc
an einer vrouwen minne und rieten im die ſinne,
daz er diente zaller ſtunt der grâvinne von Bêâmunt,
wand er deheine werder vant. Mauritius iſt er genant.
der lop nie von im geliez. Erûn ſîn hûs hiez.
der was er dienſtes bereit vil manegen tac mit ſtætecheit.
turnieren unde geben was allez ſîn leben
âne lôn vor allen dingen, wand er ze Karlingen
turnieren in die marke quam. dô was wederthalben nieman,
ders libes baz tæte und des dicker prîs hæte.
er was ſchœne und wolgezogen und aller dinge unbetrogen,

---

230. Rome fehlt. 233. Leybes vnd des g. 241. B. bezw. die lanndt. 242. Olofer vnd Rulandt. 243. Ze gellen. 253. yeman. 254. VVan die iſt Ir R. g. 255. So iſt. 261. VVann da lonet man In bas da. 263. des iſt nit lang. 264. Kurte. 269. werdere. 272. Krawn. Siehe 621. 825. 273. er fehlt. 279. kan. 280. wederthalb. 281. Des l. b. tette.

höviſch unde wiſe. des ſtuont er ze priſe
und muoſe wol gevallen durch reht den liuten allen.
Dô ſîn dinc ſô wol ſtuont, dô tet er als dicke tuont
werde liute wol gemuot, die minnent unde nement verguot,
ſwaz in dâ von widervert. daz iſt aber denne ir wert.
ſwer ſtætecliche minnet, vil der gewinnet
beide ſchaden unde arbeit. hilft aber im ſîn ſtætecheit
daz er lônes wirt gewert ,ob ers mit triuwen hât begert,
ſô wirt es alles guot rât. ſwaz er dâ von erliten hât,
daz iſt im ſüez unde guot, wand im vil ſelten wê tuot
diu riuwe, daz ers ie began, wand er wirt lônes rîche
man.
Nû ſprichet maniger hie bî, ſwaz lebendigs âf der erde ſî,
daz ſî wilde oder zam, daz müeze ſîn gehôrſam
dem man und ſînem liſte. daz meint ouch ieb, ich wiſte,
daz des niht wol ſîn mac. minne twinget ſunder ſlac.
einem man noch baz an ſtât denne daz ein keiſer tât.
ſus twanc ouch diſen man ein wân daz er muoſe tuon unde
lân,
waz im diu minne gebôt, ez wære gemach oder nôt.
Wer minne rehte erkennet, der weiz wol daz ſie brennet
daz herze in dem bluote. dem iſt nôt der huote,
wie er ſich vor ſchaden beware. ſwaz im ſchaden widervare,
des lâze er im ſîn als ein hâr. ir ſult wizzen daz vürwâr,
daz man mac vil ſelten mit ſparen êre gelten,
wan des muote niemen, der nû lebe. ſchade iſt minne rât-
gebe.
daz er âne ſchaden minne, ez ſîn vil guote ſinne.
ſwer ſich an minne wendet, ob er ſîn dinc verendet
daz ez im ergê ze heile, der vüere ſtæte veile,
biz er ſie dar zuo bringe, daz im von ir gelinge.
Wer minnet unde minne hât, dem wil ich geben einen rât,
daz er unſtæte vliehe und ſich an ſtæte ziehe.

285. Hüpſch. 286. Vmb des. 287. muſſe. 301. ~~et~~ ſtett es? 311. vnd 316. Denn ein k. t. 317. Alſo. 321. VV. die m. 337. Daz Es Im Irr gee ze hayle. 344. ſtette.

fô beladet er ſich vaſte mit einem ſüezen laſte
und endet allez, daz er wil. unſtæte iſt in der werlte vil.
ſwen diu beginnet liebem, den geliche ich den dieben;
als man den einen henket, der ander's niht gedenket
daz er durch daz láze ſîn ſtelen oder mâze.
ſwie dicke ein unſtæter ſiht, daz eim ſtætem wol geſchiht,
eiſt im als in daz mer ein ſlac, wanz im niht lieber weſen
mac.

Ich mehte iu vil hin abe ſagen, ich muoz ein ander dinc
klagen.
ein viur in der werlt vert, daz guoter minne vil verhert.
daz iſt ein ſchade ân êre. nû bitet daz ſie bekêre
dâ von unſer heilant. ich ſagiu, wie ſie ſint genant:
Uppic unde Irre. daz in got der guote wirre,
wan ſie verderbent ſich dâ mite. vür die bœſen ich nihtes
bite:
die tuon als ir reht ſî. wer in iſt durch unſtæte bî,
die heize ich niht unreine. ſie ſint aber noch baz gemeine
und üppiger alle zît, wan ſie nimet unde er gît.
ich tæte ouch durch miete, daz mir nieman geriete,
ſolt ich dar umbe geben guot. daz ſelbe ouch ein wîp tuot.
ſie machet nôtturft balt. ſô iſt ir laſter zwivalt.
der mit güete laſter gilt, diſen market maneger ſchilt.
deiſt reht, wand ez iſt miſſetât, wer êre durch gelüſte
hât.

Maneger man hât ſolhen ſite, ê er durch ein guot wîp lite
eineger leie ſwære, daz er ſie alle verbære.
der ſelbe man iſt âne ſin und hât verluſt vür gewin.
ich zalte zuo gewinne, wen ich verderliche minne
von dienſt oder êre durch mîn heil erwurbe rehte lônes teil.
daz ſelbe ſpriche ich an mich. vil tugentliche kunde ſich
her Mauritius bewarn. durch daz muoze im widervarn
êre von guoten wîben. bi den wolt er beliben.

Der bœſen lôn iſt kleine. er welte ûz allen eine

---

352. andere. 362. Die gute mynn vil verhert. 368. Daz Sy got den guten fûere. 384. D. marck maniger ſchiltet. 389. Ainicherlay ſchwêre. 391. ſchilt man. 398. künde ich. 400. mus. 404. Wellet.

und diente der vil manegen tac. (wer dienet unde gedienen mac, 405
der diene, ſô ez ... tüge und daz man im gelônen muge.
al ſolhen lôn gebent bœſiu wîp: ſie machent ſêle unde lîp 410
dem man vil dicke unmære und maneger vreuden lære.
diu guoten gebent hôhen muot. ir lôn iſt êre unde guot.
den ſol ze rehte ein ſælic man dienen, derz getuon kan. 415

Her Mauritius der ſtæte, ſwaz der gedienet hæte
ſiner vrouwen zallen ziten, doch muoſe er lônes biten 420
von ir unz an die ſtunde, daz er zwîveln begunde.
dô wart ſîn vreude kleine. er lac eins nahtes eine
und gedâhte an ſîn arbeit. er ſprach „alſô mir iſt leit, 425
daz ich ie wart geborn. ſol ich gar haben verlorn
mîn gedinge, ſô ich ie hâte? ſie lônet mir ze ſpâte, 430
der ich vil gedienet hân. diu wil es niht verguot hân.
des mac ich nimmer werden vrô.“ alſô ſprach er aber dô
„ich bin des niht wol bedâht. dieneſt hât mîn lop brâht 435
von lande ze lande, da man mich vür guot erkande.
ſus lônet mir diu vrouwe mîn. waz lône mohte bezzer ſîn? 440
ouch muoſt ich kumber liden. wie moht ich daz vermîden?
dan wer nâch êren wil ſtreben, er mac gemache ûf geben.“

„Doch ſol ein man gedenken, ob er ſorgen wil entwenken, 445
wie kumberliche ez umbe in ſtât. ez wirt noch alles guot rât.
der gedanke iſt vor ſwære der beſte ſchermære. 450
ez ſchînet wol daz ich tumbe bin. mîn zît gêt hin âne ſin.
got weiz wol daz nieman wart alſô ſêre geharnſchart,
als ich bin und ſage iu wie. ich minte ſtæteclichen nie, 455
diu mich dâ wider vêhet. ich hân ir vil gevlêhet,
ſô vindich niht wan dreuwen. wie möhtich mich ir vreuwen, 460
ſît ich die nôt vor mir weiz, daz ich weder lôn noch geheiz
nimmer vinde von ir, durch die ich elliu wîp verbir.

---

408. Vnd da. 409. All ſôlhe lone. 411. Den mannen. 417. der gute ſtate. 422. Zweyfl. 439. Sunſt. 452. Niem zeit. 454. So ſere geharmſchart. 456. mynnet.

ich diene unde wirbe, biz ich gar verdirbe.
daz iſt ein kumberlichiu nôt. mir tæte baz ein ſanfter tôt,
dan ich ſus gebunden müeſe weſen. ſie iſt, von der ich muoz geneſen
oder lônes ſiech beliben ân ſie von allen wiben."
Er dâhte ſus an ſiner klage „waz hilfet daz ich immer trage
ſô ungevüegen kumber. ich bin deſte tumber.
wer ſich aber ſorge hât gewent, ez gewirret niht ob er ſich ſent.
daz ſelbe iſt ouch mir geſchehen. ich muoz von wârheite jehen,
daz mîn herze was ie umbe daz ſorgen ein wol gevüllet vaz
und mir leide nie gebraſt. vreude was mir ie ein gaſt.
mîn herze iſt vreude noch ein maget, wan daz mir dicke iſt vor geſaget
waz die liute an vreude bræhte. wan ich dar an gedæhte,
ſô hæte ich gerne alſam getân. miner ſorge, der ich tûſent hân,
der machte ûz einer ie diz dinc ein beierifchen ſchillinc.
Wie möcht ich mich der gar erwern, mîn vrouwe welle mich ernern.
ez iſt ir miſſewende. gibt ſie mir niht ein ende,
ſô wil ich aber ir geben umbe den tôt mîn leben.
ouch wil ich ê verſuochen, ob ſie welle geruochen,
daz ich immer werde erlôſt. getrœſte mich ir ſüezer trôſt,
ſô wære ich endeliche immer vrô unde rîche.
nû muoz ich mich verſehen, als mir iſt ê geſchehen.
gelebich immer den tac, daz ich wider ſie geſprechen mac,
daz mir mîn dieneſt gilt zins herten zorn als ein vlins,
des hât mîn gelücke wider ſie müeliche dücke.
diz iſt ein ungeloube, daz ich mich trôſtes roube,
unde vil unwîſer rât, daz ich gelücke miſſetât
zîhe, daz ich noch vor mir hân. hæt heil baz zuo mir getân,

469. ſunſt. 473. ſein klag. 477. aber ſorg. 478. gewiret. 480. zehen. 484. ie fehlt. 485. ein fehlt. 486. vor iſt. 488. brâchte: gedêchte. 491. Der machet uns aines ye dicz ding. 517. zeyhen.

ſô hætes halbez mich vermiten, daz ich ſus gar hân erliten.
ſie bedenket ſich vil lihte baz.“ ô wê möhte ich wizzen daz,
næme er danne ir war. ûf diſen zwivel kom er dar.

Als ſchiere er ſie ane ſach, vernemet wie im dô geſchach:
an ſîner varwe vorhte ouch bleiche rœte worhte
und vergie aber diu gar. harte miſſeliche var
wart er, ê er vunde dehein wort er kunde
geſprochen klein oder grôz, daz es die vrouwen verdrôz.
ſie ſprach „wie gehabet ir iuch ſô?“ „Vrouwe, ich bin unvrô.“
„War umbe ſult ir es niht ſagen?“ „Vrouwe, ich muoz ez tragen.“
„Sprechet, waz iſt iu getân?“ „Vrouwe, ſol ich urloup han?“
„Dô ſprechet, ritter, waz iu ſi.“ „Vrouwe, ich bin ſælden vrî.“
„Daz mac iu vil leit ſîn.“ „Ez iſt ouch, vrou künigîn.“
„Gewirret iu aber iht mê?“ „Jâ, vrouwe, mir iſt wê.“
„Wâ?“ — „Allenthalben.“ „Sô ſult ir iuch ſalben.“
„Ich enmac noch enkan.“ „Nû ſît ir doch ein ſtarker man.“
„Vrouwe, mîn kraft iſt zergân.“ „Welt ir minen rât hân?“
„Jâ, vrouwe, gerne.“ „Sô komet ze Salerne.
„Sol iuwer immer werden rât, dâ iſt ſô maneger arzât,
ſie nerent iuch, ſolt ir geneſen. des muget ir wol ſicher weſen.“

„Vrouwe, lât diſen ſtrît. des iſt mir nôt und an der zît.
ir wizzet vrouwe, daz ich bin von iuren ſchulden âne ſîn,
unde roubet mich dar nâch an miner vreude deiſt ein ſlac,
den ich vil dicke ſchouwe. mînes heiles vrouwe,
genâdet mir, des iſt mir nôt, oder ich muoz kieſen den tôt.
ich wil von in ze lône hân den tôt oder gewiſſen wân.
alſô bin ich her komen. nû hæt ich gerne vernomen,

---

528. Nêm Ee d. 528. Auch plaiche rote worchte. 538. ez feſſt. 541. feſſt ritter. 549. Ich mag noch kan. 561. Ir wiſſet daz ich bin. 563. Vnd raubet m. d. n.

wan ich fin ſolde varn, ûz der mâzen rîche oder arn.“
Dô ſprach diu vrouwe wider in „ob ich niht diu ſchuldige bin,
ſô wil ich mich doch ſchuldig geben. ir habt mir allez inwer leben
gedienet wol und alſô vil, daz ichs iu gerne lônen wil.
ê daz ich langer wære iures heiles kamerære,
ſô wizzet daz ich tæte, des ich immer ſchaden hæte.
daz iſt min wille manegen tac. ich wil iu lônen, als ich mac.
durch guot miete liebe wirt ſtæter man ze diebe.
alſô muoz ich immermêre durch dienſt ez wâgen ſêre,
des mac dehein rât fin. dû biſt mîn und ich bin din“
ſprach diu grâvinne. „durch geſellicliche minne
ſô tuo ein dinc durch mich. ich verdiene ez immer umbe dich.“
Er erbeit kûme, waz ſie bat. „Einen turnei vür die ſtat,
daz ich den eine hie geſehe. nû vüege daz ez ſô geſchehe,
wand ich geſach deheinen nie. wis ouch dû, min ritter hie.
ich wil dir lônen, ob ich kan.“ Dô wart er ein vrô man.
ein vingerlîn kleine mit einem guoten ſteine
zôchsab der hant, dazz nieman ſach. hern Mauritien ſie ez ſtach
an ſiner vinger einen. diu vrouwe ſolte meinen,
daz ſie in zeichente mite nâch geſellecliches wibes ſite.
urloup nam er ze ſtunt. ſie kuſte in an ſinen munt
und hiez in gote enpfolhen varn. ûf hnop ſie ir fûber arn,
mit grôzer liebe in umbevie. von der vreude an im zergie
beide ſorge und arebeit und waz er ie durch ſie erleit.
Min her Mauritius von Èrûn gewan manige garzûn,
die diſen turnei ſchrîten in den landen wîten.
nû ſeitich iu, kunde ich, wie er dô bereite ſich.
er hiez ein ſchef machen von wunderlichen ſachen.
daz ſolte gên âne wer über velt als ûfem mer.

573. Wo. 576. Ob fehlt. 577. So wil ich mit ſch. g. 587. D. gûte miete liebe. 590. dienſtes. 592. vnd ich dein. 595. Er erbeitet. 598. In einen. 600. alſo. 608. Herr M. ſûeſs ſtach. 609. An ſein v. e. 611. z. miete. 621. Eraûn. 622. manigen. 623. ſerieten. 630. auf einem m.

daz wart durch wunder getân. des ſcheffes meiſter muoſe hân
vil grôz guot unde wîsheit. ez wart allez bereit.
Vernemt, in welher ahte er daz ſchef machte.
kundich ez iu geſagen: ein geſtelle daz was als ein wagen
lihte getræmet und als ein ſchef geſchræmet,
daz ze Colne ſolte vliezen. bûwen unde beſliezen
hiez ez der meiſter zehant alumbe an ietweder want.
dâ horte man dannoch durch die büne manic loch.
dâ ſolten ſper inne ſtên, als daz ſchef wec ſolte gên.
dô daz bereit was alſô, dô machte er zehant ſô
umbez ſchef einen ram. daz was geſtellet alſam
mit grôzer unküſte und doch ûf ein gerüſte,
daz man ez ûf ſchiben abe wege ſolte triben.
Hin ze lande er hâte nâch rôtem ſcharlâte
einen karrich geſant, dar man die ûzern want
allefamet mite bevie. der meiſter dar umbe gie
und ſluoc ez an die ſpangen mit guoten nageln langen,
die wâren alle filberwiz. er kêrte allen ſinen vliz
an diſen tüechenen kiel, daz ez den liuten wol geviel.
zem ſcheffe gehœret maneger nagel. er hiez den grans und den zagel
beſlahen vil vaſte und ſante nâch maſte.
ûf huop er in zehant. daz merruoder er ane bant.
daz was als daz ſchef getân. er wolte gereitſchefte hân
ze ſinem ſcheffe noch mê, dan er wolte varn über ſê.
daz was ein wunderlich dinc. ſîn anker wâren meſſinc,
dar umbe ſeil von ſiden. daz moht er wol vermiden,
ez was ein üppiger ſchade. ez ſtuont an truckenem geſtade.
die diz ſchef geſâhen verre unde nâhen,
die ſprâchen „waz ſol daz ſîn? hie eniſt daz Mas noch der Rîn.
mit wie getânen dingen wil erz von hinnen bringen?

634. Es w. b. 636. Er. d. ſch. m. 637, K. ich Euchs geſ. 642. beſchieſsen. 643. Sieſs. 646. pune. 651. ein rame (: alſame). 652. Da w. g. alſame. 655. aufſchiebn. 656. Ab wegk ſ. tr. 657. Heulaunder er hatte. 659. karig. 660. Daz. 661. Alleſambt enmitten beſie. 662. D. m. darum begie. 666. kerete. 667. Tuechen. 674. Mere Ruder. 678. Dann. 682. Das mochte w. v. 688. Hieynn iſt d. maſſe n. d. Reyn.

ez ist ein gar verlorn guot, ern vorhte iht die finvluot
und welle dar in genesen. waz mac ez anders wesen."
hin abe wart diz mære wît und offenbære.
Ez nâhete sîner vart. dô daz schef bereit wart,
dô was ez allez famet gar nâch sînem wâfen gevar.
marnære und stiurære nâch sînen guoten wæren
wârens alle gekleit, wande sie ein man sneit.
nû hiez ers ûf daz schef tragen, kunde ichz iu rehte sagen,
alrêrst diu ruoder und dar nâch spere ein vuoder.
der wâren driu hundert von den andern gesundert,
daz der deheinez enbrast, geverwet als der mast,
an der man iegelîchez bant ein baniere zehant.
daz was genuoc rîche, dem segele gelîche.
daz hiez er ûf stecken und ze gelîchem strecken.
diu wâren ouch elliu blanc. diz was ein wunderlîcher gedanc,
daz er sie wolte durch ruom eines tages gar vertuon.
Er brâhte drîn mit liste, daz ez lützel liute wiste,
ros, diuz ziehen solten, wan sie varn wolten.
zwischen tuochen und den diln dâ rihte man dô siln
und spîste diu ros dar in. daz was ein kundiger sin,
daz dar ûz nieman gesach, daz dâ inwendic geschach.
sie machtenz alsô tougen, der ez sach mit ougen,
der swüere wol, ez wære ein troum. mitten an den maspoum
hienc man sînen schilt an. als ein lampartischer van
schein sîn segel in daz lant, dâ man in an dem maste kant.
Als er in daz schef quam, dô hiez er den schefman
alzuges die strâzen durch guot geverte lâzen
und varn durch die wîte über velt zallem zîte.
dô volgten im die liute rehte als einer briute
und sâhen, waz dâ wære. sîne marnære
die sungen unde ruoten. vergebens sie sich muoten,

692. Er vorchte nit die Synflucht. 701. Matnaren vnd Stiwern. 702. weren. 705. ers. 727. tillen. 728. Da richtet man sylen. 734. Mit den augen. 738. Lampartischer fan. 741. kan. 743. Alle zûge. 746. zu aller zite. 751. rûten : mûeten.

wand ez durch ir rücken nie deſte balder in gie.
alſô ritterliche vuor er durch Vrancriche
gein dem turneies zil. dar kom liute harte vil
ritter unde vrouwen, die daz ſchef wolten ſchouwen,
beide grâven unde kint. in treip ein rehter ſegelwint
gein der burc an daz velt. dâ fluoc man ûf ein gezelt.
an einer wiſe was ſîn habe. zehant gienc er hin abe
über einen brunnen, der dâ ſpranc. dar nâch was enbor lanc,
dô kâmen ſie mit ſchalle uz der ſtat alle
und ſâhen den ſchefman als ein wildez tier an.

Sîn gezelt was harte guot. an die winden, ûf den huot
was ſîn wâpen geſniten. daz hæte er nôte vermiten.
mit êren moht erz vüeren. mit harte guoten ſaüeren
was ez geſlagen ûf das gras. ein ſpiegel der knopf was.
underz gezelt wâren geleit kolter lanc unde breit,
harte wol gemâle von golde hin ze tale.
dar ûfe ſâzen die geſte. (harte unmâzen veſte
wâren die nagelſpangen). die wurden wol empfangen.
die geruochten des ſînes. dô ſtuont ein kopf vol wines
lûter ſam ein wazzer und ſwebte dar in nazzer,
daz iegelîcher ſelbe tranc, wen der durſt dar zuo twanc.

Dô enwas nie man, ſwaz ſpileman dar zuo quam,
der ſie ſô wol beriete, wan dô was varnder diete
in dem gezelte und dar vor. ſie truogen wol ein hûs enbor.
als des tages ſchîn dô verſwant, dô wart manic lieht gebrant
grôz unde gewunden, daz ſies ûf der burc niht kunden
erkennen dan vür ein viur wie daz brunne eine ſchiur.
ſîn herberc diu ſtuont ſchône von rehte ob er ein krône
trüege dar ze lande: ez was ir âne ſchande.

Des morgens, dô der tac erſchein, die ritter wurdens über ein,
daz ſie zem ſcheffe quæmen und die meſſe vernæmen.
daz teten alle ſamt dô. des wart der ſchefman alſô vrô,

---

757. Turners. 775. Waren ſeine wappen geſchniten. 777. Er mochte es m. Eeren f. 787. Waren die nageln mit den ſpangen. 791. Lauter ſam wer es ein waſſer. 792. maſſer. 795. Da was nyeman. 808. ob er wie e. kr. 809. dar. 811. ſchain. 813. kamen : vernamen. 816. ſo fro.

daz ern wiſte, waz er ſolte tuon. man briet zwein unde
zwein ein huon.
diu âzen ſie, dô man geſanc. dar zuo iegelicher tranc,
daz er genuoc hâte. dô vuoren ſie drâte
aller manneclich unde wâpneten ſich.

Als dem herren von Êrûn wart diu muoze und der rûm,
dô zôch er allerêrſt an ein wambeis von buckeran.
dar hiez er im reichen einen vilz weichen
und bant in vür ſiniu knie. alſô bewarte er ſich hie.
zwô hoſen wîz iſen hiez er im ane brîſen
vaſte, niht ſwære, wand er gerne liht wære.
er vuor in ſtricken als ein tier. ein harte guoten lendenier
den bant er umbe die huf und neſtelte dran die hoſen ûf.
einen huot truoc man im dar, der beſienc im die ſtirne gar,
daz im nie deheiner drunder die hût verritzen kunde.
dannoch zôch er ane mê ein halsperc wizern als der ſnê.
er hiez die riemen ſtrecken vil vaſte mit recken.

Als diz allez was getân, dô gieng er ûf daz ſchef ſtân
und mit im die er wolte. ein kneht ſîn ros holte.
verdaht erz brâhte zuo der tür (er hiez diu andern her vür
ûf einen bühel leiten und bat ſie ſîn dâ beiten).
daz was ſchœne unde ſtarc. in daz ſchef erz verbarc.

Dô vuor er mit êren und hiez den ſegel kêren
hin gein der burcmûre. ſie fluogen ir tabûre
und bliefen vloiten unde horn. ez wart niemanne zorn,
der diſe vreude hôrte, ſîn ungemüete zerſtôrte.
ſie bliefen bûſûnen grôz. manigiu ſtimme dar ûz dôz,
pfifen unde rotten, alſam er galiôten
vüere mit ſinem her und rouben wolte ûf dem mer.

Diu burc an einem orte nâhen bî der porte
dâ ſtuont her ûz gewieret, ſchône gezieret

---

817. Daz Er nit w. was Er ſolte tun. 818. Zwen und zwen. 823. Alle manielich. 825. Als dem von Craun. 828. Bugkran. 829. Das. 838. lendinir. 840. Vnd neſtelte die hoſen dar an auf. 846. weyſs als der Schnee. 849. allez fehlt. 853. bracht Ers. 856. dazu beiten. 861. Burgkmauren: thabaurn. 862. thabaurn oder thūbaurn. 864. nie man ſo zorn. 870. Alſo galioten. 871. Für Er. 872. Vnd r. wolt auf Meer. 878. Vber Burg.

mit mermelſteine harte wol. diu venſter ſâzen vrouwen vol.
in mitten dar inne ſâz diu grâvinne,
diu ez allez hete gevrumt. ſie ſprach „waz iſt enz, daz dâ kumt?
ez iſt harte wol getân! ich wæne, ſante Brandân
durch wunder her gevarn iſt. ſî ez aber der Antecriſt,
ſô ſeht daz ieman verzage. ez nâhet dem ſuonetage.
vlîeht ſîn prêdigen umbe daz. wir ſuln an got gelouben baz.“

Nebenz hûs vür den berc hiez er vüeren ſîn werc.
ſîn anker ſchôz er an den ſant. dâ mite behabet er daz lant.
waz hilft daz ich ez lenge? umb in wart ſolh gedrenge,
daz im dâ wart vil kûme des veldes zeinem rûme.
dô daz die ritter vernâmen, ze velde ſie quâmen
beidenthalben gelîche. der puneis wart rîche.
zehant dô man ez began, der grâve von der burc quam.
vür wâr ez ſîn wîp ſach. ein ritter er dô ze tôde ſtach.

Des wurden ſie beidè trûric vor leide.
der grâve ez wol beſcheinte, wand er vil ſêre weinte,
daz er ie durch ritterſchaft ſolte werden ſchulthaft.
zehant entwâfent er ſich dô. des wurdens alle unvrô
durch daz jâmerliche leit. der grâve ûf die burc reit
einer trûrigen vart. daz dâ ſünde getân wart,
daz geſchuof der ſchefman, der über lant dar quam.
der bat vil vlîzecliche ſie, er ſprach „geſtêt mîn ſchef hie,
ſô ſitze ich ouch dâ bî. ſeht waz êren iu daz ſî.
ir habt des laſter immer mê, ſolt ich ertrinken âne ſê.“

Dô ſprâchens albeſunder, ez wære ein michel wunder
daz dirre turnei verdurbe. ob ein man ſturbe,
wir ſuln ſîne sêle ſente Michahêle
bevelhen unde ſtechen wir.“ die rieten nâch ſîner gir.
ein ſchal wart über gevilde. helme unde ſchilde
wart dâ vil erſchellet und maniger gevellet.
Als er in dem ſcheffe ſach, daz hie ûf fluoc unde ſtach

886. Antecriſt. 888. Suntage. 889. ſeine. 918. ſünd. 924. Eere. 929. Turnier.

an dem velde maneger ritter ſnel, dô zôch er an ſîn wambeis hel.
verre man ez ſchînen ſach. im wart daz ûzer dach
ein harte guot ſamît wol geſniten unde wît. 945
ſîn wâpen daran wiſte diu aller beſte liſte,
dâ von ir ie hôrtet ſagen, diu was ze vlize drîn getragen. 950
Ûf bant er den helm ſînen. den ſach man verre ſchînen,
vil wol gewieret, mit golde wol gezieret,
als im vil wol tohte. nieman gemerken mohte 955
an allem ſînem gelæze, wand als ein künic ſæze.
ſîn ros brâhte man im dar rehte als ein . . . . . gevar, 960
verdaht mit zendalâte. an daz eine er hâte
ûzerhalben ehte alſam verdecket rehte.
die ſîne bat er alle ze dem grœſten ſchalle 965
daz ſchef balde rihten. vorne bî der pflihten
was ein tür ûz geſniten. dâ kôm ſchône vor geriten
nieman wan er eine. ſîn geſelleſchaft was kleine, 970
wan er über lant vlôz. ſie wart aber ſît grôz.
ſîne knehte kâmen gerant. der ieclicher nam in die hant 975
ein ſper oder zwei. dô huop ſich ein turnei.
Er nam den ſchilt, wand im was gâch, unde ein ſper dar nâch. 980
ſîn ros nam er mit den ſporn. dô macht er vreude. âne zorn
kom er rehte als ein ar under kleiner vögeline ſchar.
einen ſtach er dar nider unde aber den andern ſider, 985
vür baz den dritten und den vierden dar mitten;
den vünften ſtach er fêre, den ſehſten michel mêre. 990
den ſibenden er dar nâch ſtach. dem ahten alſam geſchach.
verre undern vriunden ſtach er nider den niunden.
den zehenden ſtach er ûf daz gras. ez viel, waz vor im was. 995
mit ſus getânem dinge macht er daz im ringe

---

942. wammeſſe (:); wambeſch vel? 949. hôret. 950. warn. 955. Als im wol dochte. 957. An aller ſeiner gelaſſe (:ſaſſe). 960. Recht als ein gefar. 961. Verdeckt mit zenlate. 963. Auſſerhalbächte. 968. phliten. 976. Der yecleicher n. i. d. hanndt. 983. har. 984. kleine.

diu ros liefen fêre, als er ein ſtuot wære.
als im ein ros von hitzen hinder begunde ſwitzen,
ſô gap er ez vürbaz. ûf ein anderz er geſaz.
als im aber ein anderz quam, ſô was er dô, der diz nam.
hie mite der ſchefherre geſchuof, daz er hâte gar den ruof
ze rehte und durch miete von aller der diete.
als er durch der vrouwen bete ſîniu geverweten ſper vertete
allez ze rehter tyuſte, dô in ſîn vrouwe kuſte,
dô gienc ez an die planken. ſie mohte im wol danken
daz nie dehein man ſô grôzen prîs gewan,
als er ze den ziten hete von beiden ſiten.

Wær er betalle ein heiden, von der kriſtenheite geſcheiden,
der in des tages ſæhe, durch reht er im êren jæhe.
er vuor umbe ſam ein bal und hiez ruofen über al,
wer guotes geruochte, daz erz zem ſcheffe ſuochte.
dô gap er in al den tac, waz im ze reine gelac,
ſwaz er dar brâhte. als nû der âbent nâhte,
dô was er müede entwichen von ſlegen und ouch von ſtichen
zem ſcheffe durch ſînen gemach. ſwer in durch guot ane ſprach,
den kunde er wol geſtillen mit guote und ouch mit willen.
des wart ſîn lop vil breit. daz ſchef, daz er dô reit,
hiez er die garzûne nemen. wem moht ez ouch baz gezemen?

Ane griffen ſie ez gar. ir kâmen ouch vil dar,
daz ſie nieman kunde gezeln. dô wurden einem zwô eln,
ſô wurden dem andern drî und dem vierden dar bî
zeinem rocke genuoc. der vünfte den ſehſten ſluoc,
daz im daz houbet zerbraſt. der ſibende ergreif den maſt,
der ahte daz ruoder. dem niunden wart ein muoder,
dem zehenden zeinem gêren. mit ſus getânen êren
wart ez geteilet under ſie. ir revrâgtet dâ vor nie
dehein ſchef ſô mære, daz âne wazzer wære.

1001. von Heſſen. 12. Seine geferbeten ſper v. 13. Aller ze rechter ſuſte. 25. als ein pal. 29. allen tag. 30. reine. 38. guete. 42. bas auch. 58. Ee erfraget dauor nie.

Dô der turnei was zergangen, dô kom ein man gegangen,
der bat in fêre der habe. ſînen halſpere zôch er abe
und gap im den ze ſtiure. des gnâdet er im tiure.
als er ſich des erwerte, dô zoch er âne herte
ſîn wambeis vür die kelte. vil uniane er entwelte,
er vrâgte ob ieman quæme, der ouch die hoſen næme.
dannoch was dô iemen. dô entſtribt er die riemen
an dem einen beine. ſie liezen in alters eine,
die mit im wâren dar komen. ſie heten wol von im vernomen,
daz er gæbe, ſwes ſie bæten. ſwaz iegelicher hæte,
von diu nâmens ſîn dehein war. Under des kom ein bote dar.
er ſprach, do er in ſus einic vant, „min vrouwe hât nâch iu geſant.
nû vart abe wege, ez iſt zît, rehte als ir hie ſît,
ſô ſult ir dar zuoz ir. daz enbôt ſie iu bî mir.“
vrôlichen tet er daz. ûf des knehtes pfert er ſaz
und vuor, als in der kneht hiez. Nu vernemt, wie in der kneht liez
in einen boumgarten. dâ hiez ſie ſîn warten.
ein juncvrouwe wol getân diu bat in mit ir ze gân
in eine kemenâten, die ſie tougenlichen hâten
zer heimlicheite erwelt. dar vuorte diu juncvrouwe den helt.
an iegelichem ende wâren gemâlt die wende
wol und ouch ſô vaſte, daz ez als ein munſter glaſte.
oben ſô gemieſte (?) was, daz ez liuhte ſam ein ſpiegelglas.
Dar giengen ſie zwei eine. von edelem geſteine
wâren venſter drîn gemacht. beide tac unde naht
ſtuont ein bette dâ bî. vernemt wie daz gemâchet ſî.
dem wâren die ſtollen grôz unde geſwollen
von helfenbeine und ergraben wâren tier daran erhaben
aller hande, als ſie diu erde treit, unde golt dar under geleit

---

1062, gefangen. 67. erwarte: harte. 69. kalte: entwelte. 71. kaine: neme. 73. nyeman: rymen. 76. fehlt in. 78. von Im. 79. D. ſie gaben wer Sye paten (: hate). 81. Von den. 83. pant. 85. abweg. 87. zu ir. 93. einem. 95. zu gan. 97. kemmenaten: haten. 1104. klaſt. 105. gemuſte. 100. leuchtet als. 13. gemalet. 15. VVarn tier an erh.

enmitten in daz helfenbein. daz antlutze dar ûz ſchein.
die rigel wâren alſus holz von Vulcanus,
daz niht verbrinnen kan, und waren geſtricket daran
vier liebarten hiute. diz hâten riche liute
enmitten zeſamene gezogen. diu rede iſt wâr und niht gelogen,
wie ich iu beziugen mac. enmitten ûf den hiuten lac
bette wich unde grôz. diu enwâren niht gar blôz.
in waren die ziechen pellelîn von Kriechen.
dar ob lac ein kolter dâ. (ich wæne, vrou Caſſandrâ
ie bezzer were machte oder dehein ir geſlahte)
und des ſelben ein deckelachen. dar hiezens under machen
ein vedern, die man tiure galt. ein liſte was dar vor geſtalt
von zobele ſwarz als ein kol einer ſpanne breit alumbe vol.
Die vedern wâren guot genuoc. daz tier, daz die belge truoc,
daz iſt alfurt genant. der künc von Mâroch hât ein lant,
daz lit verre in dem ſê, dâ vât manz unde niendert mê.
daz iſt gebeizen Kartâgô und bewaret ez vrou Didô.
dar diu houbet wâren hin gekêrt, dâ was ez ie hôher gemêrt
mit einem pfulwen ſîdîn. daz bette mohte wol bezzer ſîn,
ſô kan aber ich niht geſagen baz, wan lât ez ſîn als daz
an ſiner güete gelîch, daz von Veldeke meiſter Heinrîch
machte harte ſchône dem künege Salomône,
da'r ûfe lac unde ſlief, da'r inne Vênus ane rief,
biz daz ſie in erwacte. mit ir bogen ſie in erſchracte.
ſie ſchôz in an ſîn herze, daz in der ſelbe ſmerze
dructe unz an ſîn ende. er muoſe in ir gebende,
ſwie wîs ſô er wære, ſie machte in witze lære.
Diſem man was lützel baz, der bî der juncvrouwen ſaz

1122. Bulcanus. 24. was. 26. Ditz machen reiche leûte. 27. gegoſſen. 28. Diſe red. 29. Die ich nicht bez. m. 32. Die warn. 34. Pellelîn vnd kr. 35. golter. 37. gewurchte: geſlachte. 39. Vnd deſſelben ein d. 41. Ein feder. 42. layſte. 47. Alfurt. 50. im See. 51. geheyſſet. 56. phullm. 60. Veldegke. 59. bis. 70. mir.

heimlich unde vremde. gras unde ſemde
was geſtriuwet ûf den eſterich. dâ wancten ſie mit rede ſich.
Sie vrâgte in ettewenne und aber er ſie denne
von aller ſlahte dingen, die zwei ſunderlingen.
er ſprach „ſicherliche ditze hûs iſt riche,
ſchœne unde wunneclich. zwâre, des dunket mich
an allen minen ſinnen, wær min vrouwe hinnen,
ſô wære ez, als ich wolte, ob ichz erwünſchen ſolte.
ez mohte aber ûf der erden dhein hûs ſô bœſez werden,
ſæch ich ſie ein mâl dar în gân, ez dûhte mich baz dan diz
getân.“
Dô ſprach diu juncvrouwe „ſwie übele ir herre zouwe,
ſie kumet, als ſie kumen mac. min herre lît hiut alden tac
und weinet harte ſêre. er wil nimmer mêre
vrô werden unde geil, ſît im daz grôze unheil
von iuren ſchulden geſchach. daz er einen ritter ze tôde ſtach
des klaget er ſêre iurre vart, daz ſie ie ûf geleit wart,
und vluochet zaller ſtunde, daz man ie begunde
daz ſelbe ſchef ze machen. ſô muoz min vrouwe lachen,
daz iuwer zweier rât allenthalben ane gât.“
Sô ſprach der ritter wider ſie „im ſchadet min rât nie.
er half ouch mich vil kleine. doch weiz ich wol daz eine,
als ich mich verſtân kan, der wirt iſt ein hoviſch man,
hæter geſlagen noch ehte, der im geſaget rehte,
waz ich durch ſîn wîp hân getân, er hieze ſie her zuo mir
gân,
wiſt er daz ich hie wære, ſwie er ir dort enbære.“
Dar umbe er trûrende ſaz müede unde harte nâz,
zornic unde træge und gebârte als er wol læge
ein wile durch ſîn gemach. Diu vrouwe güetlichen ſprach,
als ſie ſach daz in verdrôz „wan ir leget iuch in min ſchôz
und ruowet biz min vrouwe kume: ez wirt vil lihte iuwer
vrume.

1175. vnd auch. 76. vnd auch ſemede. 78. wankelen. 82. Die zwey ſunderlichen. 83. (:) ſicherlichen. 92. Nymmer kain. 95. VVie vbel Ir herczu (: Junckfraw). 98. herczu. 98. allen. 1200. Fro w. noch gayl. 1209. Daſſelbig. 19. achte. 21. waz Im. 28. gleich als Er wol lag.

ir ſît müede unde genouwen.“ „Ich tæte, möhtich getrouwen
daz ich niht wenken kunde, ê mich min vrouwe vunde
ſlâfende. ob ſie quæme und mir ir gruoz benæme
min ſlâf, ſô wurde ich nimmer vrô.“ Diu junevrouwe ſprach dô
„daz beware ich, lât ez an mich.“ Tuot ir, jâ, ſô ſlâfe ich.“

Dô leite er ſîn houbet, als ſie im hete erloubet,
in ir ſchôz und vlief zehant. ez was im alſô gewant,
er hete manege lange naht dâ vor ſô ofte gedâht,
wie er ſîm ſchef vertæte, dâ mite ers êre hæte,
des er nû künſteliche pflac. Niht lange er dâ lac,
dô kom diu vrouwe riche mit vorhten tougenliche,
diu lihte ê komen mohte ſîn. dô wolte daz magedîn
wecken den müeden man, als ſie ir vrouwen vernam.
des wart diu grâvin gewar. baz gâhet ſie dar.
ſie hiez in ligen lâzen. über den müeden man ſie ſâzen.

Dô ſprach diu vrouwe gemeit „ich weiz wol die wârheit
daz ein man mit ſînem lîbe nie baz gediente wîbe
dan mir dirre hât getân. ſoltich ins ungelônet lân,
daz wære ein ſolhe ſunde, die ich nimmer überwunde.
ich vernam ſô verre ſîne klage, daz ich im hiute an diſem tage
wolte lônen ſîner arbeit. mit lône bin ich hie bereit.
nû lît er als ein tôtez ſchâf. im iſt lieber danne mîn ein ſlâf.
nû mohter ſîn ſlâf hân geſpart. nû wær ich mit im niht wol bewart.
daz hân ich vil wol ervarn. nû ſol ich mich baz bewarn.
ich möhte im ſô liep ſîn, er hæte baz gewart mîn.
iedoch koſte in hiure dehein gemach ſô tiure.
ſîn ſlâfen hât mich im benomen, ſwaz er im her nâch muge gevromen.“

Dô ſprach daz magedîn „daz müeze got geklaget ſîn,
lieber geverte! daz iſt ein rede herte,
die min vrouwe erhoben hât. wie ſol ich von der miſſetât

1252. er des. 56. tugentleichen. 58. magetlein. 67. Hie. 48. diſer. 78. ſeinen ſlaf. 79. nit wol. 80. D. h. Ich wol erfarn. 88. magetlein. 90. lieber geferte.

immer werden erlôſt? jâ ſliefeſtû ûf mînen trôſt. 1295
daz wil ich immer gote klagen, daz dîn müeder lîp erflagen
ie wart gegeben in mînen gewalt, ſît dû von mînen ſchulden ſalt
dîne dienſt al hân verlorn. ô wê daz ich ie wart geborn 1300
alſô ſchedelîchen dir. vrouwe, ir ſult gelouben mir,
wenne man die ſchande ervert in dem lande, 5
ſô kumt ir nimmer mêre wider an inwer êre
unde mac iu ſîn leit, begêt ir diſe unhovelicheit.
ich wæne ouch niht, daz ieman lebe, der iu mêr umbe lônes gebe 10
gedienet, wirt im diz bekant, ſô iſt iur zorn niht wol bewant,
wan diu werlt mit diſem ſchaden von iuren ſchulden iſt geladen.
diz iſt uns wîben ein miſſeval, daz ſich ein man niht lâzen ſal 15
an unſer deheine nimmer mê. nû ſeht wie iu daz danne ſtê.
ir ſult ez im niht leiden. die man ſint ſô unbeſcheiden, 20
daz iegelîcher nimmer tuot durch wîp, dan uns wære guot.
durch got, vrouwe, bedenket iu. hie iſt nieman dan wir driu.
heizet in ûf ſtân. ſolt er alſô verlorn hân, 25
dâ verlurn lihte ſehzic mite, der iegelîcher gerne lite
von guoten wîben kumber noch, biz in wurde gelônet noch. 30
wirt in daz von iu benomen, ſô ſît ir übele her komen.
waz iſt diu werlt wan wîbes lôn. lebte der künic Salomôn,
er kunde niht geråten baz, — — — — umbe daz.“ 35
Dô ſprach diu grâvinne „mir iſt leit, daz ich mich minne
ie underwant ſô verre. ich vorhte daz mir gewerre. 40
wem zer minne iſt ze gâch, da gêt vil lihte ſchade nâch.
wer ſich an ſtæte minne lât, ich ſagiu wie ez dem ergât,
als der ein netze ſtellet und ſelbe dar în vellet. 45

1298. Ye w. geg. meinem gew. 1305. im lande. 7. Nymmer an Ewr. Ere. 10. Der ymmer offt lones gebe. 13. diſen. 20. Die man ſint doch ſo vnbeſchaiden. 30. noch. 36. Schlaffet Er wayſt vmb das. 46. V. ſelb daryna v.

alſô vânt ſie ſelben ſich. des wil ich bewarn mich.
ich wil ouch gerne weſen vrî, dan ich iemannes ſî.
die man ſint unſtæte. waz ich durch diſen tæte,
daz wære als ein bihte (— — — — — — lihte)
drî oder viere, dar nâch drîzehen ſchiere
unſer zweier brûtlouft, ſô wære min êre verkouft
umb harte kleinen gewin. von diu wil ich ſîn als ich bin.“
Dô ſprach aber diu meit „ir habt daz ergeſte geſeit,
daz ouch her nâch mac geſchehen. des beſten ſult ir iuch verſehen.
ez wære guot, ders alle mite. nu enliez uns der alte ſite,
wir müezen tuon unde lân, als ouch ein wîp hât getân.
nû wecket in, ez iſt zît. ſwie unbetwungen ir noch ſît,
ſô wizzet ir doch daz minne iſt meiſter aller ſinne.“
„Nû vorhte dehein ir meiſterſchaft, daz ſie mit bete oder mit kraft
an mir immer gefige. ſô der man hie lige
biz ich hin wider în gê, ſô ſage im, daz er ûf ſtê
und ze ſîner herberge vare. bit in daz er ſich baz beware
her nâch. daz iſt ſîn gewin.“ hie mite gienc ſie wider hin.
Dô gewan diu juncvrouwe guot einen trûrigen muot,
daz der man ſchaden blôz ſîner ſtæten minne nie genôz,
und begunde ſie twingen vorhte von den dingen,
daz er ſie ze harte erkôs und dar nâch ſô wîſelôs
ſolde varn und lônes ân. Nû erwachet er von wân.
zehant als er ûf ſach, zer juncvrouwen er dô ſprach
„ich ſlief ſô unſanfte nie. ich wânſe, min vrouwe wære hie
und wolte min niht grüezen. wie mohte ich daz gebüezen?
wanne ich ir hulde verlüre von miner ſchulde,
ſô müeſe ich trûren immer mê.“ Dô ſprach diu maget „ô wê
müede und unnütze warn. wir haben beide miſſevarn.
min vrouwe hât miſſetân, des ſie immer müeze ſchaden hân.

1347. A. vabent ſy ſelber ſ. 51. ſein. 53. das were als ein peichte. . . . drey oder Viere. 58. Von dem. 60. argiſte. 69. Nu erliefs. 71. Nu fürchte dhem Ir m. 74. geſüege:liege. 75. ingie. 77. gee oder fare. 78. wider yn. 80. wider jn. 88. weyſlos. 89. Sollte farn vnd lones on (:won). 97. VVenn Ich hulde. 1401. Muede vnd vnnutze warn.

ir hât ir êre verlorn ein unwîplicher zorn.
ich wil ez wol getrouwen, ez habe ſie ſider gerouwen,
daz ſie ie geheizen hâte. ſie kom harte drâte
unwizzende ûf mich. zwâre des vorchte ich
und ſach mich umbe allenthalp. do kom ſie rehte als ein alp
ûf mich geflichen. ſie was vil harte erblichen
von vorhte oder ſie zeicte mite zorn unde ir unſite."
„Dô ſolt ir mich gewecket hân." „Daz hæte ich gerne getân,
wan daz ſiez ſêre mir verbôt (dô was ich ſchiere als ein tôt),
daz ſiez durch güete tæte. nû hân ich ir unſtæte
allerêrſt rehte bekant." „ſô iſt mîn dieneſt unbewant"
ſprach der lobes riche, „und muoz nû kumberlîche
immer mînen ſchaden tragen. waz hiez ſie aber mir ſagen,
dô ſie hin wider gie?" „Niwan daz ſie iuch ligen lie
und daz ſie iuch ſlâfen liez unde dar nâch varn hiez
wider ziurem gemache." „Daz wære ein vremdiu ſache,
ſolt ich nû gemach hân, ſît mir alſus iſt ergân.
der ſlâf hât gemachet, daz mîn ſchade wachet
wærliche lange zît. vrouwe, ſît ir ſchuldic ſît,
ſô tuot einez durch mich." „Zwâre, des tuon ich,
gevüeget ez ſich immer alſô. mîn vrouwe hat mich unvrô
gemachet, daz geloubet mir." „Gêt wider umbe zir
und bittet ſie vil ſêre durch aller vrouwen êre,
daz ſie ir zorn mâze und mich ſus niht lâze.
wil ſie mich armen durch got niht erbarmen,
daz iſt ein herte mære. ir lôn iſt mir ze ſwære,
dâ mite ſie mir vergolten hât ze ſchiere mîne miſſetât.
ermanet ſie mit ſchœner bete, daz ſie diz durch mich tete."
Dô gienc diu maget guote mit trûrigem muote
wider ze ir vrouwen. ir vielen an die mouwen
die zeher und ûf die hande. ſie kleite got die ſchande,
die ir vrouwe tuon wolte. doch tet ſie als ſie ſolte,

1409. Daz ſy gehaiſſen hat. 10. Sy kum hart drat. 21. mir ſer. 23. Daz Sy was durch gûte täte. 28. nu fehlt. 38. alſo. 53. mich. 56. zware (:mare). 59. Ermante. 60. durch In. 64. Ir ſind an die mawen. 65. Die zäher geuallen und a. d. h.

wand er ſie des hete gebeten. ſie kom vil ſanfte getreten
vür daz bette, dâ ſie was. daz deckelachen ſie ûf las
und ruortes ſanfte an die hant. als ſchiere ſôs ir dô enpfant,
ſie ſprach „von wannen komſtû oder waz wiltû aber nû?“
„Vrouwe, ich bin aber ſîn bote und wil iuch bitten bî dem
gote,
der iu gap ſêle unde lîp daz ir êret elliu wîp.
lât in ſus niht haben verlorn. ir müget wol unſer drier zorn
verſüenen, als iu wol ane ſtât, daz ir ze im hin ûz gât.
ez ſolte veſte herze ſîn, dô er geſach den ſchaden ſîn,
der im von iu geſchehen was, wære ez als ein adamas,
ez wurde wênic von ſîner klage.“ „Nû geloube mir, daz
ich dir ſage.
ſîn ſchade wirt lihte mêre, erwachet mîn hêrre.
wirt er ſîn innen, ſô kumt er nimmer von hinnen.
var er, ſî er ein wiſer man, abe wege, als er quan.
Dû weiſt niht, waz dû ſchaffeſt, wan daz dich ſelben affet.
tuo dînen munt zuo. ich wil ſlâfen unz vruo.“
umbe ſie ſich kêrte, als ſie ir zorn lêrte,
und gebârte als ſie ſliefe, dô erſiufte vil tiefe
diu maget und beweintez leit. ſtille ſwîgende ſie dô ſchreit.
und bran ein lieht in einem glas, daz alle naht dâ was.
do begunde ouch in verlangen. er was nâch ir gegangen
zer tür und beite biz ſie quam. als er diu mære vernam,
dô wart ſîn herze in riuwen und ſprach iedoch mit triuwen
„Vrouwe, ich wil iuch gote ergeben. mir iſt unmære umbez
leben.
nû wil ouch ichz verlieſen hie, ich enſpriche ſelbe wider ſie.
ich wil dar în zuoz im gân und vernemen, waz ich habe
getân.“
An die tür er ſêre dructe. ûf hôher er ſie ructe
und gienc vaſte drâte în die kemenâte
rehte als ich iu ſagen wil. er was gezieret niht ze vil.
in heten ſlege alſô gemuot, daz im vor der ſtirn daz bluot

1478. Vnd wil noch pitten. 82. Laſt In ſunſt. 85. Es ſolt veſte herez ſein. 91. villeicht. 95. Von dannen far er ſey er ein weyſer man. 98. da dich ſelber. 1505. bewainet diez leyd. 1518. Ich entſprich ſelbs w. ſye. 19. zu Im g. 28. ſtirnnen.

vür dougen was gegangen und an die brûwen gehangen.
dâ ſach er ûz mit zorne der vrume wol geborne
als ein lewe nâch der ſpîſe. er ſleich vaſte liſe.
dô lieſen ſie beide. dem grâven was vil leide
geſchehen und lac als ein man, der von ſorgen niht ruowen kan.
vil dicke er erſchricte, daz er ûf blicte,
wand er ſus mit gedanken ranc. dar nâch lief er überlanc.
unlange tet er daz. hêr Mauritius gienc vürbaz.
ſîner hoſen eine an dem gerehten beine
erklanc ûf dem eſterich. dô ſach der grâve über ſich
und erſchrac und mit dem munde deheinen ſegen er kunde.
mit zittern er gemaehte, daz ouch diu vrouwe erwachte.
ſîn wambeis was zerbrochen durchſlagen und durchſtochen,
bluotic unde verhouwen. Der hêrre ſprach zer vrouwen
„uns iſt der tiuvel nâhen bî, wannen er her komen ſî,
oder daz wüetende her. ez enſî daz uns got ner,
ſô verlieſen wir den lîp.“ er vorhte im harter dan ſîn wîp:
ſie bekante den helt ſâ. der grâve ſprach „wer gêt dâ?“
„Daz wil ich iu gerne ſagen: daz iſt der, den ir habet erſlagen.
ir müezet, mîn geſelle, immer mê zer helle.
des eniſt dehein rât, ſît ir mich dar gevrumet hât.“
Der wirt von vorhten erſchrac und ſprang ûf, dâ er lac,
als im diz wunder erſchein, und ſtiez ſich an ein ſchinbein,
daz er alle die naht lac in ſîner ânmaht.
als diz der ritter geſach, er gienc zem bette unde ſprach
„diz bette iſt halbez lære: ichn welz, wer hie wære.
ich wil geruowen her an.“ daz deckelachen leite er dan.
er ſlouf zuoz ir hin under. daz was ein michel wunder,
daz ſie enwiſte an dirre nôt, ir man lebte oder wære tôt.
ſie getorſte zim niht komen. ir hete dirre ſchric benomen
beide witze unde ſin. iedoch ſprach ſie wider in:
„Ir ſît der küeneſte man, des ich ie kunde gewan,

1539. Vil dicke erſchrickte. 47. auf den. 60. Es ſey oder nit das vnns got ner. 63. ſo (:de). 68. Ymmer ze helle. 71. von der vorchte. 80. ich wayſs. 81. her an. 83. ſlof zu. 85. Das Sy In wiſt an der nôt.

daz irz ſô tiure wâget. ir hât niht gevrâget,
ob ich ez wolte oder niht. ich wæne, ein wunder hie geſchiht,
dâ man immer von ſaget, biz der jungeſte tac taget."
ſie gedâhte „ez iſt dehein rât, ſît ez ſich ſus gevüeget hât,
ich muoz nû tuon unde lân, waz er mit mir wil begân.
nû lide ich guotliche, daz im ſîn zorn entwîche."
ſie kuſten unde kuſten aber. dehein antwurten gab er,
ſwaz ſie in gevrâgte. als ſie des betrâgte,
ſie begreif in mit den armen. nu begunde er ouch erwarmen
und tet der vrouwen, ich weiz niht was. waz hulf ez in, ſeite ich daz:
ez iſt ſus alſô guot. ir wizzet wol, waz man tuot.
alſô teten ſie ouch hie. zehant als ditze ergie,
ûf ſtuont der wîgant und nam von ſîner wîzen hant
ein vingerlîn drâte, daz ſie im gegeben hâte.
er ſprach: „nemet wider iur golt: ich wil iu nimmer werden holt.
ir ſît unverwizzen. ich hete mich ie gevlizzen,
ſwaz ich gedienen kunde, daz ich iu wol des gunde,
biz hienaht an diſe zît. wærn elliu wîp als ir ſît,
ich gediente ir keiner nimmer mê. gêt ziurem man, dem iſt wê,
und habet den an êre. ich vergilt iu nimmer mêre
diſen laſterbæren roup." Alſô nam er urloup
und vuor ſît dicker unde mê, dann er dar vor tete ê.
dar umbe ſie des muote. Mit maneger ſlahte guote
er kouſte lop und êre. dô gerou es ſie vil ſêre,
dô man ſîn wort ſô wol ſprach, daz im ie leit von ir geſchach,
und gienc ir ſô nâhen, daz'z wol diu liute ſâhen
und marcten alle garwe, deis wandel nam ir varwe.
ſie gedâhte, ez iſt reht unde wol, daz ich von kumber ſchulden dol.
von grôzer liebe dol ich leit. dar umbe trage ich arbeit,

1600. ſus fehlt. 6. antwurt. 10. zu erwarmen. 30. Nu zu Ewrem man d. i. wee. 35. Vnd fûro ſeydt dicker vnd me. 45. machten. 46. des.

die ich mir ſelber gewan. ſolt ich wünſchen einen man
immer ze mînem lîbe, wie möhte er danne wîbe
ſîn rehter unde baz getân, dan er iſt, den ich vlorn hân. 1655
des wil ich vluochen der zît, dô mich mîn uprehter ſtrît
anſtreit, unz er mich überwant. ich hân mich ſelbes ge-
ſchant.
des ſchaden wurde guot rât. ich bin, diu den ſchaden hât
al die wîle, ſô ich lebe, ez ſî dan daz mir got gebe
daz heil und die ſinne daz er mich von herzen minne.“
daz marete diu jünevrouwe wol unde tet niht als man ſol.
wan dem manne miſſegât, wer dan helfe unde rât
aus ſînen vriunt kêret, wie der ſich ſelbes êret.
wan rât iſt bezzer in der zît, dan helfen, ſô der man gelît.

Diz was in der ſtunde, dô ez ſummern begunde.
diu vögelîn în dem walde lûte unde balde
ſungen manege ſtimme. die rôſen und die brimme
bluoten alle en widerſtrît. ez was rehte an der zît,
ſô man unvreude hazzet. ſich hâte gevazzet
der walt unde ſchœniu kleit gein dem ſumer an geleit,
diu loup grüene und drunder gras, daz ez ſchône gemie-
ſet was
mit maneger hande blüete. diz machet guot gemüete,
wer an vreude hât gedanc und ouch der vögele ſüez ge-
ſanc.

Vruo an einem morgen, dô mohte ſie von ſorgen
geſlâfen noch geligen dâ. diu vrouwe ſtuont ûf ſâ.
dô gienc ſie durch ir trûren dâ uber die burcmûren.
ein loube was gehangen, dar kom ſie einec gegangen.
in ein venſter ſie geſtuont, als ſenediu wîp ofte tuont,
den leit von liebe iſt geſchehen. diu muoz man trûrende
ſehen.
alſô was ez ir ergân, ir wîze hant wol getân
leite ſie an daz wange und loſte dem vogelſange.

1657. Vmb des. 60. ſelbs. 76. ſummern. 80. prünne. 81. Muoten alle wider ſtreyt. 92. Vnd auch. 98. Da vber. 1700. Da kam ſy ainig gegangen. 5. Alſo was es ergan. 8. Vnd loſte zu dem voglgeſange.

dô ſanc vil wol diu nahtegal. ſie ſprach „wol in, der leben ſal 1710
mit vreuden, als ich hette (mit im an dem bette).
nû muoz ich immer mêre mit grôzem ſchaden ân êre
mîn jugent verſleizen. wem ſol ich daz nû weizen, 15
daz ich hin vür vergebene einem tôtlichen lebene
muoz ſîn bereit und undertân? des gunt mir, vom dem ich ſolhez han. 20
daz muoz gote ſîn gekleit.“ Nû was gegangen ir meit
geliche ouch durch banecken dar und hôrte ir vrouwen klage gar,
wie ſchuldic ſie wære. ſie muote noch ir ſwære, 25
daz ſie dâ mohte niht geſtên und wolte wider în gên.
ir klage was ſô jâmerlich, dô ſach diu vrouwe hinder ſich. 30
und ſprach zehant wider ſie „biſtû deheine wîle hie?“
„Jâ ich hân ez gar vernomen, daz iu iſt in daz herze komen.
daz müet mich unde iſt mir leit. ich ſeite iu ie die wârheit. 35
dô mohte ich des gelouben nieht. ſô wizzet doch daz ichs iu riet.“
„Jâ ich weiz rehte. der mich vrô mächte, 40
der ſwendet ſîne ſünde als ſtille des mers gründe.
ich mac aber nimmer werden vrô, ez vüege ſich mir dannoch ſô
daz er mich noch vrô geſetze und ouch mir güete ergetze,
von dem ich diſen kumber trac beidiu naht unde tac.
mich riuwet daz ich in ie geſach, von mir kom im ungemach. 50
diu riuwe kumt ze ſpâte. hæte ich dînem râte
gevolget, daz wære mir guot. wer âne rât dicke tuot
nâch ſînem willen vür ſich, den geriuwet es alſam mich.
nû riuwet mich anders nihtes niht. ich wæne daz der wibes ſtrît

---

1712. fehlt. 13. nymmer mere. 20. Des gund mir von dem ſolichs han. 22. Nu was die junckfraw ir maget. 23. Gleich auch durch panck dar. 35. Das müet vnd i. m. l. 41. ſchwendet. 42. Alſo. 44. fehlt ſo. 50. Von mir kain vngemach. 56. als mich. 57. nichesit.

ze rehte vor ſolte gân, dâ von ich diſen ſchaden hân.
nû iſt daz reht an mir gebrochen. er hât ſich an mir gerochen
dâ mite daz er mich midet. min herze kumber lidet
und nôt biz an min ende. an diz geſtraht gebende
bin ich von ſchulden gevallen und dô râtich in allen,
wer ſtæteclicher minne hin vür beginne,
daz der an minen kumber ſehe und hüete daz im alſam geſchehe.“ —

Nû lâzet diſe rede varn. alt junc rich oder arn
wer der ein wil tihten, ſol die rede rihten,
ſô muoz er wort ſpalten und zwei zeſamene valten.
daz tete ich gerne, kunde ich daz meiſterlicher unde baz.

1766. An dicz geſtrackt gepende. 69. ſtettikliche. 72. Vnd hewt als einem alſame geſchehe. 74. Teuche Jung oder Arn (ſtich junc alt oder arn?). 75. Wer daryune w. t. (Wer von minne?). 78. Vnd zway zuſamen valten (rime?).

VIII.

Ueber den Räthſelvers Jete patiete.

In dem Aufſatze im 6. Bande unſeres Neuen Jahrbuches „Weiteres über das niederdeutſche Räthſel vom Ei" ſagt S. 156 Dr. Hoefer:

„Beiläufig möchte ich um Erklärung des neuerdings von Wolff, Wodana II, S. 219 beigebrachten, formell an den niederdeutſchen Reim erinnernden Räthſelverſes:

„Jete patiete in d'hagen,
„Jete patiete uit d'hagen,
„Als ge jete patiete pakt
„Jete patiete byt."

gebeten haben, nachdem ich einen geborenen Flamänder bereits vergeblich zu Rathe gezogen habe."

„Es iſt wichtig an einem ſolchen Beiſpiele zu ſehen, wie dieſe Reime in weitverzweigter Verbreitung in einander greifen und immer einer Aufſchluß für den andern giebt" u. ſ. w.

Es ſcheint, als wenn dieſe beiläufige Bitte mit dem Räthſel vom Ei, welches bekanntlich ſo anfängt:

„Ente Potente sat up de benk
„Ente Potente fél von de benk"

in einer näheren Verbindung ſteht und wir wollen verſuchen, dies durch die Deutung, welche wir dem Flamändiſchen Räthſelverſe zu entnehmen geneigt ſind, hier anſchaulich zu machen.

Hoefer erklärt, bisher ohne Widerſpruch, und auch mit überraſchender innerer Wahrſcheinlichkeit das Räthſelwort Potente Bd. 5.

S. 253 unſeres Jahrbuches für Pût-Ente — Junges der Ente, ſo wie Pût-hähnken, Put-höhnken das junge Federvieh bezeichnet.

Wir leſen den flamändiſchen Reim ſo:

Köter, Put-Köter in dem Hagen,
Köter, Put-Köter aus dem Hagen,
Wenn Ihr Köter, Put-Köter packt,
Köter, Put-Köter beißt.

Ein flamändiſches Wörterbuch haben wir bei dieſer Deutung nicht zu Rathe ziehen können, in einem holländiſchen vergeblich ihre Beſtätigung geſucht, doch ſcheint ſie uns einer ſolchen nicht eben zu bedürfen, ſondern aus dem Niederdeutſchen die innere Berechtigung zu finden. Es kommt auch hier, wie dort auf Ente Potente, Alles auf Jete Patiete an. Daß ſich der Köter, der echte nordniederdeutſche und nur in Burlesken und Fabeln überbürgerte Name für einen ordinären Hund, in ſeiner Wanderung nach Süd-Nieder-Deutſchland in einen Jete — vielleicht auch Gete, da dieſe Reime aus dem Munde niedergeſchrieben werden — verwandelt, möchte einem gerechten Bedenken nicht unterliegen. Dies aber zugegeben, führt uns die Verſtärkung „Jete-Pat-Jete“ (ſobald wir nicht Pa-tiete eben ſo irrig wie Po-tente abtheilen) nothwendig auf das Stammwort, welches in Ente Pot-ente uns in gleicher Verszergliederung, ja mit der unverkennbarſten gleichen Reimels-Bildung entgegentritt, auf Put, dort Pot hier Pat. Die hellere oder dunklere Auslautung des im Niederdeutſchen ſo unklaren Vokals u wird wohl wenig Anſtoß geben; bleiben wir bei dem Worte Put etwas ſtehen. Wir möchten ihm im Ndd. die Bedeutung des Unreifen, Unerwachſenen zugeſtehen, und berufen uns deshalb auf

1) die Pute, das Junge der Kunen, abgekürzt von den in Ndeutſch. Urkunden des 17. Jahrh. vorkommenden Kalekunen, d. h. Hühner aus Kalekut, = Truthühner; figürlich noch jetzt ein geiſtig unreifes junges Mädchen, ein ſ. g. Backfiſch.

2) Das Puthöhnken, das Puthähnken, kleine Hühnchen und Hähnchen, auch wie Dr. Kuhn uns Jahrb. Bd. 5, S. 249 aus der Mittelmark mittheilt: Sûse, puthinneken, sûse.

3) Den Put-Köter — die ordinärſte Art der ordinären Haushunde — auch figürlich im herabwürdigenden Sinne: he is ain Putkoeter — er benutzt ihn zu allen, eigne Ueberlegung nicht erfordernden Ausrichtungen, er läßt ihn die Kaſtanien aus dem Feuer

holen. Wir haben oft ſelbſt gehört, daß norddeutſche ehrſame Gutsbeſitzer die verſatilen Berliner Commiſſionaire bei Gutskäufen mit dem Seufzer: „Man kann ſolch einen Putkoeter nicht entbehren" mehr wahr als ſchmeichelhaft bezeichneten. Das Unreife, Unſelbſtſtändige, Subalterne, iſt der Grundausdruck in dieſem vulgären Namen.

4) Den Put-junker. — Auch dieſer iſt der oft der Wirklichkeit entnommene geiſtig unreife, ſich blähende und doch überall hin und hergeſtoßene, weil überall anſtoßende Landjunker, wie ihn Miller in ſeinem Siegfried von Lindenberg mit unſterblichen Farben geſchildert hat. Auch er gehört zu den Unfreien, den Subalternen, den ewigen Kindern.

5) Das Put-farken, ein ganz kleines Ferkel; mir iſt nicht gegenwärtig, ob der Ausdruck noch gang und gäbe; in einer Holſteinſchen Urkunde des 15. Jahrhunderts finde ich einen Claus Putfarken.

6) Die noch jetzt auf Rügen, — vielleicht auch anderswo — gebräuchliche Redensart: se putten mi hen un her, d. h. ſie ſtoßen mich neckend hin und her, ich diene ihnen zum Spielballe, zur Zielſcheibe. Auch hier iſt der Ausdruck, jemand putten, d. h. als einen Put(koeter) behandeln, auf den Begriff des Unreifen, Unſelbſtändigen ſehr gut zu beziehen.

7) Vielleicht hängt damit das Wort: putschen — aufhetzen, — he putscht se tosâm — er hetzt ſie zuſammen, ſolche das Schweizeriſche, in neuerer Zeit ſo leidig bekannt gewordene Putsch näher zuſammen, was jedoch hier dahin geſtellt bleibe.

Ob wir den Stamm in dem Slaviſch-Wendiſchen, wo uns in Niederdeutſchland die Eigennamen von Familien und von Orten, Puttlitz (Priegnitz), Pütte und Putzar in Vorpommern, Puthus und Putgard auf Rügen, in der Altmark der jetzt verſchwundene Puthof 1472 (Riedel, Cod. March. I, 7 p. 211) ſo wie der subcamerarius = Putkamer in Pomerellen begegnen, ob wir ihn in einer deutſchen Wurzel, etwa in dem but — was jetzt noch ndd. Ende, alſo auch Anfang, bedeutet, oder in dem Laute Put, Put, mit dem man das junge Federvieh zur Fütterung ruft, wenn nicht dieſer Laut eben von jenem Stamm abgekürzt worden, etwa zu ſuchen haben, das wollen wir der Forſchung Anderer, denen die Muße günſtiger, andeutend hiermit empfehlen.

Hätten wir auf solche Weise unserer Deutschung „Köter, Putkoeter" für Jete patiete eine innere Berechtigung angeeignet, so würde sich das fernere Verständniß aus dem rimels selbst unschwer ergeben. Ein junger Hund im umschrankten Raume (Hag, Hagen), ein junger Hund aus ihm heraus; wollt ihr ihn packen, so beißt er euch — eine einfache Naturanschauung, welche diesen Reim zu einem Kinderreime, später zu einem Reimräthsel, wohl passend erscheinen läßt. Die innere Verwandtschaft mit dem Reime vom Ei, von Pot-Ente, ist schon oben angedeutet, und wir schließen mit Hoefer's Eingangsworten:

„Es ist wichtig, an einem solchen Beispiele zu sehen, wie diese Reime in weitverzweigter Verbreitung in einander greifen und immer einer Aufschluß für den andern giebt."

Odebrecht.

IX.

Fremdwörter im deutschen Heerwesen.

In dem Aufsatz XX. des achten Bandes des Neuen Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde ist auseinandergesetzt worden, wie unsere Gesellschaft dazu gekommen, Verdeutschungsversuche im Gebiete der Wehr- und Kriegssprache zu machen und welche Mittel die Gesellschaft bis zum Herbste 1848 ergriffen, um ihren Verdeutschungsversuchen Eingang in das wirkliche Leben zu verschaffen.

Man hatte sich an die deutsche Nationalversammlung gewendet und war von derselben aufgefordert worden, die Verdeutschungsvorschläge einzusenden. Die Uebersendung geschah mit folgendem Begleitschreiben.

„Der deutschen Reichsversammlung Ausschuß für Wehrangelegenheiten hat uns durch geehrte Zuschrift vom 29. September 1848 aufgefordert, unsere Vorschläge zur Verdeutschung der im deutschen Heerwesen noch üblichen Fremdwörter zu übersenden. Indem wir dieser Aufforderung durch Beifügung der Anlagen nachzukommen uns beehren, erlauben wir uns noch auf Folgendes aufmerksam zu machen.

Unsere Gesellschaft hat bei ihren Verdeutschungsvorschlägen folgende Gesichtspunkte festgehalten.

1) Eine wirkliche Uebersetzung tritt nur bei denjenigen Ausdrücken ein, deren Wortsinn auch in der fremden Sprache eine sachgemäße Bedeutung hat, wie Garde du corps Leibwehr, Avantgarde Vorhut ꝛc.

2) Die Fremdwörter, die ohne Rücksicht auf ihren eigentlichen Wortsinn auch in der fremden Sprache nur wie eine Münze gebraucht werden, über deren Werth und Bedeutung man sich zu verständigen hat, werden nicht übersetzt, sondern sachgemäß verdeutscht, wie Lieutenant Zugführer (Lieutenant eigentlich Statthalter, Stellvertreter), General Feldhauptmann (General eigentlich Allgemeiner) ꝛc.

3) Die Verdeutschungsvorschläge sind möglichst einfacher Natur, ungesuchte dem Ohre leicht zugängliche dabei möglichst sachgemäße Ausdrücke, (Füsilier Schwärmer ꝛc.) — Die breiten Zusammensetzungen sind so viel thunlich vermieden.

3) Sollten einige der Vorschläge auch auffallend und ungewöhnlich klingen, so ist doch nicht zu verkennen, daß wenige Wochen hinreichen, um das Ohr an technische Ausdrücke zu gewöhnen (Gensdarm Landwebel, Pontonier Brückner ꝛc.).

5) Die Vorschläge sind dreierlei Art: a) solche, für die sich die Gesellschaft unbedingt ausgesprochen hat. b) solche die außerdem noch annehmbar und empfehlenswerth erschienen. c) solche gegen die sich die Gesellschaft durch Stimmenmehrheit erklärt hat.

Berlin, den 8. November 1848.

Die Berlinische Gesellschaft ꝛc."

Einige Zeit später wendete sich die Berlinische Gesellschaft auch an Sr. Majestät den König von Preußen mit folgendem Schreiben:

„Königliche Majestät!

Ew. Königl. Majestät haben für alles ächt Vaterländische, für Alles was dem deutschen Gemüthe ureigenthümlich entquillt, hohe Begeisterung bekundet. Ew. Majestät haben deutsches Wesen nach allen Seiten hin belebt und gefördert. Auch der deutschen Sprache haben Ew. Majestät zu ihrem Rechte verholfen, haben Mißfallen ausgesprochen, wo in deutschen Landen dem wälschen Laute der Vorzug vor den Klängen der Muttersprache gegeben wurde und begünstigen jedes Unternehmen, für die Reinheit unserer Sprache zu wirken.

Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, Kunst und Alterthum hat sich seit längerer Zeit damit beschäftigt, für die in dem preußischen wie in dem übrigen deutschen Heerwesen noch üb-

lichen fremdländischen Bezeichnungen treffende deutsche Ausdrücke aufzusuchen. Ihre Vorarbeiten sind vollendet.

Als im vergangenen Jahre in allen Gauen unseres Vaterlands der deutsche Sinn zu neuem Leben erwachte, da erwachte zugleich die Hoffnung, es würden in der Reichsversammlung zu Frankfurt Vorbereitungen getroffen werden, um aus dem gesammten deutschen Heerwesen alles Undeutsche zu beseitigen und somit eine einheitliche Uebereinstimmung in der Kriegersprache unseres kriegsgeübten Volkes zu ermöglichen. Die Berlinische Gesellschaft hat deßhalb ihre Vorarbeiten dem von der Reichsversammlung niedergesetzten Ausschusse für Wehrangelegenheiten überreicht.

Da indeß die Berlinische Gesellschaft die Ueberzeugung hegt, daß zur Verwirklichung deutscher Hoffnungen es doch immer wieder des bestimmten Vorangehens unseres engeren Vaterlandes bedürfe, so wagt die Berlinische Gesellschaft, Ew. Königliche Majestät in tiefster Ehrfurcht um die Erlaubniß zu bitten,

> Ew. Königlichen Majestät die ausgeführten Verdeutschungsversuche der in unserem Heerwesen noch gebräuchlichen Fremdwörter vorlegen zu dürfen, damit für den Fall, daß einzelne der Versuche sich des Allerhöchsten Beifalls erfreuen sollten, dieselben ins Leben eingeführt werden könnten.

Die Berlinische Gesellschaft giebt sich ihren Hoffnungen mit um so größerem Vertrauen hin, da Ew. Königliche Majestät selbst den Weg der Verdeutschung thatkräftig zuerst beschritten, den „Hauptmann" in dem preußischen Heere an die Stelle des „Capitain" gesetzt, auch die „Etage" aus amtlichen Urkunden verbannt haben.

Berlin, den 19. April 1849.

Die Berlinische Gesellschaft ꝛc.

Hierauf erfolgte nach einigen Wochen ein Antwortsschreiben, worin der König der Gesellschaft seine Anerkennung aussprach.

Es steht demnach zu hoffen, daß die Bestrebungen der Gesellschaft nicht fruchtlos bleiben werden.

Verdeutschungsvorschläge
der
Berlinischen Deutschen Gesellschaft.

I. Heereintheilung nach Waffengattungen.

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
1) Infanterie	Fußvolk		
2) Infanterist	Fußmanne	Kämpfer, Streiter, Wehrmann (Fußer, Manne.)	In vielen Fällen bloß zu „Fuß," wie im Französischen oft à pied, à cheval, auch bei uns „Artillerie zu Fuß."
3) Grenadier 4) Musketier	Stürmer		
5) Füsilier	Schwärmer		
6) Jäger 7) Schütz	Jäger		s. wegen „Schütz" unten.
8) Tirailleur	Plänkler		
9) tirailliren	plänkeln		
10) Cavallerie	Reiterei		
11) Cavallerist	Reiter	(Mitreiter)	
12) Cürassier	Schwerreiter	Panzerreiter, Gepanzerter, Geharnischter, (Ritter)	
13) Uhlan	Lanzener	Spießer	Uhlan könnte vielleicht als fremder Name beibehalten werden.
14) Dragoner Chevau-leger Voltigeur	Leichte Reiter	Springer, (Fußreiter, Stutzner), [Zweikämpfer, Doppelkämpfer].	
15) Husar	Tummler	Renner	Husar wie bei Uhlan.
16) Garde du corps	Leibwehr	Leibwache	
17) Artillerie	Geschütz	Gezeug, Zeug	
18) Artillerist	Schütz		
19) Kanonier	Kernschütz	Schütz	Wo Kanonier und Bombardier bloße Rangstufen sind, verdient Schütz u. Oberschütz d. Vorzug.
20) Bombardier	Wurfschütz	Oberschütz	
21) Ingenieur	Kriegsbaumeister,		
22) Pionier	Schanzer	Schanzgräber. (Grubner)	
23) Pontonier	Brückner		
24) Sappeur	Stollner	Bohrer, Senkner	
25) Mineur	Schröter	Schachtner, Schroter	
26) Gensdarm	Landwebel	Landjäger, Landreiter	

II. Heereintheilung nach Abstufungen.

1) Rotte	Reihe	Riege	Wegen Rotte siehe Nr. 3.
2) Section	Schicht		
3) Corporalschaft	Rotte		
4) Zug	Zug		
5) Compagnie	Fähnlein	Hauptmannschaft	
6) Escadron	Geschwader	Fähnlein	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
7) Bataillon	Fahne	Schwarm	
8) Regiment	Banner		
9) Brigade	Schaar	Ban, Bannerschaft	
10) Division	Heerschaar	Haufen	
11) Armee-Corps	Heerhaufen	Heerthell	
12) Armee	Heer	Kriegsheer	
13) Avantgarde	Vorhut		
14) Arrieregarde	Nachhut	(Zu etwaiger Verwendung sind noch vorzuschlagen: Zugtheil, Fahnenschaar, Volksschaar, Feldschaar, Schaarenzug, Heerschaft).	

III. Abstufungen nach Führer, Aemter und Würden.

1) Gefreiter	Gefreiter		
2) Unteroffizier / Corporal	Rottenführer		
3) Sergeant	Rottmeister		
4) Fähnrich	Fahnjunker	Junker	
5) Feldwebel	Feldwebel		
6) Wachtmeister	Wachtmeister		
7) Offizier	Führer		
8) Offizier-Corps	Führerschaft	Kriegshauptleute	
9) Lieutenant	Zugführer		
10) Premier-Lieutenant	Oberzugführer	erster Zugführer	
11) Seconde-Lieutenant	Unterzugführer	zweiter Zugführer	
12) Hauptmann	Hauptmann		
13) Rittmeister	Rittmeister		
14) Major	Oberstwachtmeister		Das Gemeinsame der Stabsoffiziere wird gegeben durch die Zusammensetzung mit Oberst.
15) Oberst-Lieutenant	Obersthauptmann	Oberhauptmann	
16) Oberst	Oberst	Obrist	
17) General-Major	Feldwachtmeistr		
18) General-Lieutenant / Feldmarschall-Lieutenant	Feldhauptmann		Das Gemeinsame der Generalität wird gegeben durch Zusammensetzung mit Feld.
19) Gener. d. Cavallerie / Gener. d. Infanterie	Feldoberst		
20) General-Feldmarschall	Feldmarschall		
21) General en chef	Feldherr		
22) Subaltern-Offizier	Unterführer		
23) Stabsofficier	Oberführer	Bannerherr	
24) Generalität	Feldhauptmannschaft		
25) Generale	Feldhauptleute		

(Zu etwaiger Verwendung sind noch vorzuschlagen: Anführer, Heerführer, Heermeister, Feldmeister, Oberst-Feldhauptmann, Ober-Feldherr, Oberanführer, Kriegsherr; — und beim Geschütz noch: Ober-Zeugmeister, Oberst-Feldzeugmeister).

IV. Verschiedenes.

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
1) Adjutant	Herold	Beireiter (Botschafter, Beimann).	
2) Alarm	Lärm		
3) alarmiren	zusamm. blasen zus. trommeln.		
4) Alarmplatz	Sammelplatz	Stellplatz	
5) Appell	Gestellung		
6) Artillerie-Inspection	Geschützschauamt		
7) Artillerie-Revisions-Commission	Geschützuntersuchungsamt		
8) Attaque	Angriff, das Gewehr zum Angriff, das Gewehr zum Anfall.		
9) Auditeur	Richter	Feldrichter Feldschultheiß	
Garnisons-Auditeur	Platzrichter		
Brigade-Auditeur	Schaarrichter.		
Divisions-Auditeur	Oberschultheiß.		
General-Auditeur	Oberrichter	Oberfeldrichter	
10) Bajonett	Spieß	Spitze, Kurzgewehr, Flintenspeer, Flintenspieß (Gewehrdolch, Gewehrklinge).	
11) Bandelier	Gehenk	Wehrgehenk (Hangriemen)	
12) Bataillons-Commandeur	Fahnenherr		
13) Bataillon soll chargiren!	Achtung! zum Laden!		
14) Batterie	Stückschaar, Stückwehr		
15) Bivouac	Freilager	Bewacht	
bivouaquiren	freilagern	beiwachen	
16) Cadet	Kriegsschüler	Heerzögling Heerschüler	
17) Cadetten-Corps	Stift		
18) Cannetille	Raupe	Troddel	
19) Caliber	Weitung	Seele (Stückweite, Bohrung)	
20) Capitained'armes	Wehrwart	Wehrwärtel, Waffenhort, Waffenwart, Waffenmeister (Wehrmeister, Schaffner).	
21) Carabiner	Stutz		

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
22) Carré	Viereck		
23) Caserne	Wehrberge	(Bannerhaus)	
24) Charge	Stellung, Amt		
25) chargiren	laden; feuern; angreifen; ansprengen (von der Reiterei)		
Bataillon soll chargiren	s. unt. Bataill.		
26) Chef	Führer; Amtshauptmann		
27) Colonne	Ballen	Drunge	Drunge ist beim Turnen üblich.
	Heersäule	Schlachthaufen, Schlußhaufen	
28) Colonne formiren	zum B. / zur H.	samt / meln	
29) Commandant	Platzoberst	Platzhauptmann (Platzmann)	
30) Commandeur	Befehlshaber		
31) commandiren	befehligen		
32) Commando	a. Befehl	Oberbefehl, Anführung	
	b. Befehl	Achtwort, Achtruf, Befehlswort	
	c. Sendung	Aussendung	
	d. Sendschaft	Sendmannschaft	
	e. Wehramt	Schaltamt	Wehramt in Breslau bei der Bürgerwehr üblich.
33) consigniren	heimhalten		
34) Contingent	Beitrag	Beischluß	
35) Contreescarpe	Gegenhalde		
36) Cüraß	Harnisch	Panzer	Luther hat „Krebs"
37) debouchiren	vorbrechen		
38) deployiren	ausziehen	ausrücken	
39) Disciplin	Zucht	Mannszucht	
40) Disciplinarvorschrift	Zuchtordnung		
41) Dislocation	Vertheilung	Verlegung	
42) Distance	Abstand		
43) du jour haben	Dienst haben		
" " sein			
44) einquartiren	einhausen		
45) Epauletten	Achselschild	Blatt, Achselblatt	
46) Escarpe	Halde		
47) Etappeninspektor	Raststhaumeist.		
48) Examinations-Commission	Prüfungsausschuß		
49) exerciren	üben, Wehrdienst üben	trillen, drillen, ein-, ausüben	trille (drille), in Hamburg üblich.
50) Exerciermeister	Drillmeister		
51) Exercierreglement	Wehrordnung	Drillordnung	
52) Feld-Equipage	Feldgeräth		

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
53) Festungscommandant.	Platzoberst.....		
54) " Gouverneur..	Ober-Platzherr		
55) Flanke.....	Flügel, Seite		
56) Formation des Heeres	Heerbildung...		
57) Fourier.....	Feldschaffner ..	Rastmeister Rastweibel	
58) Fourierschütz.....	Rastmacher....		
59) Front.....	vorn, vornhin.	vornum! das Vorn, Stirn, Brust	
60) Garnitur.....	a. Besatz	Kleinzeug	
	b. Lage, Folge		
61) Generalmarsch.....	Sammelruf ...	Heerlärm, Wehrlärm	
62) General-Intendant...	Heerpfleger....		
63) General-Inspection...	Oberschauamt.	Obermusteramt	
64) General-Inspecteur...	Schauherr.....	Obermusterherr	
65) Genietruppen.....	Kriegsbauleute	Bansoldaten	
66) Gouvernement.....	Oberplatzamt..		
67) Gouverneur.....	Platzherr.....	Statthalter Schaltherr	
68) Ingenieur.....	Kriegsbaumstr.		
69) Ingenieur-Geograph.	Planmeister ...		
70) Ingenieur-Inspection	Schauamt des Kriegsbauwes.		
71) Instruktion.....	a Dienstweisung	Dienstvorschrift	
	b. Unterweisung	(Verhaltbefehl)	
72) Intendant.....	Heerpfleger		
73) Intendantur.....	Heerpflegeamt..		
74) Invalide.....	Heermüde.....		
75) Invalidenwesen.....	Heermüdewesen		
76) Invalidenhaus.....	Ruhheim.....		
77) du jour.....	s. ob. unter D.		
78) Lazareth.....	Krankenhaus..		
79) Lazarethwesen.....	Krankenwesen .		
80) Manöver.....	Kriegsspiel	Kriegsübung	
81) Material.....	Rohstoff.....		
82) militärisch (und Zusammensetzungen mit Militair).....	meist Zusammensetzungen mit Krieg, Wehr, Heer.	(oft) kriegerisch	
83) Montirung (Montur)	Wehrtracht....	Diensttracht	
84) Munition.....	Schießbedarf..	Kraut und Loth.....	„Kraut und Loth" in älteren Schriften sehr üblich.
85) Ordonnanz.....	Sendwache....	Sendling, Sendmann, Sendwebel, Beimann	
86) Ordonnanzoffizier....	Sendführer ...		
87) Parade.....	Musterung	Heerschau	
88) Parademarsch.....	Mustermarsch.	Schaumarsch	
89) Parole.....	Wort.....	Losung, Feldgeschrei	
bei der Parole.....	im Ringe.....	.....	„im Ringe" in älteren Schriften üblich.
90) Patrone.....	Ladung.....	Einsatz, Pflock	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutschung.	Anderweitige Vorschläge.	Bemerkungen.
91) Patrontasche	Schußtasche	Kugeltasche, (Satztasche)	
92) Patrouille	Streifwache	Streife	
93) patrouilliren	streifen		
94) Percussionsschloß	Hammerschloß		
95) Platzmajor	Platzhauptmann	Platzwachtmeister	
96) Piquet	Bereitschaft		„B." ist im Oesterreichischen üblich.
97) Pistole	Puffer		
98) Piston	Amboß	Schlagröhre	
99) Points vor!	Richtmann vor	Führer vor!	
100) Pontontrain	Brückzeug		
101) Portepee	Quaste	Troddel	
102) präsentirt das Gew.	Gewehr vor!		
103) Proviant	Vorrath		
104) Proviantmeister	Pflegemeister		
105) Quartier	Rast, Standort	Herberge, Stand	
Hauptquartier	Hauptstand		
Winterquartier	Winterrast		
106) Quartiermeister	Hausmeister	Rüstmeister	
107) Queue	Rücken		
108) Rapport	Meldung		
109) Rayon der Festung	Bezirk	Geschützkreis	
110) recognosciren	spähen	lugspähen, kundschaften, auskunden	
111) Recognoscirung	Spähe	Lugspähe	
112) Rekrut	Wehrling	Neuwehr, Ersatzmann	
113) Redoute	Schreckschanze	Feldschanze, Dienstschrift	
114) Reglement	Dienstvorschrift		
115) Remontewesen	Roßwesen		
116) Remontedepot	Roßamt		
117) Reserve	Ergänzung		
118) Revisions-Commission	Untersuchungsamt		
119) Revue	Heerschau		
120) Salve	Ladung	Lage	
121) salutiren	begrüßen		
122) Serviswesen	Herbergswesen	Behausungswesen	
123) Signal	Zeichen	Ruf, Heerhorn, Rufzeichen	
124) Spion	Späher		
125) Succurs	Zuzug		
126) Tambour	Trommler		
127) Tambour-Major	Obertrommler	Trommelmeister	
128) Tete	Spitze		
129) Tornister	Ranzen	Packtasche	
130) Train-Angelegenheit	Troßwesen		
131) Train-Depot	Troßamt		
132) Trancheen	Schachtweg		
133) Tschacko	Hut	Mütze, Kappe	

Jetzige Benennung.	Empfohlene Verdeutſchung.	Anderweitige Vorſchläge.	Bemerkungen.
134) Uniform			
a. als Ganzes.....	a. Wehrtracht.	a. Dienſttracht, Wehranzug	
b. als Theil.....	b. Wehrrock .. Waffenrock	b. Wehrkleid, Heerkleid (Wamms)	
135) Uniformirung.....	Einkleidung ...		
136) Vedette.....	Spähwache....	Lugwache	
137) Veteran.....	Altwehr.....		

R. Holzapfel.

X.

Die niederdeutsche Mundart von Danzig.

Unter diejenigen niederdeutschen Mundarten, deren vollständiges Untergehn in der nächsten Zukunft bevorsteht, gehört auch die in Danzig gebräuchliche. Bis zur Zeit der Einverleibung Danzigs in den preußischen Staat (1793) selbst in den höheren Ständen fast allgemein angewandt, erhielt sie den ersten gefährlichen Schlag durch jene Aufhebung der freistädtischen Abgesondertheit, und ihm folgte bald der zweite nicht minder gefährliche durch die siebenjährige französische Occupation. Seit der letzteren können wir daher nur noch ein Scheinleben der Mundart annehmen; bloß das ältere Geschlecht der arbeitenden Klasse spricht noch ausschließlich plattdeutsch, die Jüngeren nur noch mit ihres Gleichen, und auch da nicht mehr richtig. Jene Formenverwirrung, die dem vollständigen Tode der Mundarten als Todeskampf vorherzugehn pflegt, hat schon weit um sich gegriffen; Casus-, Modus-, und Tempusfehler hört man täglich; hochdeutsche Laute und hochdeutsche Worte treten schon wie die ersten Spitzen einer neu auftauchenden Welt immer mehr und mehr hervor. Diesen barbarischen Uebergangsjargon, dem man nur ein baldiges Ende wünschen kann, möchte ich zum Unterschiede von dem echten Plattdeutsch als den hochplattdeutschen (im Folgenden abgekürzt hpd.) bezeichnen. Freilich wird es noch geraume Zeit dauern, bis die letzte Spur plattdeutscher Grundlage in Danzig vertilgt sein wird, denn selbst bei den sogenannten gebildeten, nur hochdeutsch redenden Ständen ist noch plattdeutsche Aussprache, plattdeutscher Accent und eine ziemliche Anzahl plattdeutscher Wörter vielfach im

Schwange, und zwar häufig in ſolchem Maße, daß man ſich genöthigt ſieht, dieſem Dialekte, der gleichfalls an Barbarismus ſeines Gleichen ſucht, den Namen eines hochdeutſchen zu entziehen und ihm den eines platthochdeutſchen (phd.) zu geben.

In ſolcher Zeit des vollſtändigen Verfalls verlangt denn der echt plattdeutſche Danziger Dialekt um ſo mehr dringend nach einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung, als ihm eine ſolche bisher noch nicht zu Theil geworden iſt; denn ſelbſt gelegentlich berückſichtigt finde ich ihn nur in einem einzigen, noch dazu nicht eben umfangreichen Aufſatz eines verehrten Lehrers von mir (Lehmann über die Mundarten der Provinz Preußen, in den Preuß. Provinzialblättern vom J. 1842, Bd. 27). Proben des Danziger Plattdeutſchen finden ſich, ſo viel ich weiß, nur bei Firmenich, doch iſt der unbekannte Einſender in Bezug auf die Lautverhältniſſe nicht ganz genau verfahren, und ich muß es daher ablehnen, jene Sprachproben als Autorität anzuerkennen. Uebrigens verſteht es ſich, daß ich hiemit dem trefflichen Werke durchaus keinen Vorwurf mache, wovon auch ſchon meine durchgängige Berückſichtigung deſſelben im Folgenden zur Genüge zeugt.

Die wiſſenſchaftliche Bedeutung des Danziger Dialekts beruht erſtens in ſeiner vielfachen Miſchung mit ſlaviſchen und romaniſchen, ſowie mit einigen von außenher gekommenen, nicht organiſch darin vorhandenen germaniſchen Elementen, über welche Punkte ich hoffentlich künftig Gelegenheit haben werde mich weiter auszulaſſen; zweitens aber in dem Umſtande, daß er geographiſch faſt ganz vereinzelt und ſelbſtändig daſteht. Denn während die öſtlich von der Weichſel geſprochenen Dialekte ſich auf einem ganz andern Boden, dem des litthauiſch-preußiſchen Volksſtammes, und unter ganz andern hiſtoriſchen Verhältniſſen gebildet haben, ſchließt ſich weſtlich und ſüdlich an den Danziger Dialekt unmittelbar eine große, wenn auch im Abnehmen begriffene polniſche Sprachinſel an, die ihn von den übrigen deutſchen Dialekten, zunächſt von den pommerſchen und den weiter hinauf längs der Weichſel geſprochenen bedeutend trennt. Höchſtens kann man daher außer der Stadt und ihrer nächſten Umgebung, etwa im Umkreiſe von zwei Meilen, das zwiſchen Weichſel und Nogat liegende Werder, auf keinen Fall aber mehr die friſche Nehrung zum ſprachlichen Gebiete Danzigs nehmen.

Indem ich durch das Angeführte, ſowie durch das, was Grimm

Gesch. der deutschen Spr. 837 ff. ausspricht, mein Vorhaben, die genannte Mundart grammatisch und lexikalisch zu behandeln, hinreichend gerechtfertigt glaube, gebe ich für diesmal als ersten Abschnitt meiner dahin gehörigen Untersuchungen dasjenige, was sich auf die Lautlehre bezieht.

I. Vergleichung des plattdeutschen und des hochdeutschen Lautsystems.

Ueber das Vorkommen unhochdeutscher und das Fehlen hochdeutscher Laute im Danziger Dialekt habe ich Folgendes angemerkt:

1) Das z, überhaupt ein dem Plattdeutschen fremder Laut, begegnet in der Danziger Mundart eigentlich nur in Fremdwörtern, denn selbst das Adj. ganz, welches auch plattd. so lautet, muß als ein dem Hochdeutschen entlehntes Wort gegenüber dem plattd. hêl angesehn werden. Ferner bemerke ich den bisher nur albern erklärten Namen Dânzig selbst, außerdem zoker (Zucker), zippel (Zwiebel), danzen (tanzen), zamft (Sammt), peterzilj (Peterſilie), zafran (Safran), zakerment (Sackerment, als Schimpfwort), plûz (eßbares Eingeweide von Thieren, eig. polniſch), zuk (Hündin, gleichfalls polniſch). Man ſieht, es vertritt das z hier namentlich das ſcharfe s der romaniſchen Sprachen, und darin ſtimmt unſere Mundart mit dem Gebrauche der anderen niedd. Dialekte überein; ſo finde ich bei Firmenich in verſchiedenen Gegenden außer dem erwähnten zackerment und zafferon*) noch die in Danzig dieſes z wol kaum enthaltenden Wörter zalat, zaldate, zabel, zort, zaus, zent, zopp, zulltahn, zellerie, zuppartend, zusännche (Salat, Soldat, Säbel, Sorte, Sauce, Sanct, Suppe, Sultan, Seſſerie, Superintendent, Suſännchen). So weit iſt die Sache in Ordnung; wenn aber mitunter, wiewol ſelten, Danziger z ein hochdeutſches s vertritt, wie z. B. oft zid (Seite) und zestig (ſechzig) gehört wird, ſo vermag ich darin nur ein Verderbnis zu erkennen. Bei Firmenich kenne ich kein Beiſpiel der Art, anßer zestig in den Danziger Sprachproben ſelbſt (I, 97b) und zeit (ſeit) in der Mainzer Mundart (II, 55b).

*) Bei dieſen Citaten aus F. brauche ich die dortige Orthographie, daher die verſchiedene Schreibung.

2) Der übelklingendste Laut des Hochdeutschen, das pf (welche Sprache hätte ein Wort wie Korkpfropf?), mangelt im Plattdeutschen.

3) Der Danziger Dialekt kennt das französische g (g') außer bei romanischen Fremdwörtern noch bei mehreren andern, die, wie es scheint, alle aus dem Polnischen hergekommen sind. Dergleichen sind leg'ak (Schimpfwort, etwa gleich Lümmel), drug'eln (halb eingeschlafen sein), nug'eln (zaudern, langsam arbeiten), pug'eln (sehr schwer übersetzbar, etwa so viel als sich eifrig mit etwas Unbedeutendem beschäftigen), pug'eien (liebkosen), brâ'gen (laut sprechen, besonders prahlen), brûg' (Beule), bêrg' (Barsch, eine Fischart).

4) Die langen Vokale â, ê, ô in ihrer Reinheit fehlen.

5) Als Ersatz dafür gelten vier unächte Diphthonge, für â ein Laut, der aus einem betonten o mit kurz nachgeschlagenem a besteht, für ô ein aus langem o und folgendem kurzen u zusammengesetzter Halbdiphthong, und für ê endlich zwei Laute, deren erster nach dem e ein kurzes i, der zweite ein kurzes ä folgen läßt. Die beiden letzteren gehn indessen so vielfach in einander über und sind so unsicher geschieden, daß ich sie im Folgenden gleich bezeichne; nur ist etwa zu bemerken, daß das für hochdeutsches ei stehende ê stets gleich e+i, nie gleich e+ä ist. Ich bezeichne diese unächten Diphthonge, nachdem ich sie hier geschildert habe, der Kürze wegen mit â, ê, ô, als welche Laute sie eigentlich vertreten.

6) Die Diphthonge au, oe, eu, aeu. ue, ae, fehlen. Was den letzten Laut anbetrifft, so ist zu beachten, daß sogar kein hochdeutsch redender Danziger die Vokale in den ersten Sylben von Väter und Feder u. dergl. unterscheidet.

Was die numerischen Lautverhältnisse unserer Mundart anbelangt, so gebe ich hier nur einige Data, wegen deren Vergleichung mit den entsprechenden hochdeutschen Verhältnissrn, worauf ich mich hier nicht weitläufig einlassen kann, auf die von mir in dieser Zeitschrift Bd. 7, S. 83 ff. gegebenen Angaben verwiesen werden muß.

1) Unter 100 Lauten finden sich im Danziger Plattdeutschen 37 Vokale.

2) Unter 100 vokalischen Lauten giebt es

i	e	a	o	u	ei
8	53	18	16	4	1.

3) Unter 100 Conſonannten finden ſich

k	t	p	g	d	b	ch	f(v)	m	n	l	r	h	s	sch	j	w
8	9	0*)	5	9	2	1	4	5	16	7	10	5	7	3	2	7.

II. Vergleichung der plattdeutſchen Laute mit den etymologiſch entſprechenden hochdeutſchen.

Von den nicht als echt plattdeutſch anzuerkennenden Lauten z und g' iſt ſchon oben gehandelt.

Das t vertritt ohne beſondern Grund nie hochdeutſches t (über das Wort Butter vgl. bei d), gewöhnlich dagegen hochdeutſches z (tîd Zeit), sz (mot muß) und ss (schlêtel Schlüſſel), für welche Laute das t der regelmäßige plattdeutſche Vertreter iſt. Auch das unorganiſche für dieſe Laute oft im Hochdeutſchen ſtehende's iſt im Plattdeutſchen ein t, z. B. in den Neutris der Adjectiva, ferner in arwten, krêwt, bet für Erbſen, Krebs, bis. Dagegen iſt das unorganiſche hochdeutſche sz, welches fälſchlich für s gebraucht wird, z. B. in der Endſylbe niß, immer nur s im Plattd. Von ôft (Obſt) ſpreche ich unten.

Das k ſteht, wenn nicht beſondere Hinderniſſe eintreten, in allen den Fällen, wo im Hochd. ſowol k als ch erſcheint (ein Paar Ausnahmen ſ. bei ch). Einzeln ſtehend iſt der Name einer Straße in Danzig, welche die Katergaſſe genannt wird, und von dem früher in der Nähe gelegenen Franziskanerkloſter urſprünglich die Patergaſſe geheißen haben ſoll. Doch ſcheint, wenn es ſich wirklich ſo verhält, die Sache mehr auf Rechnung des Volkswitzes als der Grammatik zu kommen.

Das p nimmt die Stelle des hochdeutſchen p und pf ohne Ausnahme, ſowie die des f im Inlaute und Auslaute ein. In Bezug auf das pf würde ſich eine Ausnahme finden, wenn die Wörter empfinden, empfangen und empfehlen auch im Plattdeutſchen vorkämen, da hier dann wol ſchwerlich ein p, ſondern ein f ſtehn würde; indeſſen mangeln die genannten Wörter unſerer Mundart. Für hochdeutſches b finde ich p nur in pukel, pindel und zippel (Buckel, Bündel, Zwiebel). Statt hochdeutſcher Gutturalis ſteht es in krupen (kriechen), doch halte ich es mit Graff für unausgemacht, ob wir hierin einen Wechſel zwiſchen Gutturalis und Labialis

*) d. h. weniger als ½.

oder vielmehr zwei verschiedene Erweiterungen einer kürzern Wurzel haben; von denen die eine dem Hochd., die andere allen niedd. Mundarten, sowie dem Agf. und Afrn. angehört Ein zweites hieher gehöriges Beispiel ist pofs (Kuß), wo das p wohl nicht weit durch die Mundarten zu verfolgen ist; ich finde es nur noch in Hinterpommern (Firm. I, 92 b).

Die Tenues haben demnach im Plattdeutschen fast stets die hochd. Aspirata und sehr oft die hochd. Tenuis zu vertreten. Die plattd. Aspiraten weisen dagegen nur einen sehr geringen Umfang auf.

Das ch erscheint fast nur unter einer Bedingung, von der indessen erst unten bei dem Einflusse der Laute auf einander gesprochen werden kann. Sonst tritt es nur sehr vereinzelt auf, z. B. in lachen (lachen), puchen (schelten, eigentlich pochen) und sach (sah). Zwar hört man die Endsylbe lich auch plattdeutsch oft so statt lik aussprechen, doch ist das jedenfalls nur hochplattdeutsche Verderbnis; eine eben solche finde ich auch in der zu Danzig öfters vorkommenden Aussprache marcht und kalch (Markt, Kalk), wo man mit Anwendung der Aspirata hochdeutsch zu sprechen glaubt. Unerklärt bleibt das phd. rachgirig für das einfache gierig; steht es für rachengierig oder für raffgierig? In einer Mundart aus dem Odenwalde (Z. II, 33a) scheint rachgierig so viel als hochmüthig zu bedeuten.

Das f erscheint nur im Anlaute, und zwar für hochd. f und v; im Inlaute und Auslaute tritt statt des f öfters das weichere w ein. In jomfer (Jungfer) ist das f natürlich als anlautend anzusehen.

Das d ist im Plattd. von bedeutend größerm Umfange als im Hochd., denn für alle hochdeutschen d und t steht im Allgemeinen plattd. d. Zwar scheint hiemit meine Lautstatistik nicht recht übereinzustimmen, denn ich habe unter 100 Consonanten im Hochd. 8 t und 8 d, im Plattdeutschen aber dennoch statt 16, wie man vermuthen sollte, nur 9 d angegeben; indessen liegt dieß an besonderen, erst unten zu erörternden Verhältnissen, z. B. an dem Umstande, daß die häufigen Wörter ist, und, nicht im Plattd. ihr d oder t nicht haben, daß das hochd. lt zu ll assimilirt wird u. a. m. Bemerkenswerth ist, daß das Wort Butter im Plattd. botter und nicht böder lautet, wie man nach möder und föder erwarten sollte.

Freilich findet die plattdeutsche Form am agf. **butere** eine Stütze, jedenfalls aber ist das Wort eben so unregelmäßig in seiner Form wie räthselhaft in seinem Ursprunge. S. Grimm Gesch. d. dtsch. Spr. 1002 ff.

Das g entspricht im Allgemeinen nur demselben hochd. Laute. Nur in dem Worte Brücke (plattd. **brig**) ist das Hochdeutsche auch später nicht von der allgemeinen Regel der Lautverschiebung abgewichen. Altdeutsch scheidet sich richtig das niedd. **Osinbrugga** (Osnabrück) von dem hochd. **Insprucca** (Insbruck). Das Wort **krag** (altes, schlechtes Pferd), von dem ich nicht weiß, wie weit es sich durch die Dialekte erstreckt, lautet eben so oft **krak**.

Ueber das den Zusammenstoß der Vokale hindernde g ist erst unten der Ort zu sprechen.

Jedenfalls muß bei der Darstellung der Lautverhältnisse einer deutschen Mundart auch auf die Aussprache des g Rücksicht genommen werden, was ich bisher noch fast überall in ähnlichen Arbeiten vermisse. Und doch wäre es grade bei einem so einzeln stehenden Punkte anziehend zu sehen, über welche Ländergebiete Deutschlands sich die eine oder die andere Weise erstreckt, zumal da hierin noch jetzo das Hochdeutsche keine allgemein gültige Regel anerkannt hat, sondern noch unter der Herrschaft der Volksmundarten steht. Ich kenne fünf Aussprachen des g, die sich wol in den meisten deutschen Mundarten alle vorfinden; das g ist nämlich

1) die eigentliche Media, eine Erweichung des k,

2) der Laut des j, eine Erweichung des palatalen ch (in rechnen u. s. w.),

3) die nur auslautend eintretende Verhärtung des vorigen, die also dem palatalen ch gleichkommt,

4) die Erweichung des gutturalen ch (in lachen u. s. w.),

5) die ebenfalls nur auslautend eintretende Verhärtung des vorigen, die also dem gutturalen ch gleichkommt*).

In Danzig, wo die hochdeutsche und plattdeutsche Aussprache hierin völlig übereinstimmt (denn die Abweichungen, die man zuwei-

*) Ich hoffe, daß diese Darstellung möglichst klar ist, gestehe aber, daß ich nur mit Widerstreben an solche Angelegenheiten der Aussprache gehe, da ich weiß, wie leicht hier Unklarheiten und Misverständnisse entstehn. Ob z. B. die Vorbemerkungen bei Firmenich zum Kölner Dialekt einem Andern, als einem gebornen Kölner verständlich sein mögen? S. Germania VIII, 222.

len bei hochdeutsch Redenden hört, sind nur angelernt), kommen alle fünf Arten vor, und zwar nach folgender Regel:

Das erste g erscheint nur anlautend, und zwar vor den dunkeln Vokalen a, e, u, au, und vor l und r, wenn auf diese Laute einer der genannten Vokale folgt (Gang, Gott, Gut, Gaul, Glanz, Glut, Glaube, Grab, Grube).

Das zweite g findet sich 1) anlautend vor hellen Vokalen (e, i, ei, ie, ä, ö, ü, eu, aeu) und vor l und r, wenn auf diese Laute einer der genannten Vokale folgt, 2) inlautend nach hellen Vokalen und nach Consonanten (geben, ging, Geist, Gier, gäbe, gütig, göttlich, Gränze, grün, gleich, glühen; legen, siegen, steigen, zeugen, Aerger).

Das dritte g erscheint auslautend nach hellen Vokalen und nach Consonanten (Steig, Weg, Talg, arg).

Das vierte g begegnet inlautend nach dunkeln Vokalen (sagen, Bogen, Auge, Roggen, sagt).

Das fünfte g sehn wir auslautend nach dunkeln Vokalen (klug, mag, zog).

Die Verbindung von ng habe ich hiebei unberücksichtigt gelassen, da sie eigentlich mit der Aussprache der Muta g nichts zu thun hat; sie weicht in Danzig von der gemeinhochdeutschen Aussprache nicht ab. —

Nach dieser Abschweifung kehre ich wider zurück und komme zum b. Dieses findet sich nur anlautend, gleich dem f, und zwar an Stelle des hochdeutschen b. Nur in dem Worte bullern, welches wol sicher das hochdeutsche poltern ist, steht das b dem p gegenüber; in westfälischer Mundart findet sich dieses bullern bei F. I, 343 b. Viel genauer als die Muta schließen sich hochd. und plattd. Liquidä an einander. Einige Fälle, in welchen plattd. m und sch dem hochd. n und s gegenüberstehn, finden erst unten ihre Stelle, da diese Abweichungen auf besonderen Verhältnissen beruhn.

Hier ist vor allen Dingen das w zu erwähnen, dessen Gebiet im Plattd. sehr umfangreich ist. Erstens nämlich entspricht es regelmäßig dem hochd. w, zweitens dem in- und auslautenden hochd. b. Drittens aber, und das ist das Merkwürdigste, finden wir es auch für hochd. f, aber nur in folgenden Wörtern: diwel (Teufel), stêwel (Stiefel), fîw (fünf), elw (elf), twelw (zwölf), ôwen (Ofen), brêw (Brief), hâwer (Hafer) und stîw (steif). Ich

schreibe nicht brêf und stif, weil das plattdeutsche Thema dieser Wörter für das weiche w zeugt, so wie z. B. der Plur. im Plattd. deutliches w hat (auch phd. sagt man Briewe). Die Gründe für diese vereinzelten w sind verschieden. In stêwel und brêw bewahrt das Plattd. genau den Laut des latein. aestivale und breve, und erst das hochd. f dieser Wörter wird auffallend; in diwel schließt sich die Form genau an das b von diabolus an, mit der im plattd. dem inlautenden b stets zukommenden Erweichung; in den drei Zahlwörtern fünf, elf, zwölf hat das Hochd. den niedd. Laut festgehalten, wie in Elfen für Elbe; und in Ofen und steif entbehrt das Hochd. gleichfalls der regelmäßigen Lautverschiebung. Dasselbe findet bei Hafer statt, wo wenigstens das richtigere Haber das seltenere ist. So ist denn in allen diesen Fällen die Unregelmäßigkeit auf der Seite des Hochdeutschen, während das Plattdeutsche höchstens wegen der Weichheit in der Aussprache des ursprünglichen f zu bemerken ist.

Ueber das plattdeutsche l ist nur zu erwähnen, daß es in seltenen Fällen dem hochd. r entspricht, nämlich in molsch (verfault), wenn es gleich dem hochd. morsch ist, und in den Fremdwörtern salviet und balbir (Serviette und Barbier). Vgl. sallfeele bei F. II, 19 b (Mundart von Zweibrücken), salvete bei Schütz (das Siegerländer Sprachidiom, 1848), und bolbier bei F. II, 257 a (Mundart von Schweidnitz). —

Ich komme zu den Vokalen.

Das a und seine plattd. Verlängerung â entspricht im Ganzen dem hochd. a. Doch bewahrt das Plattd. oft eine ursprüngliche Länge, wo das Hochd. sie, namentlich vor Aspiraten, aufgegeben hat, oder verlängert auch mitunter eine ursprüngliche Kürze. Ich erwähne hier mâken, wâken, pâp, âp, lâten, fâten, wâter, kâmer, nâr, pârer, âl, wâl, gârden, für hochd. machen, wachen, Pfaffe, Affe, lassen, fassen, Wasser, Kammer, Narr, Pfarrer, all, Wall, Garten. Solche Verlängerung ist denn auch vielfach ins Phd. übergegangen z. B. in der Redensart vom blâd singen (vom Blatte singen). Selten finden wir dagegen hochd. Länge für plattd. Kürze; ich kenne hier nur das Wort gafel (ebenso in der Mittelmark, in Westfalen und am Rhein lautend), welche Kürze eigentlich dem hochd. Gabel auch zukommt. Altes a weist das Plattd. für hochd. entartetes e oder o auf, in fast, gân, stân, sall (fest,

gehn, stehn, soll). Sonst erscheint für hochd. e nur bedingungsweise plattd. a, wovon weiter unten; hier möge nur bemerkt werden, daß das plattd. a grade doppelt so häufig ist als das hochdeutsche.

Das i entspricht im Allgemeinen dem hochd. ei, und zwar nur demjenigen, welches noch in der Zeit des Mhd. als i erscheint. Hierin ist der Danziger Dialekt noch ganz genau, und ich habe nur etwa die Kürze in wit (weiß) und glik (gleich) zu bemerken. Für hochd. i ist dagegen derselbe Vokal im Plattd. selten; hieher gehören z. B. die Pronomina mî, dî, wî (mir, mich, dir, dich, wir), die Partikel nich (nicht), und mit Kürze für hochd. Länge die Wörter mosik, fidel, zippel, diser (Musik. Fiedel, Zwiebel dieser). Plattd. i für hochd. a kenne ich nur in twinteg für zwanzig, wo aber das Hochd. einen ungehörigen Vokal hat, und in iller aller vor Superlativen), welches ich auch im nordwestlichen Deutschland wiederfinde (illerbest F. I, 222 b). An Stelle von hochdeutschem e finde ich älteres i in tigen und gistre (zehn, gestern), von welchen Wörtern namentlich das letztere diesen Vokal in den meisten niedd. Mundarten aufweist. Dem hochd. u entspricht das i nur in gille (Gulden), wo sich die Form an das ältere Gülden anschließt. Endlich, um das i auch als Vertreter des hochd. o aufzuweisen, erwähne ich sindag und sinâwend (Sonntag und Sonnabend), während das einfache Sonne in Danzig wol nie mit einem i gehört wird. Uebrigens findet sich der Sonntag und Sonnabend auch sonst vielfach in niedd. Mundarten mit einem i oder ü. — Der Umfang des plattd. i wächst endlich noch dadurch, daß es auch den hochd. Diphthong eu gänzlich in sich aufgenommen hat.

Das u findet sich, genau dem i entsprechend, an Stelle des hochd. au, jedoch nur desjenigen, welches noch in der Zeit des Mhd. ein u war. Kürze statt der hochd. Länge bemerke ich in supen, buk, struk, up (saufen, Bauch, Strauch, auf). Einzelne Fälle sind noch die, wo u dem hochd. i entspricht, nämlich in dem ganz verderbten nuscht für nichts, in schurm für Schirm, in schûwen für schieben (genau genommen entspricht freilich das u hier dem e der ersten Silbe von schieben) und in schummer (Schimmer, namentlich in der Bedeutung von Dämmerung, vgl. F. I, 75 a; 127 a; 142 b). Für hochd. o kenne ich plattd. u nur in puchen

(pochen) und huken (hocken); letzteres ſo auch nach F. I, 496 b jenſeit des Rheins geſprochen.

Gewaltig groß iſt der Umfang des plattd. e, denn trotzdem daß viele hochd. e durch Apokope fortfallen, zeigt meine Berechnung doch ſtatt 43 hochdeutſchen e, 53 plattdeutſche unter hundert Vokalen. Dieſes Uebermaß erreicht nun die Sprache auf folgenden Wegen: Erſtens, antwortet plattd. e demſelben hochd. Laute. Doch entſpricht ſich häufig nicht die Quantität und zwar ſind die hierin abweichenden Wörter im Ganzen in allen niedd. Mundarten dieſelben. Plattd. Länge ſtatt hochd. Kürze haben wir in schêpel, êten, vergêten, bêter, brêken, sprêken, rêknen, gêl, kêrdel, gêrn (Scheffel, eſſen, vergeſſen, beſſer, brechen, ſprechen, rechnen, gelb, Kerl, gern), plattd. Kürze für hochd. Länge dagegen in bessem und ledder (Beſen und Leder). Zweitens, wird das echte ei, welches auch im Ahd. und Mhd. als ſolches erſcheint, im Plattd. zu ê. Nur in emmer (Eimer) bemerke ich Verkürzung, wie ſie in dieſem Worte wol allen niedd. Mundarten gemeinſam iſt; vgl. I, 98a; 124b; 270b; 309a; 330a; 462a; 483b; 494a. Drittens, erſcheint faſt immer das hochd. i und das gleichlautende ie, ſei letzteres das organiſche oder unorganiſche, als e (die Ausnahme ſchieben ſ. unter u). Quantitätswechſel bemerkt man in em, en (ihm, ihn) und in wêten wiſſen (regelmäßig von wêt weiß gebildet). Viertens, iſt bemerkenswerth, daß nicht ſelten hochd. a (darf man ſagen nach gothiſcher Weiſe?) zu e entartet; ſo nês, wêr, sêd, dêd, für Naſe, war, ſagte, that; ſo eppel, benk, ex, für Apfel, Bank, Axt; ſo mit Wechſel von Länge und Kürze bêk Bach (faſt gemein niederdeutſch), seggen (ſagen, doch hört man auch seien) und hew (habe). Nâber (Nachbar) erwähne ich unten unter einem andern Geſichtspunkte. Als bloß hochplattdeutſche Verderbnis ſehe ich das in Danzig oft gehörte kerb für Farbe an. Fünftens, iſt nicht gerade beſonders häufig, dagegen weit verbreitet durch die niedd. Mundarten das Entarten eines hochd. o zu niedd. e. So derp, bên, wêk, drêg, sên, vêr (Dorf, Boden eines Hauſes, Woche, trocken Sohn, vor). Sechſtens, ſehen wir noch mehrere hochd. Diphthonge außer dem ſchon oben erwähnten ei in plattd. e übergehn, ſo das ae (mit Veränderung der Quantität in blêder und vertellen für Blätter und erzählen), da oe (mit Quantitätswechſel in lêpel und kêksche

für Löffel und Köchin) und das ue (mit Verlängerung in schlêtel und schêtel für Schlüſſel und Schüſſel).

Das o iſt im Plattd. von dreierlei Art. Zunächſt ſteht es ſtatt desſelben hochd. Lautes. Länge für hochd. Kürze weiſen die Wörter wôrd, kôrn, knôp (Knopf), von denen wenigſtens die beiden erſten in faſt allen niedd. Mundarten ſowie im Phd. ebenfalls die Länge haben; Kürze für hochd. Länge dagegen finde ich in in boddem (Boden eines Gefäßes), domnik (Dominiksjahrmarkt), hof und vorwark (Vorwerk eines Gutes), von welchen Wörtern die drei letzte auch oft phd. mit der Kürze gehört werden. Zweitens, ſteht o ſtatt des echten hochd. au, und zwar ohne Ausnahme und in ſtrenger Uebereinſtimmung mit dem Ahd. und Mhd. Drittens, iſt das o ein gewöhnlicher Vertreter des hochd. u. Kürze ſtatt hochd. Länge iſt zu merken in bosem (Buſen; bössen F. 207b). Das plattd. o für hochd. a endlich, welches nur bedingungsweiſe erſcheint, ſ. unten; hier iſt nur zu erwähnen docht (dachte vgl. F. II, 177b).

Der einzige echte Diphthong des Plattd. iſt, wie ſchon erwähnt wurde, das ei, und auch dieſes findet ſich nur ſelten, ein Neuntel ſo oft als im Hochdeutſchen. Seine eigentliche Stelle, und zwar in faſt allen niedd. Mundarten, iſt in contrahirten zweiten und dritten Perſonen des Singularis vom Präſens einiger Verba, namentlich gehn, ſtehn, thun, ſchlagen, tragen, ſagen. So lauten alſo die hieher gehörigen Formen geist, geit, steist, steit, deist, deit, schleist, schleit, dreist, dreit, seist, seit; auch habe ich den Infinitiv seien für ſagen gehört (daneben ſind bei dem letzten Verbum freilich auch segst, segt, segen gebräuchlich). Ein einzelnes Wort mit ei iſt außerdem weinig, welches man öfters, wenn auch nicht durchgängig, ſtatt wenig hört, ein Umſtand, der das Eigenthümliche dieſes Worts noch vergrößert (vgl. F. I, 116a; 191a; 385b). Noch zwei Beiſpiele des plattd. ei ſind die Interjection ei und das Subſt. ei (ovum).

Eine Zuſammenſtellung der durchgreifendſten unter den erwähnten Verhältniſſen des Vokalismus ergiebt hienach folgendes Reſultat:

Plattd.	Hochd.	oder	Hochd.	Plattd.
a	a		a	a
	ei		i	e
i	eu		u	o
	aeu		e	e

Plattd.	Hochd.	oder	Hochd.	Plattd.
u	au		o	o
e	e i ei æ		ei	i e
	oe ue		au	u o
o	o u au		eu aeu ae oe ue	i e

III. Einfluß der Laute auf einander.

Erst durch strenge Sonderung dieses Kapitels von dem vorigen ist eine wissenschaftliche Darstellung der Lautlehre möglich, denn die Erscheinungen sind wegen ihrer verschiedenen Ursachen von ganz anderer Art als die im Vorigen erwähnten. Betrachteten wir den Laut dort gewissermaßen als ein für sich bestehendes Atom, so haben wir hier vielmehr das Wort als ein Aggregat dieser Atome anzusehn und zu untersuchen, wie in demselben jene Atome auf einander wirken. Wir haben es deshalb hier wesentlich mit den Gesetzen der Euphonie zu thun. Da zeigt es sich nun in Hinsicht auf das Plattdeutsche, daß diese Mundart in weit höherem Grade als das Hochdeutsche das Streben nach Weichheit und Wohlklang verfolgt. Dieser Umstand hat allen niederdeutschen Mundarten eine Menge von Lobrednern verschafft, in deren Preis dieser Dialekte man jedoch nicht so ganz unbedingt einstimmen wird, wenn man bedenkt, daß Weichheit meistens erst durch Verderbnis und Entartung der echten Wortformen erlangt wird, und daß schön und weich zu klingen nicht der Zweck der Sprache ist.

1. Einfluß der Consonanten auf einander.

Um eine vereinzelte Erscheinung vorweg zu nehmen, bemerke ich, daß der hochdeutschen Verbindung cht im Plattd. nicht, wie man erwarten sollte, ein kt, sondern gleichfalls ein cht gegenübersteht, z. B. lecht, sacht, dracht, dochter, recht. Doch erweist sich hier, wie so oft, daß der Anlaß zu diesen Abweichungen im Hochdeutschen liegt, denn dem Plattd. kommt hier das ch in allen diesen Fällen mit Recht zu, das Hochd. dagegen würde hier ein g fordern, was es aber vor t außer in synkopirten Formen meidet.

Ganz ähnlich verhält es sich damit, daß hochd. und plattd. sp und st sich vollständig entsprechen.

Von dem verbreitetsten Mittel die Weichheit der Sprache zu fördern, nämlich der Assimilation, giebt es zwei Fälle, welche wohl durch alle noch nicht ins Hochdeutsche entarteten niedd. Dialekte verbreitet sind, und zwar ist der eine ein Beispiel vom Vorwärts-, der andere eins vom Rückwärtswirken des assimilirenden Einflusses. Folgendes sind diese beiden Fälle:

1) chs wird im Plattd. stets zu ss, z. B. sess, wass, foss wassen, lass, oss, dissel, wesseln (sechs, Wachs, Fuchs, wachsen, Lachs, Ochs, Deichsel, wechseln). Hieher gehört auch Wissel (Weichsel), welche Form sich also ganz auf die hochdeutsche Gestalt des Namens stützt und durchaus nicht weder zur Aufklärung der Etymologie noch der lateinischen Form desselben beiträgt;

2) lt und ld wird im Plattd. zu ll, z. B. hollen, boll, oll, bullern, gille (halten, bald, alt, poltern, Gulden). Doch entsinne ich mich nicht jemals welk für Welt gehört zu haben.

Andere Fälle der Assimilation mag man in manchen der unten folgenden einzelnen Fälle von Erweichungen erblicken. Wie die Assimilation einen Consonannten scheinbar vernichtet, so wird auch mitunter grade das entgegengesetzte Mittel, die Erzeugung eines Consonanten, zur Erreichung desselben Zweckes, nämlich einer größern Weichheit, gebraucht. Hieher gehören zwei Fälle:

1) Einschub eines d oder t zum Vermeiden des Zusammenstoßes von zwei Liquiden. So heißt es für Kasserolle nach Synkope des e kastrol; so rentlich für reinlich (vgl. räntlich F. II, 133b in der Mundart von Schmalkalden); so wird ferner aus Kerl, Karl und Perle kêrdel, kârdel und pêrdel, wo später noch ein e hinzugetreten ist, weil trotz des Einschubes des d der Zweck dieses Einschubes, eine größere Weichheit, nicht erreicht wurde. Diesem Einfügen des d stehn griechische Formen mit δ oder parallel, wie ἀνδρός, μέμβλωκα, ἤμβροτον, μεσήμβρια, lateinische mit p, wie sumpsi, dempsi, hochdeutsche mit t wie wesentlich, andertwärts, anderthalb und eine große Anzahl anderer.

2) Wenn ein auf einen Guttural ausgehendes Substantivum mit der diminutiven Endung ke versehn wird, so muß regelmäßig zwischen Stamm und Endung ein erweichendes s eingeschoben werden, z. B. mêkske, benkske, jongske, schlokske, rokske

(Mädchen, Bänkchen, Jüngchen, Schlückchen, Röckchen) u. ſ. w. Dieſer Gebrauch findet ſich wol in allen anderen niedd. Dialekten. Wenn hie und da ein ſolches s auch nach einem andern Buchſtaben als nach einem Gutturalen eingeſchoben wird, ſo muß ich das für Misbrauch erklären; doch finde ich von dieſer letztern Art bei F. nur ein Beiſpiel, knôwske (Knöpfchen, I, 116a), und zwar aus dem Marienburger Werder. — Eine ähnliche Erweichung durch eingeſchobenes s könnte man in den Danziger phd. Ausdrücken Stadtsgebiet und Stadtsgraben erblicken, wenn das s hier nicht vielmehr als ein ableitendes, nicht bloß euphoniſch hinzugefügtes anzuſehn iſt (vgl. Nachtswächter F. I, 526b). Was übrigens die Endung chen anbetrifft, ſo kennt das Hochdeutſche hierin nur in dem Falle eine euphoniſche Aenderung, wenn das Stammwort auf ch ausgeht, z. B. Bächelchen, Sächelchen.

Noch iſt als eine Erſcheinung anzumerken, welche vom Einfluß der Conſonanten auf einander zeugt, daß das s in sch verwandelt wird, ſobald ein r vorhergeht, z. B. akerschman Ackersmann, bûrschman Bauersmann, andersch anders, worscht Wurſt, dorscht Durſt, êrscht erſt, nâbersch Plur. v. nâber Nachbar.

Daß auch andere Conſonantenverbindungen das s zu sch verhärten, iſt ſelten; doch hört man in Danzig maschkenbal (Maskenball; ſo auch F. II, 257a), eine Veränderung, der auch ſogar das z unterliegt in franschbrod (phd. Franzbrod, = Semmel).

Einzelne nicht recht unter eine Regel zu bringende Danziger Erweichungen von Conſonantenverbindungen ſind folgende: ex Axt, wâr werde, on und, nich nicht, is iſt, bên Boden eines Hauſes (nach Synkope des e; genau zu unterſcheiden von bodem Boden eines Gefäßes*), branwin Branntewein (gleichfalls nach Synkope), as als, fiw fünf, mêken Mädchen, séd ſagte, spitakel Spektakel, jomfer Jungfer, zippel Zwiebel. Auch die Wörter gêl gelb und mêr mürbe gehören hieher, indem ſie die einfache Conſonanz durchführen, die das Ahd. nur im Nom. Sing. (gelo, maro) kennt. Dagegen iſt in ôkt Obſt nicht etwa ein Ausfall des s zu vermuthen, ſondern das t in dem plattd. Worte vertritt hier mit Recht das st, da dieſes ſeinerſeits an der Stelle von organiſchem z ſteht

*) Merkwürdig iſt boddem Boden eines Hauſes F. II, 64b, während viele andere Stellen auch in entlegenen Dialekten den Unterſchied ſo wie er in Danzig iſt beſtätigen.

(vgl. nidus mit Nest?). — Ein Fall, worin eine Consonantenerweichung, die im Hochd. vorhanden ist, im Plattd. mangelt, findet sich in hewt hat.

Auch die Metathesis wird in dieß Kapitel des Einflusses der Consonanten auf einander gehören. Sie erscheint nur vereinzelt in den niedd. Dialekten; in Danzig kenne ich nur wraz Warze, kerscht Kruste, dertig dreißig, belken (wohl für blöken; vgl. F. I, 455b, 468b), klûn Knäuel und gistre gestern. Eine Form gert für Grütze, wie man sie nach andern Mundarten vermuthen sollte, ist mir unbekannt. In allen Fällen von Metathesis ist eine Liquida im Spiel.

2. Einfluß von Consonanten auf Vokale.

Drei Fälle gehören hieher.

1) Die Synkope. Sie findet sich ohne bestimmte Regel und nicht sehr häufig; einige dahin gehörige Fälle sind schon erwähnt, z. B. bên Boden, branwin Branntewein; sonst führe ich noch an barwt barfuß, trig zurück, tûs zu Hause, hâwke Habicht und henschke (Handschuh, eig. Diminut. Handschühchen; vergl. die Formen bei F. I, 525a; II, 201a). Im Allgemeinen beschränkt sich sonst die Synkope auf die Fälle, in denen sie auch im Hochd. erscheint. Als eine nicht ganz zu Stande gekommene Synkope kann man die Fälle ansehn, wo ein volltönender Vokal zwischen zwei Consonanten sich zu einem kurzen e verdünnt, wie z. B. in den hochd. Wörtern Wimper, Eimer, Zweifel u. a. m. So sieht man den Anfang der Synkope, welche in dem eben erwähnten barwt vollendet ist, in der Form parwes bei F. II, 188a. Das Wort nâber (Nachbar) hat wol in allen niedd. Mundarten die erwähnte halbe Synkope.

2) Verwandlung des hochd. e vor r zu plattd. a, z. B. hârt Herz, schwâr schwer, spârren sperren, wâr werde, fârkel Ferkel, hârwst Herbst, ârwten Erbsen, bârg Berg, twârg Zwerg, stârwen sterben, fârdig fertig. Daß auch das i mitunter vor r zu a wird, zeigen kârk Kirche, kârschbêren Kirschen (F. I, 100a) und wârd wird. Diese Verwandlung verbreitet sich weit durch die niedd. Mundarten.

3) Verwandlung des a vor l mit folgendem Consonanten in plattd. o, z. B. solt Salz, schmolt Schmalz, kold kalt, boll bald,

oll alt. Auch diese Verwandlung findet sich in vielen niedd. Mundarten und scheint ihnen gemeinschaftlich anzugehören, doch finden sich in manchen, namentlich den etwas entarteten, schon Formen wie ball für boll.

3. Einfluß von Vokalen auf Consonanten.

Der weit verbreitete Gebrauch der niedd. Dialekte zur Vermeidung des Hiatus zwischen zwei Vokale ein g oder j einzuschieben findet sich in Danzig nicht selten, z. B. nige neue, vigelin Violine, vijole Veilchen u. s. w. Ein in dem entsprechenden hochd. Worte stehendes h wird vom Plattd. oft nicht als Consonant angesehn und also trotzdem das g eingeschoben, z. B. tigen (zehn; das Plattd. setzt noch die Form zehen voraus), höge (hohe) u. dgl. Doch beobachtet der Danziger Dialekt in diesem Gebrauch ein gewisses Maß und eine Beschränkung auf bestimmte Worte; so weiß ich z. B. die in andern niedd. Dialekten gebräuchlichen Formen blauge blaue, kögge Kühe, egger Eier, kriggen freien, mäggen mähen, buggen bauen, sniggen schneien, suge Säue, krägge Krähe u. a. m. nicht nachzuweisen. Merkwürdig ist in Danzig das Zahlwort négen, welches sich wenigstens zu dem heutigen neun schlecht fügt.

4. Einfluß von Vokalen auf Vokale.

In diese Klasse würde die ganze Lehre vom Umlaut gehören Dieser ist im Danziger Dialekt in so zerrüttetem Zustande, daß ich darüber keine Regel aufstellen kann, zumal da sich selbst der Einzelne hierin große Schwankungen gestattet. Denn wenn man einerseits Formen wie kend (konnte) und phd. misst (mußte) hört, so bemerkt man anderseits, und zwar wol noch häufiger, das Aufgeben eines im Hochd. gebräuchlichen Umlauts.

In Bezug auf die vokalische Contraction, welche gleichfalls hieher gehören wird, habe ich nur auf die oben gemachte Bemerkung hinzuweisen, daß der Diphthong ei im Plattd. fast immer aus Zusammenziehungen entsteht. Andere Fälle weiß ich nicht anzugeben.

IV. Einfluß der Stellung im Anlaut oder Auslaut.

Von denjenigen Veränderungen, welche ein Laut entweder durch eine ihm inwohnende Natur oder durch seine Stellung im Worte

neben anderen Lauten erleidet, ſind diejenigen ſtreng zu ſcheiden, welche er erfährt, weil er am Anfange oder Ende eines Wortes ſteht.

1. Anlaut.

Ein genau genommen hieher gehöriger Fall wurde ſchon oben erwähnt, nämlich der, daß das plattd. k und b im Anlaute denſelben Lauten im Hochd. entſpricht, im In- und Auslaute jedoch nicht. Hier erweiſt ſich alſo eine größere Feſtigkeit des anlautenden als des in- und auslautenden Lautes.

Der Anlaut wr, der nicht hochd. zu ſein ſcheint, da Wrucke (Kohlrübe) und Wrack wohl nur Norddeutſchland angehören, findet ſich in wraz (Warze) und in wringen (ringen), über welches letztere man F. I, 239a vergleiche. Der Anlaut gn, im jetzigen Hochd. wol nur durch Synkope entſtanden (Gnade, gnug), erſcheint in gnâgen (nagen, vgl. Graff II, 1014), gnârig (mürriſch) und gnîtschig (knauſerig).

Die merkwürdige Form tachentig achtzig, die ich ſogar in einer ganz entlegenen Gegend bei F. I, 390b wiederfinde, trug ich früher kein Bedenken ſo zu erklären, daß ſie zunächſt nur durch ein Hinüberziehen des Auslauts von und entſtanden ſei*), wie z. B. in jener Stelle bei F., und daß dieſe Form ſich dann allmälig von der zuſammengeſetzten Zahl aus auch in das einfache achtzig eingeſchlichen habe, wo es urſprünglich ungehörig ſei. Doch macht mich jetzt hierin Grimm Geſch. d. dtſch. Spr. S. 249 irre.

Den Fortfall eines Lautes im Anlaut glaube ich nur bei dem Worte nêwedrig (mürriſch) bemerkt zu haben, wenn es wirklich, wie ich vermuthe, mit einer kühnen, aber nicht unerhörten Uebertragung der Bedeutung, aus einem urſprünglichen ſchneewetterig entſtanden iſt.

2. Auslaut.

1) Einige Wörter, die in ihrer Endſylbe im Ahd. ein m zeigen und im Nhd. ſtatt deſſen ein n haben, laſſen das urſprüngliche m im Plattd. unangetaſtet, namentlich bosem (Buſen), bessem (Beſen), boddem (Boden), und fâdem (Faden), welche vier Wörter

*) Aehnlich iſt in der Helgoländer Mundart om en dom (F. I, 8a) für um und um, was man auch in Danzig kennt. Uebergang zu ſolcher falſchen Wortrennung iſt franz. a-t-il (habe-t ille) u. dgl.

das m in den meisten niedd. Mundarten zeigen. Dieser Analogie folgt wol mit Unrecht spâdem (Spaten, ahd. spato), von welchem Worte ich nicht weiß, ob es das m auch in andern Mundarten hat. Das Wort wassem (F. I, 522a) ist in Danzig unbekannt.

2) An ein schließendes n fügt das Plattd. öfters noch ein d oder t an, z. B. in wêsend (Wesen), lêvend (Leben), êvend (eben, auch phd. hört man ebend), ritend (Reißen, Schmerz) u. dgl. Wie weit dieser Gebrauch verbreitet ist, sieht man z. B. aus den in Danzig dieses d nicht enthaltenden Wörtern abend (Ofen, F. I 321a), offend (Ofen, F. I, 493a), führend (Feuern, F. I, 295b), bökälesent (Bücherlesen, F. I, 131a), umloopschriwend (Umlaufschreiben, F. I, 181a), töschend und teschent (zwischen, F. I, 502a; 540b), kumt (kaum, F. II, 132a), Christjant (Christian, F. II, 133a), morjend (Morgen, F. II, 67a); weit verbreitet sind noch außerdem namentlich mant (nur) und schont (schon). So sagt man êvend auch in der Oberlausitz, döhnd (thun) auch in Holstein, ja sogar an das Hochd. Mond und Jemand, etwa auch an Sündflut, darf erinnert werden. Etwas Aehnliches scheint es zu sein, wenn man in Danzig statt Koffer öfters phd. Koffert (vgl. kuffert F. II, 200b und gestert F. II, 46a; außerdem etwa noch das ganz vereinzelte pulscht F. II, 54b).

3) Das n wird öfters im Auslaut abgeworfen, z. B. in der Endung ke für chen und in der Infinitivendung, eine namentlich auch in rheinischen Mundarten sehr verbreitete Erscheinung.

4) Auch das e erfährt in Danzig eine Apokope, besonders in den Pluralen und in den ersten Pers. Sing. der Verba, aber auch außerdem sehr oft; eine Apokope, welche dem ungebürlichen Umsichgreifen des e einige, doch nicht ausreichende Schranken setzt. Und zwar hat sich diese Abwerfung im Danziger Dialekt so fest eingenistet, daß man selbst von Gebildeten vielfach Stub, Straß u. dgl. hört. Namentlich dem Berliner, der ein solches endendes e nicht bloß sehr deutlich ausspricht, sondern oft sogar am ungehörigen Orte hinzufügt, wird hiedurch der Danziger oft sehr auffallend. —

Hier schließt die Lautlehre im engern Sinne. Was sich in die bisher befolgte Anordnung der Erscheinungen nicht fügt, erweist sich eben dadurch als ganz unorganisch, wie z. B. die so häufig gehörten Verunstaltungen der Fremdwörter, von welchen ein Register anzu-

legen überflüssig erscheint. Einige Analogie finde ich nur in der Consonanteneinschiebung bei fisentiren (visitiren; vgl. visenlator F. II, 178b; 181a) und bei pasternak (Pastinak; vgl. palzernacken F. II, 204b).

V. Accent.

Der Accent ist jedenfalls das Höchste und Geistigste, was in der Lautlehre zur Sprache kommt. Wird daher die letztere in der einzig naturgemäßen Anordnung dargestellt, indem man vom Niedern zum Höhern fortschreitet, so nimmt er die letzte Stelle in derselben ein und bildet somit den Uebergang zur Wortlehre, und zwar dieses mit um so größerem Recht, als durch ihn erst ein Lautcomplex auch äußerlich zum Worte wird. Trotz dieser seiner wichtigen Stellung ist er bisher bei der Behandlung der niederdeutschen Mundarten fast ganz vernachlässigt worden, obwol er auch auf diesem Gebiete, wenn nicht oft, so doch hie und da Anlaß zu ersprießlichen Betrachtungen giebt.

Im Danziger Dialekt ist der Accent nur in einem Punkte vom Hochdeutschen abweichend, aber das so durchgreifend, daß diese Abweichung sich selbst in der phd. Mundart fest ausgeprägt findet. Ich deute hier auf die Neigung hin, bei zusammengesetzten Wörtern den Ton auf den letzten Theil der Zusammensetzung zu rücken. So hört man hier selbst von hochdeutsch Redenden, um so mehr aber in dem unverfälschten Plattdeutsch, viele Zusammensetzungen, namentlich mit den Subst. Sohn, Tochter und Wind, nach dieser Weise betont, z. B. Bauernsohn, Bäckerstochter, Ostenwind; so sagt man ferner Hochwasser (ein Gut bei Danzig), Rathskeller, Herrenleben (herrliches, kostbares Leben), Festungsstraf (mit der oben erwähnten Apokope des e) u. s. w. grade wie die benachbarten Elbinger ihren Badeort Kahlberg, die Königsberger einen Platz in ihrer Stadt Königsgarten nennen. Eine merkwürdige hier zu erwähnende Redensart ist noch einem etwas anmuthen sein für einem etwas zumuthen.

Von zurückgezogenem Accent kenne ich im Plattdeutschen nur zwei Beispiele. Oliw (Oliva bei Danzig) und intressen (Zinsen), beide mit dem Accent auf der ersten Sylbe.

Hindeuten muß ich hier wenigstens auf eine Erscheinung, von welcher bei der Lehre von der Zusammensetzung weiter wird die Rede

sein müssen, nämlich die Verlängerung des ersten Theils der Zusammensetzung, z. B. hûsenschlêtel (Hausschlüssel), hûsendêr (Hausthür), ôstenwind (Ostwind), scherdeldôk (Schürze, eigentlich Schürztuch; vgl. indessen schödel für Schürze F. I, 118b), fastelâwend (Fastnacht), topkefleker (Topfflicker), werkeldag (Werktag u. dgl. Zwar scheint bei manchen dieser Wörter dadurch eine Lauterweichung beabsichtigt, doch dünkt es mich, als habe auch das Streben mitgewirkt, das Zusammenstoßen zweier betonter Sylben zu vermeiden und den trochäischen Grundrhythmus der deutschen Sprache aufrecht zu erhalten.

So viel für dießmal; meine zweite Abhandlung würde sich, wenn mir Muße und Kraft bleibt, über die Flexions- und Wortbildungslehre der Danziger Mundart verbreiten. Ich denke auch bei diesen folgenden Kapiteln einen Nebenzweck zu verfolgen, den ich schon in dem Bisherigen habe durchblicken lassen, nämlich den, an einem praktischen Beispiele zu zeigen, welche Anordnung ich für die einzelnen Theile des grammatischen Stoffes, welcher Sprache es auch sei, zur meinigen gemacht habe. Uebrigens theile ich diese Anordnung mit, nicht ohne sie vorher bei anderen Sprachen, namentlich der Griechischen, geprüft und bewährt gefunden zu haben.

E. Förstemann.

XI.

Lucifer und Jesus.

Der hôhe got von himelrîch, des wîsheite îſt niht gelîch,
der beſchuof von anegenge ein michel teil der engel,
under den einer was bekleit vil wol mit grôzer ſchœnheit,
als uns ſîn tuot daz buoch bekant, Lucifer was er genant,
der vil ſchœne was, geloubet mir. ſîn ſchœne was der himel zier.
doch ſult ir wunder hœren, wie in betrouc ſîn ſchœne.
in warf von himel ſîn übermuot, als er noch vil manegen tuot.
er ſprach: „ad aquilônem wil ich ſitzen ſchône.
dâ wil ich ſtat vâhen. gote wil ich nâhen
und wil mich im gelîchen in dem himelrîche.“
nû hœre, herre: wider her wart geworfen darnider Lucifer
in daz abegründe umb ſîner hôchvart ſünde.
lâ dir die rede ze herzen gân und hüete ſich ein islich man
vor der hochverte, der wize îſt ſô herte,
daz got niht wolte hengen ſînem ſchônſten engel,
wand er muoz die helle bûwen mit ſînen geſellen.
im îſt ouch gar benomen der gedinge ze widerkomen,
wand er viel âne nôt. im riet nieman den tôt.
dô wart gegeben ein ſolher rât in der heiligen trinitât

14. Handſchrift manigem. 18. Got dem w. ich mich n. 22. War gew. da nider L. 25. Lat er diu rede. 29. Daz ir got. 30. ſinen ſchonſten. 32. Immer bawen.

daz ein menſche wurde geſchaffen, der wider ganz ſolte machen
den val der guoten engel. daz geſtuont niht lenger.
der tiuvel begundez nîden und mohtes niht erliden,
daz der menſche beſæze daz himeliſche geſæze,
dâ von er was gevallen mit ſînen genôzen allen.
er bilte ſich in nater wîs und ſleich in daz paradîs,
daz dem menſchen wart gegeben, dar in ze weſen und ze pflegen.
er ſprach dem wîbe liſe zuo „war umbe wolte got daz tuon,
daz er im verboten hât ſümelich obez, daz hinne ſtât.“
Er ſprach „nieman daz gelouben ſol. got der weſte vil wol,
ſwâ ir daz obez æzet, daz ir gelîch im ſæzet.“
got kunde übel unde guot. ſich waz des tiuvels rât getuot.
daz wîp daz obez von im nam. ſie riet dem manne, er tæte ſam.
dô ſchancte ſie hern Adâmen und allem ſînem ſâmen
den tôt. daz kleit vil ſêre der menſche immer mêre.
got bî im ſelben daz vernam. dô ſtiez er hern Adâm
ûz dem paradîſe mit ſamet ſînem wîbe.
ach unde wie ſâ zehant wurden verſperret diu zwei lant
der himel undz paradîſe, daz nieman ſô wîſe
wart ſider Adâmes ziten, der dem tiuvel möhte geſtriten.
daz geſtuont, wizzet, vür wâr mêr dan vünf tûſent jâr,
daz ſich got wolte erbarmen über den menſchen vil armen.
ze himel wart ein ſamenunc von gote in ſîner manunc.
den menſchen er dâhte ze lôſen. hœrt vil lieben diz kôſen.
er ſprach „Affur, der vâlandes man hât mir leides vil getân
an liuten und an landen. die hât er in grôzen banden,
wan ein kleinez ſtetelîn, daz muoz mîn ſelbes wonunc ſîn.
welher iuwer wil mîn bote ſîn, der dar kunde die kunſt mîn,
der ſol wizzen vür wâr, daz ich da mit im ſelbe var.

---

44. Vnd moht ſin nit erleiden. 49. Er bildot. 54. Sich war vmbe. 61. Got der chünde vbel vn gut. 65. ſchant. 73. Ach vnd wie ſatze hant. 75. vnd daz. 76. D. n. ſo gug noch ſo weiſe. 85. menchen. 87. aſſur. 88. gegan. 92. wonungen. 94. diu chunſt.

dar inne wil ich nemen ſnel hâlspere und ouch helm,
mit minem vinde vehten, lœſen vil arme knehte.
diu menſcheit ſol min halspere ſîn, mich heln vor den vinden mîn,
daz mîn ir keiner wirt gewar, unz ich ſie genige gar.“
dar kom ein engel hêr genant ſente Gabrihêl.
er ſprach „herre, hie bin ich. ſwar dû wilt, dar ſende mich.
wol kan ich die wege ze der ſtat und die ſtege.
ez iſt niht diu êrſte vart, wan nie dhein wile ſô kurz wart,
ich hân dirre ſtat gepflegen vor allen dînen widerſtreben.“
Dô wart geſant ſant Gabrihêl hin zeiner maget alſô hêr,
diu was von küneges ſtam geborn. got hât ſie zeiner muoter erkorn.
ſie was geheizen Mârîâ. er ſprach „plêna grâtiâ,
Mârîâ, dû biſt gnâden vol. got in dir ſelben wonen ſol.
dû biſt geſegent ob allen wiben. got bî dir ſelbe wil beliben.“
Dô diu meit die rede erhœrt, ir vreude ſich ein teil zeſtœrt.
trahten ſie bî ſich began, von wan diu botſchaft möhte gân.
dô ſie der engel trûren ſach, vil ſchône er ir zuo ſprach
„Mârîâ, du ſolt niht ſorgen. dû hâſt gnâde ze got erworben.
du wirſt eins kindes ſwanger. dû ſolt niht beiten langer.
gip dar zuo den willen dîn. gote triuwe, vrouwe mîn.
Jêſus ſol er werden genant. daz ſpricht ze tiutſche heilant,
wan die ſîne wil er heilen von der ſünde meilen.“
„Daz ich der einer müeze ſîn, des helfe mir Jêſus, herre mîn,
den dû welleſt heilen von der ſünde meilen,
wand die hânt mich gebunden und alſô ſêre betwungen,
daz mich mîne ſinne irrent dîner minne.,,
Dar nâch ſprach diu maget hêr „ſagt mir, gotes engel, mêr

---

97. fehlt ſnel. 99. wil ich vehten. 104. ſin genick gar. 105. Dar. 108. du mich. 113. I. habe der ſt. g. 125. diu rede. 127. weiſ ſich. 128. Von wann. 136. Gotes trawe. 138. zetauſche. 139. ſienen. 140. Vor d. ſunden m. 144. Von d. ſunden m.

welhen wîs daz muge ſîn, daz ich gebære ein kindelîn?
ich enwart nie teilhaft mannes und hân ouch gedâht
nimmer teilhaft werden, die wîle ich lebe ûf erden.“
Des antwurt ir gezogenlich der gotes bote von himelrîch
„Vrouwe min, der heilic geiſt wirt des gewerftes volleiſt.
der kumt ze dir und lêret dich. vürbaz ſoltû niht vrâgen mich.
got in ſîner geheime hât dirz behalten eine.
giſtû im den willen, dû wirſt ſîn ſære inne.“
Maria, dir wart der engel, lâ in niht biten langer.
jâ ſol er ze himel varen, ſînem herren wider ſagen.
dîn bitet, vrouwe, mit jâmer — — — — — — — — —
ze helle her Adâm unde her Abrahâm,
her Iſaac und vil der veter iezuo vil manegen tac her.
ir heil iſt, vrouwe, dir geſant. dû loeſe ſie von der helle brant.
dîn bîtent weinunde ûf erde alt unde junge,
wan von dînen worten entſliuzent ſich die porten
des himels und der helle. antwurte, vrouwe, ſnelle,
ſprich ein wort, empfâch ein wort, des himeliſchen vater hort,
ſînen einbornen ſun, der uns der ſünden abe wil tuon.
Dô ſprach diu vrouwe ûz güete und von ganzer diemüete
„gotes dienerin ich bin, geſchehe mir nâch den worten dîn.“
Nû helfe mir brüeven alle, wie (wol) gote diemüete gevalle.
ich ſagiu vür die wârheit, von wârer diemüeticheit
geviel im Mârîâ baz denn dâ von daz ſie maget was.
der tugende kraft iſt ſô getân, daz ſie got ſelbe wolte hân.
wand er niht vant ze himele, dâ er ſich möhte genideren,
dô kom der ſelbe heilant nâch diemüete ûf der erde lant.
er nam an ſich ſô vollicliche, daz ir ân in niht iſt gelîch.
diſe tugent beſunder lêrt er ſîn lieben junger.
er ſprach, als uns diu ſchrift ſeit „lernet bî mir diemüeticheit.“
ô diemüete aller tugende prîs, nieman kan wizzen welhen wîs

151. müg geſein. 156. erde. 164. der daz. 166. ſarig inne. 175. vid der vater. 186. vatera. 191. dienærinne. 192. prieven. 197. daz. 200. wol han. 201. van ze h. 206. D. ir an in icht iſt geleiſt. 208. lieb.

dû ze himele quæme und dâ her ûz næme
got ſîn einbornez kint, als uns diu buoch ſagent diu ſint;
wan dô Marîa daz wort geſprach, vil wunderliche daz geſchach
daz gewan diu reine mit got ein kint gemeine.
ſwer nû got zuo ſich welle bringen, der ſol mit vlîze dar nâch ringen,
daz er habe diemüeticheit, wan niendert ruowet diu gotheit
wan dâ wâriu diemüete iſt, als man an den buochen liſt.
ſwer ân diemüete dienet got, wizzet, der iſt der tiuvel ſpot
und pfliget guoter witze niht, wan (alle) tugende ſint ân ſie enwiht.
nû bite wir got den guoten durch willen ſîner muoter,
daz er uns welle diemüete geben, daz wir verdienenz êwege leben.
Dar nâch, als ez got wolte und ez alſô weſen ſolte,
dô genas des kindes diu meit gar und gar als man ſeit,
ân elliu mennefchlichiu meil. des half ir daz ſelbe heil,
wan gar ân wandel was ir leben, dâ von wart ir der ſegen gegeben,
den nie gewan vrouwe ê noch gewinnet nimmer mê.
ez iſt ir ſunderliche geſchehen. des müezen wir ir lobes jehen.
Dô diu geburt was getân, dô huop daz kint diu werc an,
dô huop ez ſâ ze ſtunde des menſchen lôſunge.
der die ê bete gegeben, der wolte nâch der ê leben.
er lie ſich nâch der alten ê beſnîden, als man tet ê.
an dem ahten tage vergôz er êreſt, ſîn bluot aller hêreſt
umb deheine ſîne miſſetât, der ſünde nie getân hât.
der menſchen lîp an ſich twanc, des habe er immer danc.
er tet ez uns ze lêre, daz wir immer mêre
beſniten unſer ſinne nâch der gotes minne.
die ſinne ſint der ſêle tor, wil dû ſie beſnîden, ſô lâ hie vor,
ſwaz dir ſünden bringen mac, beidiu naht unde tac.

---

214. daz her. 232. ſiner lieben muter. 234. leben amen. 236. Vnd daz er. 249. et. 253. nach ê. 261. ze einer lere. 264. u. d. lieben g. m.

dû ſolt diner ougen offenliche und tougen
alſô meiſterlichen pflegen, daz ſie nimmer iht geſehen,
dâ von diu ſêle enpfâhe leit und verlieſe ir reinicheit.
ſwer nâch der werlte dicke wil hin umbe blicken,
der wirt ze ſalze, ſam geſchach einer, diu hin umbe ſach,
von der wir an der ſchrift leſen, hern Lôtes kone iſt ſie
geweſen.
daz ich iu daz bediute, ſô wizzen alle liute,
daz diu tier ſalz niezent gerne, daz ſie deſte ſterker werden.
alſô geſchiht uns, ſwenne wir die werlt ane ſehen mit gir.
ſô koment die helleknaben, daz ſie ſich an uns mügen laben.
Beſnide ouch diniu ôren, daz ſie iht gerne hôren,
ſwaz wider gotes hulde ſî, ſô wirſtû grôzes jâmers vrî,
wan ſwer der wære, der gerne hôrt nâchrede, luge, müezigiu wort,
dem tuot der wiſſage kunt eine ſolche ... ſtunt,
daz im der ſelbe ſeitenklanc wirt ein jæmerlich geſanc.
Dû ſolt den munt beſniden mit ſô grôzer blide
an rede und an ſpiſe, daz er dich iht verwiſe
ze Babilônje in daz lant, dâ dû die ſêle lâzeſt zehant,
wan redet ze vil diu zunge, ſô wirt ſie brinnunde.
ſam geſchach dem richen man, der einen zaher nie mohte gehân
ab hern Lazarus vinger. des muoz er brinnen immer.
læſtû dich aber an den vraz, ſô, wizze, wirt din vreude laz,
wand als ſant Job gelêret hât: ſwer ſîm gelüſte nâch gât,
des ſpiſe wirt ze gallen in im, ſô er muoz wallen
in dem helliſchen ſiedeviur. dâ wirt im alrêrſt vreude tiur.
Der ſmac beſniten weſen ſol, daz er iht die dröuwe dol,
die der wiſſage den kunt tuot, die an ir ſmacke ſint umbehuot.
er ſpricht „vürwâr daz wizzet, ſwer ſich ſtætes vlizet,
daz er habe ellîch edeln ſmac, dem kumt noch ein ſolher tac,

---

270. Offenlichen vnd auch taugen. 272. immer. 283. daz ſaltz. 292. grozzers. 296. Ein ſölich ſtunt. 297. ſeit tenchlanck. 303. babiloni. 311. Læiſt du. 312. So wizze ſo. 314. ſim. 320. dræu. 322. vmbe hütt. 325. ælleich.

daz er mit ſtanc wirt überladen. unglich iſt der vrum dem ſchaden,
wan daz niht vrumt hie als ein hâr, daz wirt gebuozt dort manegiu jâr.
Dar nâch ſoltû wenden den ſin hin zuo den henden,
die ſoltû beide richten ûf ein ſolih ſlihten,
daz dû diu werc würkeſt gern, diu dir ſîn vrum und gote zêrn
und dînen ebenkriſten. des vliz dich mit allen liſten,
ſô wirt gegeben dir der lôn und ze himelriche diu krôn,
diu dir envüeret nimmer wirt. ſich, ſolhen lôn ez dir birt.
wiltû gotes volgære ſîn, ſô beſnide alſô die ſinne dîn.
ſint ſie aber verwahſen dir, ſô ſoltû vürbaz volgen mir,
ſô nim den aller wehſten ſtein und beſnide ſie dâ mite alein.
daz lêret dich Verſeforâ, wande ſie tet ez ſelbe ſâ:
dô der engel wolte hân erſlagen ir kint, daz ſie hete getragen,
wand ez noch niht beſniten was, ſie bôt den ſtein, daz kint genas.
der wehſe ſtein, deiſt [diu] riuwe. daz ſagich iu bî triuwe.
ſie wil niht eines tages gern, ſie muoz, die wile man lebet, wern;
ze der gehœret bîht und buoz, die ouch der menſche haben muoz.
ſie machent den ſtein wehſer vil, wand ez iſt niht ein kindes ſpil.
und beſnideſtû alſô dich, ſô wil got dir geben ſich,
als uns diu ſchrift geheizen hât und als wir leſen an einer ſtat.
ſie ſpricht „ſwer urliuges beginnet und den ſic gewinnet,
væt er ein vrouwen ſô wol getân, daz er ſie zer ê welle hân,
ſie muoz ir hâr abe ſniden, daz alte gewant vermiden
und dar zuo ze drîzic tagen ir muoter und ir vater klagen.
Jêſus des ſtrites began. dô er gefigt dem tiuvel an,

327. wir. 332. hintz den h. 333. peiden. 342. wæchſten. 355. wæhſe. 356. pi miner tr. 361. wæchſer. 365. diu fehlt.

der ſtrît im alſô âz orgie, daz er ein ſchœne vrouwen vie.
menſche, daz was diu ſêle dîn und wiltû nû ſîn brût ſîn,
ſô muoſtû abe dir ſnîden gar alles dines lîbes hâr.
daz iſt alle übervlüzzecheit. wiltû des brûtegam ſîn gemeit,
dar nâch ſô muoſtû tuon von dir daz alte gewant, geloube mir;
daz iſt dîn alte [bœſe] gewonheit, diu ie an dir was gote leit.
dar nâch ſô muoſtû ſêre klagen dîn muoter, diu dich hât getragen
in die ſünde maneger hande. des vleiſches gir dû dâ verſtande.
diu muoter iſt ſô geerbet, daz ſie ir kint verderbet.
der vater ungehiure daz iſt der übel tiuvel.
der trahtet, wizzet wærlîch, wie er diu kint værlîch
elliu muge ertœten und bringen zen êwegen nœten.
lâ dir von herzen leit ſîn, daz dû ie wurde ir kindelîn.
daz tranc der liebe dir got ſchenct, ſô er dich im ſelben lenct,
ſô wirt dir ûz dem wazzer wîn, ſô er verkêrt die zeher dîn
in des heilegen geiſtes trôſt und alſô ſuoze mit dir kôſt.
hie wil ich enden ſchône die circumciſiône. —
Sâ wart daz kint Jêſus genant, als der engel tet bekant.
ô Jêſus, welch ein ſüezer nam, daz dîn dem gotes ſun gezam.
Jêſus, als ſant Bernhart ſeit, dem munde ein honeges ſüezecheit,
den ôren ein ûzerwelter ſanc, dem nie deheiner gliche klanc,
ein jubilus dem herzen [und kan] zeſtœren allen ſmerzen.
nû hœret michel wunne, wan diu geborne ſunne
Jêſus offen wolte ſîn lieht zehant der heideniſchen diet.
ez het geſeit her Balaâm „ein ſtern der ſolte ûf gân
von Jacob und ein menſche erſtân [ſehet al die vreude an]
ſolte noch von Israhêl ſô gewaltic und ſô hêr,
der mit gewaltiger hant beſæze Idumêam daz lant.
ſîn afterkunft vür wâr, geloubet mirz, vîl manegiu jâr
warten ſie dem ſelben ſtern. ſie hieten in geſehen gern.

382. alliu. 384. bræukom. 387. alt böſe. 392. verſtander. 394. iriu chint. 399. zu den. 414. den. 418. geleich gechlanck. 423. lichte. 429. Sold noch von iſrael. 432. Beſæzz.

got ouch ir willen vârt und fâ, dô er geborn wart,
hiez er ûf gên ein lieht, dâ hî diu heidenifche diet
bekante âne gevære, daz der Juden künc geborn wære.
dri künege edel unde rich bereitten fich gar êrlich.
ir opfer woldens bringen difem felben kinde.
an ir opfer tougen zeicten fie ir glouben.
ir opfer was wirouch mirren golt, als manz dem kinde opfern folt.
fie geloubten daz er wære ein got [künec in] menfchlicher bære.
daz golt bediutetz künicrich. von künegen nieman was im glich;
daz wirouch fin gotheit, diu mirre fin menneſcheit.
daz opfer fie dô nâmen, ze Jerûſalêm fie quâmen
in die ſtat küniclich. dô bâten fie gar offenlich
den gebornen künec in zeigen, des die Juden wâren eigen.
„wir hân geſehen ſinen ſtern. mit opfer wellen wir in êrn.“
Herôdes trûren dô began, dô er die rede alſô vernam,
er vorhte vil ſêrez kindelin, ez verſtiezе in von dem riche fin.
daz rîche în niht an erbet. er vorhte, daz ern verderbet,
der rehte künic, der dâ quæme, ob in die Juden ze künege næmen.
die wiſen er vrâgen began daz fie diu buoch fæhen an,
war in ſeite diu ſchrift ze Betlehêm die geſchiht.
dô nam er fich tougenlich die künege hêre unde rich.
dô vrâgter fie, ze welher ſtunt in der ſtern wurde kunt.
die zît fie im ſagten, dô in daz lieht betagte.
dô verlurn fie des ſternes ſchîn, der ir geleite ſolte ſîn.
daz geſchach umb anders niht, alſam der meiſter lêre giht,
wan dô fie des menſchen rât nâmen, an der ſelben ſtat
verlurn fie daz gotes lieht, als noch hiute vil ofte geſchiht.
Herôdes lie die herren varn. er bat fie im her wider ſagen,

437. irs. 438. war. 439. liehte. 445. Dem. 446. Den ſelben ch. 449. vnd golt. 467. forth. 473. Die er fr. beg. 476. da geſchiht. 479. ſiu. 482. Daz in daz liehte betahte.

ob ſie daz kint vunden, daz ſie imz wolten kunden.
er ſprach, er woltez beten an. dô trahte der ungetriuwe man,
wie er dem kinde daz leben mit untriuwen möhte genemen.
die herren varn begunden und an denſelben ſtunden
erſchein in der gotes ſtern. wizzet, ſie ſâhen in vil gern.
in liuhte der ſelbe liehte ſchîn, unz ſie vundenz kindelîn.
ſie giengen ſchiere ân allen grûs ze dem kinde in daz hûs.
dô vunden ſie daz kindelîn bî Marîen der muoter ſîn.
ſie knieten nider alle gelîch und betten in an vil vorhticlîch.
ſie opferten im mit andaht ir opfer, daz ſiem heten brâht.
des nahtes in geſaget wart, daz ſie ſô rihten ir vart,
daz Herôdes iht wurde innen, wie ſie wæren komen von hinnen.
Nâch dem ſelben râte ein ander ſtrâze drâte
ſie ir geverte-wanden heim ze ir landen.
künc Herôdes begunde beiten, wand im die künege ſeiten,
wie ez læge umbez kint. ſie, wæne, im noch niht komen ſint.
dar umbe warten er began. ſich, dô ſante der vâlandes man
ze Betlehêm in daz lant; er hiez tœten zehant,
ſwaz man kleiner kinde dar inne mohte vinden,
diu wæren in ſolher alters vriſt, ſam er wânte weſen Criſt.
tœten er wolte den gotes ſun. ſich, des nam er kleinen vrum,
wan undern andern kindelîn wart im ertôt daz kint ſîn.
hie wart gehôrt jâmers ruof. der kinde müeter lûter wuof
hôch in dem lufte erſchal. ô wê welch jâmer dô erhal.
Rachêl weinet ir kint, wan ſie ze tôde erſlagen ſint.

Das voranſtehende Gedicht oder Bruchſtück früherer Zeit (was ſchon der Reim kund gibt) iſt in einer Münchener Papierhandſchrift des fünfzehnten Jahrhunderts (vor 1453), Catal. pag. 467. Col. 118b—122a enthalten.

Berlin, am 10. Brachmonds 1850.

H. F. Maßmann.

---

500. der. 503. lihte. 521. Der chünich. 522. Wenne. 523. Vnd wie es læg vmb das ch. 538. ruff. 540. wilhe ein iamer. 541. iriu.

XII.

Ueber die Faberſche Sprachorgel.

Die Zeitungsgerüchte, welche über Erfindung einer Sprechmaſchine aus dem Süden her auftauchen, bringen uns das Modell einer ſolchen in Erinnerung, mit welchem vor länger als 7 Jahren der deutſche Mechaniker Joſeph Faber (aus Manheim gebürtig in Wien anſäßig) alle größeren Städte Deutſchlands bereiſte. Das Auftreten des Mannes war ſehr anſpruchslos, die Ausſtattung ſeines Apparates etwas dürftig und durch die Hinzufügung einer Puppe mit beweglichem Munde auch ein wenig burlesk. Dies und daß man meiſtentheils ſeine Frau im Zimmer vorfand, erregte den Verdacht einer Täuſchung, ſei es durch ein verborgenes Kind, wie bei dem bekannten unſichtbaren Mädchen, oder durch Bauchrednerei. Doch die Offenheit, mit welcher viele Theile der Maſchine gezeigt wurden, die Uebereinſtimmung dieſer mit der Theorie, welche Herr Faber ſich über die Sprachelemente gebildet hatte und gern vortrug, entfernten bald den Verdacht und man bedauerte lebhaft, daß der Mann nicht Unterſtützung gefunden hatte, ſeine wichtige Erfindung vollſtändiger und äußerlich anſprechender auszuführen.

Warum ſollte es nicht möglich ſein, nach richtiger Erkennung der Wirkſamkeit unſerer Sprachwerkzeuge mechaniſche Vorrichtungen herzuſtellen, die ihre Thätigkeit nachbilden. Erzählt doch ſchon D. J. J. Becher in ſeinem Buche „Närriſche Weisheit und weiſe Narrheit (1725), daß er einen Orgelmacher gekannt, „welcher zwar „nicht geſtudirt, aber von Natur ingeniös war, welcher lange Zeit „darüber geſeſſen, ob er durch Kunſt einige Buchſtaben redend exprimiren könnte, daß gewißlich ein großer Theil Buchſtaben im

„A B C ſeine Orgelpfeiffen geſungen und theils ſehr naturel ex„primirt haben" ꝛc. Ferner hatte ja auch Wolfgang v. Kemelen bereits noch weitere Grundlagen zu einem ſolchen Werke hingeſtellt: Warum ſollte ein ſinniger Mann auf dieſen nicht weiter bauen können? Wenn ſolche Betrachtungen die Zweifel ſchwächten, wurden ſie ganz beſeitigt durch genaurer Beobachtung der Maſchine ſelbſt.

Dieſe beſtand*) aus drei Theilen: 1) der Windlade, 2) dem Kehlkopf, 3) der Mund- und Naſenhöhle.

Die Windlade erſetzt die Thätigkeit der Lungen. Es war ein Blaſebalg, der durch ein Pedal bewegt wurde, allerdings ein ſehr ſtarrer Erſatz des musculi inspiratorii und exspiratorii. Aus dieſem Blaſebalg führte ein Gummirohr den Luftſtrom in den künſtlichen Kehlkopf, deſſen genauere Einrichtung der Künſtler nicht zeigte, von der er aber ſo viel mittheilte, als man zu erfahren wünſchte. Die Anſicht, welche er ſelbſt darüber ausſprach, theilen wir hier in den Worten eines Arztes mit, der ſich gründlich mit der Unterſuchung des Kunſtwerks beſchäftigt hat.

„Herr Faber (ſagt dieſer Gelehrte) iſt der Anſicht, daß die Verſchiedenheit der Tonhöhe beſonders von der verſchiedenen Weite der Stimmritze abhängig ſei und daß ſchon eine höchſt geringe Veränderung in der Weite den Ton ſehr beträchtlich modificire. Es iſt dies deshalb ſehr bemerkenswerth, weil mehrere Phyſiologen und darunter Liscovius derſelben Anſicht ſind, und der letztere ſchon eine merklichen Unterſchied in der Tonhöhe wahrgenommen haben will, ſobald die Stimmritze ein $\frac{1}{700}$ einer Haarbreite ſich veränderte, wogegen andere und vor allen Joh. Müller durch ſeine ſehr zahlreichen Beobachtungen am künſtlichen und natürlichen Kehlkopf zu dem Reſultate gekommen ſind, daß die größere oder geringere Weite der Stimmritze von gar keinem oder ſehr unerheblichem Einfluß auf die Tonhöhe iſt. Das Urtheil des Herrn Faber ſcheint hier um ſo mehr ins Gewicht zu fallen, da er es in der Nachbildung der Stimme am weiteſten gebracht hat und man ihm eine genaue Kenntniß der akuſtiſchen Geſetze ſo wie ein fleißiges Studium der lebendigen Vor-

*) Man vergleiche die Mittheilungen des Herrn Med.-R. Schmalz in Casper's Wochenſchrift vom 3. Februar 1843, meine eigne Mittheilung in der Berliniſchen (Voſſiſchen) Zeitung vom 12. Dezember 1843, eine dritte von Bodz-Reymond in demſelben Blatte vom 24. Jan. 1843. Poggendorff Annalen der Phyſik 1843 Bd. 58. Die ſonſt hier erwähnten Mittheilungen ſind ungedruckt und vom Herrn Dr. v. Bärenſprung zur Benutzung freundlichſt gewährt.

gänge bei der Stimmerzeugung nicht abſprechen kann. Als einen Beweis ſeiner Anſicht führt Herr Faber den Umſtand an, daß man hohe Töne beim Singen länger aushalten könne als tiefe Töne, weil nämlich bei tiefen Tönen in jedem Moment eine größere Menge Luft durch die weitere Stimmritze ausſtröme als bei höheren Tönen durch die engere Stimmritze. Die Beobachtung iſt richtig, aber ſie beweiſt noch nichts; denn es iſt im Mechanismus des menſchlichen Kehlkopfs begründet, daß mit einer Verengung der Stimmritze gleichzeitig auch eine Vermehrung der Spannung der Kehlbänder verbunden iſt, vorausgeſetzt, daß die Länge der Stimmritze dieſelbe bleibt. Beweiſend würde es ſein, wenn der Mechanismus an der Sprechmaſchine ein ſolcher wäre, daß die Stimmritze willkührlich verengt und erweitert werden könnte, ohne daß dadurch die Länge und Spannung der Bänder eine andere würde. Wenn man auf dieſe Weiſe Umfang der Tonhöhe von einer Octave oder mehr erreichen könnte, dann müßte man allerdings zugeben, daß es nicht auf die Spannung der Bänder ſondern allein auf die Weite der Stimmritze ankäme. Dieſer Mechanismus würde aber ſchwer herzuſtellen ſein und es iſt viel wahrſcheinlicher, daß die Sprechmaſchine den Zuſammenhang zwiſchen Weite der Stimmritze und Spannung der Bänder, wie er ſich bei Menſchen findet durch eine andre Einrichtung erſetzt.(!)"

So weit dieſe Mittheilung welche ein tieferes Eingehn des Erfinders in die Sprachbildung bekundet. Aus einer andern Mittheilung entnehmen wir, daß die Stimmbänder an dem künſtlichen Kehlkopf in der Sprechmaſchine des Herrn Faber auch von Kautſchuk gebildet waren und daß für die Wirkungen des complicirten Muskelſyſtems am natürlichen Kehlkopfe, welche Joh. Müller bei ſeinen Verſuchen durch verſchiedene Belaſtung des künſtlichen Kehlkopfes erſetzte, Herr Faber das geeignetſte Mittel nur in der Stärke des Luftſtroms gefunden habe. Da aber bei gleichbleibender Spannung der Stimmbänder durch ſtärkeres oder ſchwächeres Anblaſen, der Ton nur um eine Quinte modificirt werden kann; ſo ſetzte Herr Faber, wie er ſagte, eine Vorrichtung hinzu, mittelſt welcher gleichzeitig eine verſchiedene Spannung der Stimmbänder und eine Veränderung in der Weite der Stimmritze bewirkt wurde. Der Mechanismus wurde nicht erkannt, da die einmal zuſammengeſtellte Maſchine nicht leicht auseinander zu nehmen war.

Aus dem Kehlkopf, über deſſen Struktur wir jetzt ausführlicher gehandelt, trat der Luftſtrom in die Mundhöhle, die der natürlichen des Menſchen genau nachgebildet und überall mit Kautſchuk umkleidet war. Dieſe konnte genauer vom Beſchauer der Maſchine unterſucht werden. Der Oberkiefer war feſt, der Unterkiefer beweglich. Der Naſenkanal war durch eine Gummiröhre erſetzt und gewährte jedem die Ueberzeugung von dem Einfluſſe dieſes Organs auf die Bildung der ſogenannten Naſallaute. Man konnte dieſe Gummiröhre in die Hand nehmen und durch einen beliebigen Druck das p, welches die Maſchine ſprechen ſollte, in m verwandeln. Bekanntlich bildet ſich das p durch ein Zuſammenpreſſen der Lippen und Ausſtoßen des Lautes, das m durch Zuſammenpreſſen der Lippen und Rückdrängen des Lautes, der dann durch die Naſe entweicht. Wer in dem Momente, wo er etwas hart das Wort Mama ſprechen will, die Naſe feſt verſchließt wird Laute hervorbringen die wie Papa klingen. Dies gelingt beſonders, wenn man mit zugepreßter Naſe das Wort Mama ſehr oft und ſchnell hinter einander ſpricht; wobei der Mund mehr mechaniſch arbeitet und die beſondere Muskelanſtrengungen verſagen, welche ſonſt auch bei gehemmtem Naſenſtrom, die Ausſprache der Wörter einigermaßen möglich machen. Die Maſchine entſprach jenem raſchen Sprechen, wo nur die Hauptorgane thätig ſind. Es gehörte dieſer Verſuch zu den überzeugenden, daß hier nicht Täuſchung im Spiele ſei; weil ein verborgenes Kind oder eine daneben ſtehende bauchredende Frau durchaus nicht merken konnte, ob man in dem dunklen Kaſten das Gummirohr zuſammendrückte oder nicht.

Die verſchiedenen Theile des künſtlichen Mundes wurden durch Dräthe, die mit 16 Taſten in Verbindung ſtanden, bewegt und während Herr Faber mit den Füßen den Blaſebalg in Thätigkeit ſetzte, arbeitete er mit den Händen ſehr angeſtrengt zur Hervorbringnng der Laute. Vierzehn dieſer Taſten gaben die Laute a, o, u, e, i, v, l, f, w, s, sch, b, d, g. Eine Taſte brachte durch Veränderung der Stimmritze die Hauche h, ch hervor, eine andere öffnete den Naſenkanal um die Veränderung des p in m des t in n zu bewirken. Durch geſchickte Benutzung des erſten Nebenhauches h und ch brachte Herr Faber zugleich die Verſtärkung des b in p, des d in t, nnd des g in k hervor. Auf ſeiner Maſchine gaben alſo die Taſten bh zugleich niedergedrückt das p, dh das t, gh das k.

Bei Hervorbringung der Sylben wurden die Taſten der zugehörigen Buchſtaben ſehr raſch hinter einander gegriffen, was viel Anſtrengung machte. Schreiber dieſes gewann eine neue Ueberzeugung von dem Wegfall jeder Täuſchung, indem er den Herrn Faber aufforderte, ſo ſchnell als möglich mit der Maſchine zu ſprechen. Da konnte denn hie und da ein Vergreifen bei den Taſten nicht ganz ausbleiben und es ergab ſich, daß die Maſchine dieſe Fehlgriffe auch wirklich ſprach.

Die Maſchine konnte flüſtern, deutlich ſprechen und ſingen. Das lautloſe Sprechen war beſonders geeignet, die genaue Nachbildung der etwas ſcharfen Conſonantlaute zu beobachten. Die Selbſtlaute näherten ſich in ihrem Klange der Wieneriſchen Mundart. Ein Umſtand, der von der treuen Nachbildung des Lautes durch die Maſchine zeugte und deren Heimat dadurch verrieth. Wenn einmal der Klang eines Wortlautes ſo beſtimmt durch ein Inſtrument feſtgehalten wird, muß er auch an ihm in ſeiner Eigenthümlichkeit auftreten und man würde durch ſolche Maſchine im Stande ſein, beſtimmte Sprachweiſen feſtzuſtellen. Hätten Aegypter, Griechen und Römer ſolche Sprechmaſchinen hinterlaſſen, würden wir über die Ausſprache weniger zweifelhaft ſein. Manche Beſchauer der Maſchine ſchöpften aus dieſer treuen Nachahmung der Mundart den Verdacht, daß ein verborgener Menſch in der Maſchine ſpräche; während es doch auf der Hand liegt, daß Nachahmung nur etwas Beſonderes nachahmt und in Wien nicht der Berliner Dialekt nachgebildet werden konnte. Das Singen umfaßt nicht viel über eine Octave und war nicht eben erquicklich. Es wurde durch Begleitung einer kleinen Orgel unterſtützt, welche der Mann ſpielte, während die Frau jetzt langſam die Taſten der Sprechmaſchine anſchlug. Dies ſchien der Zweck ihrer Anweſenheit bei den Vorſtellungen mit der Maſchine zu ſein. Die gewöhnliche Sprache der Maſchine war etwas rauh und ziſchend; ſonſt klar und beſtimmt. Das Weiche des geſchmeidigen lebendigen Mundes entbehrte ſie. Den Namen Euphonia, den Herr Faber dem Inſtrument gab, bewährte das Inſtrument durchaus nicht. Richtiger möchte es durch Anthropophonium oder deutſch durch Sprachorgel benannt werden.

Wo iſt es aber jetzt? Wo tönt es? Erhebt es vielleicht von Neuem ſeine Stimme im Süden und giebt ſich, wie ein altes vergeſſenes Buch als neue Auflage, nun als neue Erfindung wieder?

Immerhin! Möge es nur kommen, von Herrn Faber oder von einem glücklichern Nachfolger geſpielt. Es iſt wünſchenswerth, das Räthſel zu löſen, welches über dieſer ſeltſamen deutſchen Arbeit ſchwebt. So gelungen und deutlich hat noch keine Maſchine geſprochen; daher auch die vielſeitige Beſorgnis einer Täuſchung, gegen welche aber Vieles ſchon erwähnte ſpricht. Wir rechnen noch dazu, daß wir mit aller möglichen Vorſicht mißtrauender Beobachtung prüfend nichts Verdächtiges wahrgenommen haben. Der Hauch der Laute, den wir das Ohr ins Innere des Kaſtens hineinhaltend ſcharf auffaßten, war kalt, und konnte unmöglich von der warmen Menſchenſtimme eines eingeſchloſſenen Kindes kommen. Die Uebereinſtimmung der Bewegung des künſtlichen Mundes mit den Lauten war ſo genau, daß ein nebenſtehender Bauchredner unmöglich alle Einzelheiten ſo beſtimmt wiedergeben konnte. Alſo Täuſchung war hier nicht. Der berühmte Phyſiolog Joh. Müller, mit ähnlichen Verſuchen beſchäftigt, hat die Maſchine mehrmals beſichtigt, viel mit dem Erfinder verkehrt, unſeres Wiſſens jedoch nie einen Verdacht der Täuſchung geäußert, obwohl er der Theorie der Sprachbildung, die ihr zum Grunde lag, ſeinen Beifall verſagen mochte. Alles dieſes muß uns auf die neue Sprachmaſchine geſpannt machen, wie es unſer Bedauern erregt hat, daß die Faberſche verſchollen iſt, die einen bedeutenden Fortſchritt auf dieſem Gebiete der Darſtellung enthielt und großer Vervollkommnung fähig war. Wenn man erwägt, wie raſch auf den Gebieten der Technik jetzt die größeſten Schwierigkeiten beſeitigt und überraſchende Wunder geſchaffen werden, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß unter den Händen ſinniger und mit den erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüſteter Künſtler in den ſieben Jahren, ſeit Faber in Berlin war, ſeinem Entwurfe entſprechende genauere und wohltönendere Sprachorgeln entſtanden wären, und daß wir vielleicht neben den jetzt erfundenen ſchreibenden elektriſchen Telegraphen auch unmittelbar redende könnten erhalten haben.

Auguſt.

XIII.

Difz ift von Kaiſer Lucius tochter wie mit liſten yr er enthielt vnd ſi doch ain ritter erwarb mit liſten.

Zv Rom̄ ain riche⁹ kaiſſer ſas der Lucius gehaiſſen was
Der hett ain tochter ſchon vnd zart wol geborn̄ von hocher art
Zu der hett er lieby groſz Niendert vand mā ir genoſz
An tugend vnd an der geber Nū helt der kaiſer ain diener
Der wz ain ritter from vnd veſt Der mocht weder ru noch reſt
Noch gar kain geſtift nit han̄ Die min̄ hett in gezindet an
Nauch der Junckfrow ſtond ſi gir Ains maulſz kam er auch zŭ ir
Do er ſi allaine ſach Haimlich er zŭ ir ſprach
Nū ſag mir edele maget dz Ich hăn dich lieb gar on̄ maſz
Wz ſol ich dar vm̄ geben dir Das du wolteſt ginnē mir
By dir zŭ ſchlauffen nū ain nacht Si ſprach zŭ hand vnbedacht
Tuſſend guldin vnd nit mer Dar vm̄ ich von dir beger
Des ward der ritter fro Er gab der ſchonē maget do
Vor nacht die tuſſend guldin Do nu die ſon̄ v̈ber den ſchin
Vnd die vinſter nacht wz komē Alſz im der held hett vir genomē

1. vor ſas ſteht wz. 27 v̈ber vielleicht aus v⁹lor entſtanden.

Alſo kam er do gĕgan. Zŭ der maget wolgetăn
An dz bett legt er do ſich Vnd entſchlieff gar ſchnelleclich
Do er die gantzē nach(t) do lag Vnd anders nit dēn ſchlauf-
fen pflag
Des morgē do die ſonn vff gie[ng] Die Jūngfrow dz nit
enlie
Von dem bette gieng ſi dan Vnd legt zŭ ſtond ir claid^{s} an
Dar nauch wackt ſi den ritter gŭt D^{r} wart betriept in vn-
mŭt
Dz er verſchlauffen het alſo Zŭ der maget ſprach er do
Liebe Junckfrow mīneclich Ich bit mit gantzē flīſz dich
Dz du kerreſt her zŭ mir An dz bet dz iſt min gir
Si ſprach dz bin ich vnberait Ich ſag dir fúr ain warheit
Ich han dīr mit vnrecht getŏn Wān Ich mit dir gedingt hŏn
By dir zŭ ſchlauffen ain gantze nacht Dz hŏn Ich alſo vol-
braucht
Vīm tuſſend guldin dz bĕſchach Nū biſtu geweſen ſo ſwach
Dz du hauſt dz antlit din Gen dem ſtoltzen lib min
Nie gĕkert zŭ ainē maul Dz mŭſtu von mir ſpot vnd ſchal
Fürbas ewēclichen hoñ Do ſprach der betriept(e) man
Der ſchlauff haut mich betrogē ſer Vnd bit dich zŭ komē
her
Zŭ mir an dz bette din Si ſprach dz mag doch nit geſin
Wie vil er die maget bat Dz hett er an ir niendert ſtat
Dar nauch der ritter ſprach zŭ ir Wz ſol ich nū geben dir
Dz ich by dir noch ein nacht Sol ſchlauffen alſz ich hŏn
erdacht
Des antwurt im die maget vin Ich nīm tuſſent guldin
Vnd laufz dich mit mir ſchlauffen gan Die ander nacht by
mir beſtŏn
Der ritter wolt(e) nun fürbas Sin gelück verſŭchen bas
Do nun komē wz die nacht Die tuſſend guldin er do hrăcht
Die gab er auch der clŭgen maid An dz bett er ſich lait
Zŭ im ſi ſich zŭ ſtond legt Zu iglicher wiſz der ritter tett
Alſz er vor mălſz het getăn Der ſchlauff gieñg in abe^{s} an

39. 65. 82. ſteht bō̄tt.

Dz er ſo inn dem ſchlauff lag Biſz vber in gieng der liecht tag
Des hett der ritter vſſerkorn Die tuſſend guldin aber v^{s}-lorn
Die maget von dem bett(e) trat Dar nauch wackt ſie den ritter drăt
Der ritter trurē ſer began Mer dañ Ich nieman ſagē kañ
Er ſprach vſz betrieptē mŭt Nū ſag mir Junckfrow edel vnd gŭt
Mag Ich nū dz hŏn von dir Dz du welleſt ginnē mir
Die drittē nacht by dir zŭ ligen Si ſprach dz ſy dir vnuerzigen
Ob du bringſt tuſſend guldin Die nim Ich dar vm̄ von dir in
Er ſprach die wil Ich dir geben Doch gedacht er im do neben
Nū hŏn ich vff die erſte nacht D^{s} magt, all min barſchaft bracht
Zom andrē maul hŏn Ich zwăr Min erb vnd eigē verſetzt gar
Vnd dz gelt dz Ich dem wib Geben hŏn vm̄ irē lib
Der mir nie ward vnder tŏn Wil ich nū by er beſtŏn
Dz mir dz werd zŭ tail So muſz Ich min gelŭck vnd hail,
Mit andren wegē ſŭchen draut Er rait zŭ ſtond inn ain ſtatt
Zŭ ainē burger der wz rich Er ſprach zŭ im gar zogenlich
Nū ſag mir lieber fründ min Machtu mir tuſſend guldin
Gelichen der bedarff ich wol Dar vm̄ ton ich dir wz ich ſol
Der burg^{s} ſprach die lich ich dir Wz gewiſſenhait tŭſtu mir
Der ritter ſprach nū ſag mir nū Wz du begerſt dz will ich thon
Do ſprach zŭ im der burger Ich wil dir ſagē vil gewer
Dz ich dir gib ain friſt vnd zil Vff ainē tag den ich dēn wil
Nennē hie vffenbăr Dar vff ſoltu mir gantz vñ gar
Alſz min gelt wider geben Zŭ ſicherhait wil ich do neben
Des von dir hŏn ain prieflin Beſtetigot mit dem ſigel din

135. ſteht prieſslin.

Der ſol weſē veſt vnd gůt Geſchribē mit dim aignē plůt
Ob du dar in wolteſt fümig ſin Vnd mir nit gebeſt dz gelt min
Gantz vnd gor vff dz zil Dz ich dir vff ſetzē wil
Dz ich dañ ſol gewalt hŏn Dinen lib zu griffen an
Vnd dar vſz ſchnidē wz ich wil Des friſchen flaiſches din alſz vil
Dz deñ alſz ſwer mig gefin Dz ich do mit dz gelt min
Mig wider wegen an der wăg Ob dir dz alſo behag
So lich ich dir dz gelt vil gern D^{s} ritter mocht dz nit enberñ
Er verſprach im alles das Zeton wz er im vor las
Er ſchraib zů ſtund ain brieffelin Mit dem aignē plůt ſin
Alſz zwiſchen in daz waz geret Sin inſigel er dar an tăt
Do mit der brieff geneſtnet ward Den gab er do mit der vart
Dem burger in die hand ſin Von im die tuſſend guldin
D^{s} ritter do zů ſtond enpfieng Do mit er von dannē gieng
Er ſpraeh ſit ich dz gelt hŏn So ſol ichs wiſzlich legē an
Dz ich es nit v^{s}lier ſam ee Oder ich můſz iemer me
Vůr bas liden iamers pin Vnd in groſſer armůt ſin
Er gieng zů ſtond zů ainnē mā Der wz ain maiſt^{s} lobeſem
Der natůrlichē kunſt gelert Sins rautz er do begert
Er ſprach lieber maiſt^{r} min Ich thon kunt der wiſzhait din
Mīnes hertzē haimlichait In trůwen ſi dir dz geſait
Dz Ich von hertzē lieb hŏn Des kaiſers tochter wol getōn
Mit der bin ich ain worden Dz mich die maget hochgeborn
Zů nacht by ir ſchlauffen lieſz Dar vm̄ ich ir zů lon gehieſz
Zway tuſſend beraitt^{s} guldin Die hatt ſi all genomē in
Nū hant d^{s} ſchlauff betrogen mich Dz ich die zwo necht ſtettechich
Gantz vnd gar des ſchlauffes flag Biſz v̄ber mich erſchain d^{s} hell tag
Vnd hon an dem megetin Nit volbraucht den willē min
Vnd iſt dz gelt v^{r}lorñ mir Nū hon ich zū ir ſolich gir
Dz ich von ir nit mag gelŏn Dar vm̄ ich entlechnet hŏn
Tuſſend guldin gůt vnd ſwer Von ainē richē burger

V'lůſz ich die ſam̄ jenes gůt So můſz ich lebē in armůt
Dar zů ſchand vnd laſter hăn Nū bin ich her zů dir gŏn
Vnd beger des rautz din Tů mir mit diner wiſzhait ſchin
Wie ich vor ſchlauff werd behůt Dz ich nit von minē gůt
Alſo rinklich mig geſtŏn Dz ich ſwerlich entlechnet hŏn
D' wiſz maiſter zů im ſprach Zwiſchend des golters vnd lilach
An dem bětt des megetin Do lit ain clains briefflin
Dz haut die tugend vnd kraft Wer kompt an dz bet gehaft
Vnd von dem golter wird bedeckt D' muſz ſchlauffen biſz mā in weckt
Die magt ſchon vnd miñeclich Sit du dich hauſt gentzlich an mich
So wil ich dir geben ain raut Dz diñs hĕrtzē will ergaut
An der maget hůpſch vnd clůg Du ſolt ſůchen mit fůg
Vnd(er) des golters dach lis Dz briefflin in ſtiller wis
Dz wirff dañ von dem bett hin dan Vnd leg dich zů ſtond hin an
So wider vert dir glück vnd hail Dir wirt die magt ſchon zů tail
Der ritter ward ŏn măſſe fro Zu der Junckfrow gieng er do
Vnd gab ir dz gold zů hand Ab zoch er do ſin gewand
Vnd ſůcht dz briefflin ſtill vnd lifz Inn aller d' geberd vnd wiſz
Sam er wolt behaltē ſin gwand Dz briefflin er vil ſchier vand
Dz warff er ver von dem bett Die magt dz nit gewaret hett
D' her do dz nit enlie Zů ſtond er an dz bett(e) gie
Vnd legt ſich dar an gar ŏn ſwe' Vnd tett ſam er entſchlaufen we'
Die magt ĭr gewand ŏch vō ir ſwaiff Dz bett ſi auch sů ſtond begraiff
Si legt ſich zů dem ritter dar Si hett des nit genomē war
Dz d' ritt' lobeſan Hett den brĭeff geworffen dan
Do nū die wond' ſchon maidt Sich het zu dem ritt' gelaidt

218. für gentzlich beſſer gelan. 223. ſteht doch liſs.

Nū merckend wie es dar năch ergieng Gar liepplich er ſy vme fieng
Dz erſchrack die maget ſer Si ſprach owe mine' er
Ich bin laſterlich betrogen Her nu biſz ſo wol gezogen
Vnd ſchon hie der erū min So wil ich alles dz gelt din
Vil gern wid' geben dir Dz du vor hauſt geben mir
Er ſprach din red iſt gar entwicht Si ſpraeh her nū tŭ mir nicht
Schaden hie an minē erū Ich will dir gentzlich wid' keren
Zwăr din gold zwiflach Hin wid' do der ritt' ſprach
Zŭ d' magt miñecklich Gebeſt du mir dins vatters rich
Vnd ſin gewalt gantz vnd gar Ich mecht dich nit gewerū zwăr
Dz du begerſt an mich hie Der ritt' do nit enlie
Mit d' maget er do rang Alſz vil biſz er ſi doch bezwang
Biſz ſin will ward gar vollbrăcht Alſz er im dz hett erdaucht
Er macht vſz der magt ain wib Zŭ ſtond ſi do zŭ des ritters lib
So groſz vraud vnd lieb gewan Mer dēn ich geſagē kan
Auch hett der werd(e) ritt' ſider So groſz lieb hin wied'
Do er dar an gedăcht nie Wie es mit dem burg' gie
Dem er dz gelt ſchuldig wz Vir wŏr ſond ir wiſſen dz
Dz ſich die friſt v'gangen hett Die dem ritt' wz vff gelett
Dar an [d]er dem burger Solt bezalū dz gelt ŏn geue'
Vber die friſt warn xv tag V'gangē zwar mit rechter wag
Dz er ſich mit d' miñe ſpil Bekummert het alſz vaſt vnd vil
Dz es im nie kam in ſin mŭt Wie er entlechnet hett dz gŭt
Do er lag ains maulſz am bet Vnd kurtzwil mit d' frowē hett
Do gedacht er an dz gold Dz er dem burge' geben ſolt
Vnd daz die friſt wz zergan Vil ſer ſŭfzen er began
Er wainet vaſt vnd bitt'lich Do dz vernam die miñeclich
Zŭ ſtond ſi zu ime ſprach Sag mir waz iſt din vngemach
Dz du ſo gar betrŭebet biſt Er ſprach ich hŏn ŏn arge liſt

283. beſſer Daz er. 302. ſteht Fünffzen er begēn.

Dich alſz lieb gehapt biſz her Vnd dinne^{r} mīn noch ſtetz beger
Dz ich dz kom zŭ vngeniſt D^{r} tod mir dar vm̄ kinftig iſt
Si ſprach wie mag dz gefān Dz lauſz mich wiſſen herre min
D^{r} ritter ſprach dz ſag ich dir Ain burger haut gelichen mir
Berait die tuſſend guldin Die du hauſt genomē in
Jetz von mir zom leſten măl Dar vff hat er geſetzt den wal
Ob ich im nit bezal ſīn gelt Vff ain tag den er mir măl̆t
So hatt er vollē gewalt zwŏr An minē lib gantz vnd gar
Allenthalb(en) wŏ er wil Dz flaiſch dar vſz ſchnidē alſz vil
Dz das gelt mig wid^{r} wegen Nū bin ich ſo by dir gelegē
Dz ich von groſſer liebe din V$_{r}$geſſen hŏn der gelt ſchuld min
Wañ ich daz erkeñ vnd vind Daz xv tag vergangen ſind
V̈ber den tag dar vff ich ſolt Dem burger wid^{r} geben dz gold
Dar vm̄ mŭſz ich liden pin Vnd v^{r}lieren daz leben min
Dz iſt aĭn vrſach dz ĭch wain Zŭ im ſprach dz wib vil rain
Du ſolt dir dar vm̄ fĭrchtē nicht Vnd mit trurē hŏn kain pflicht
Gang bald bin zŭ dem burg^{r} Vnd mach im den ſeckel ſwer
Gib im dz gelt zwifallig Ob er dir das dañ v^{r}zig
Vnd nit wolt aĭn beniegen hŏn Gib im dz er geuordrē kán
Vnd lauſz in nemē wz er wil — — — — — — — — —
Wañ dz wil ich dir alles gebē Ob ich gefriſten mig din leben
Des ward der (herre) fraidē rich Er rait do vil ſchnellecklich
Zŭ dem burger rich vnd gŭt Den grŭſt er mit hochē mŭt
Er ſprach vil lieber frūnd min Ich hŏn thŏn wider den willē din
Dz ich dir nit gehaltē hŏn Dz ſol ich dir zŭ bŭſz ſtŏn
Dz gelt will ich dir zwiflach geben Gar willeclich ăn wid^{r} ſtreben

337. ſteht main. 347. Hier fehlt ein Reim, etwa und wære ſin noch alſo vil oder ſin ſi lützel oder vil.

Do ſprach zŭ im d^{r} burg^{r} Nū merck von mir die rechte mer
Ich wil nū do by beſtŏn Alſz ich mit dir gedingt hŏn
Nach lut vnd ſag des brieffs min Ich beger nit des geltz din
Hin wid^{r} do d^{r} ritt^{r} ſprach Sit dir das gelt nit zwiflach
Von mir behagt dz ich dir ſol So bit ich dich tŭ ſo wol
Vnd vorder do vĭr wz du wild Wan̄ mich des alles nit beuilt
Dz will ich dich bezalē nū Zwŏr dz iſt dir wol zŭ tŏn
Do ſprach der burg^{r} mit gewalt Zwŏr din red iſt manigualt
D^{r} machſtu vor mir gar zŭ vil Wan̄ ich nit anders main noch wil
Dan̄ dz du halteſt zu d^{r} friſt Wz inn dem brĭeff gĕſchribē iſt
Geueſtnot wol mit dinnē plŭt Vnd mit dinnē inſigel gŭt
Dz wil ich habē hie von dir Sus machtu nit ledig ſin vō mir
Zŭ ſtond d^{r} burg^{r} mit gewăr Hieſz den ritt^{r} vil gewer
Vachen vnd fierē vīr gericht Dz ward do v^{r}zogen nicht
Inn dem ſelben kingrich wz Geſetzt vnd gebottē dz
Wer ſich mĭt gŭttem willē ve^{r}band Vm̄ ſchuld wie die wz genant
Der mŏcht do vō nit geſtŏn Dz recht mŭſt ſich dar năch ergan
Nū wz die frow in triebſal zwŏr Ir knecht hett ſi geſendet dar
Die ſoltend das erfarn̄ hie Wie es irem bŭlen ergie
Die knecht komē wider zŭ hand Zŭ d^{r} frowē haim gerant
Vnd ſagtē ir die rechte măr Wie der ritt^{r} gefiert wăr
Vir dz gericht offenbaur Do dz die frow ward gewar
Zŭ ĭr ſelb ſi do ſprach Sol er nū ſolich vngemach
* * * Dz er den ritt^{r} leben lieſz hie
Wolt er im dz ginnen nicht Der richt^{r} ſprach wz im geſchicht

377. ſteht wol. 395. ſteht Irn̄. *** Hier fehlt offenbar etwas, vermuthlich 1 Bl., da mit dieſem auch eine neue Lage von 4 Bl. beginnt. Es enthielt die Verkleidung der Frau, und Verhandlung der Sache vor dem Richter. 407. ſteht micht. 408. ſteht ritt^{r}.

Gnaud hie von dem burger Dz gīnn ich im ŏn all geuer 410
Die frŏw kert ſich zom burg^{s} dar Si ſprach lieber fründ nim war
D^{s} ritt^{s} ſtaut gefangē hie Wz hilft dich dz ain recht ergie
V̈ber den vil ellendē man Dz er dz leben ſolt v^{s}lŏn 415
Vie weg^{s} iſt dîr dz gold rott Dan̄ des fromē ritters tod
Silber vnd gol(t) nū nit enwildt Dz nim von im biſz dich bevildt 420
Gentzlich năch dem willē din Dar vm̄ will ich behaft ſin
Do ſprach hin wider d^{s} burg^{s} Her nū merckend diſe mer
Vnd găb er mir ain kingrich gar Ich lieſz in nÿme^{s} leben zwăr 425
Dic frow ſprach zŭ im do Nit liebe fraind red alſo
Sit im d^{s} richt^{s} gund zŭ leben So ſoltu in auch hie ergeben 430
Der burg^{s} ſprach ich ton ſĭn nicht Ich beger ain ſchlecht gericht
Dar vm̄ zŭ ſprechen hŭtt zŭ tag Nauch mines brieffes lut vnd ſag
Vnd nauch des lands geſatzt vn̄ bot Dz rieff ich ŏn allen ſpott 435
Dĭe frow ſprach zŭ dem richt^{s} do Sit den ſachē iſt alſo
Dz nū der vaige burg^{s} dŏrt Wed^{s} mit bet noch mit geltz hord 440
Nit wil lauſſen wiſen ſich So beger ich veſteclich
An dich vil lieber richt^{s} ſid^{s} Dz du gericht ſitzeſt nid^{s}
Zŭ richten baiden ŏn gewe^{s} Dem ritt^{s} vnd auch dem burg^{s} 445
Ieglichem nauch d^{s} anſprăch ſin D^{s} richt^{s} ſprach trut herre min
Dz ſol billich hie gĕſchehen Ain glich recht ſond ir ſehen 450
Die frow ſprach zom burg^{s} Nū ſag mir hie gewer
Wŏ wiltu ſchnidē den ritt^{s} in Dz flaiſch vſz dem lichnam ſin
Des antwurt im d^{s} burg^{s} ſid Zŭ der bruſt do dz hertz lit 455
Will ich ſchnidē den jungē mā Sins flaiſches alſz vil her dan

419. etwa: als vil du wilt. 434. für minen brieff lút.

Biſz ich mins geltz behaft bin Dz do mit wirt gewegē hin
Die frow ſprach zŭ dem richt[r] Her nū merck vil gewer
Du hauſt geſprochē offenlich Du welliſt in baidē ain recht gelich
Loñ wider varñ ŏn gewer Dem ritt[r] ſam dem burg[r]
Sit dem nū alſo iſt So beger ich zŭ der friſt
Dz ditz geſatz vol braucht werd Des der ritt[r] hie begert
Dz vor menger wil vnd zitt Iſt gehalten ver vnd wit
Vnd des gemainē land ſit Quicūque ſangwie ācē effud(i)t
Sangwis eius effudit[r] Dz betŭt in tŭſcher ker
Wer v[r]gŭſt des andrē plŭt Inn zorns wiſz vnd vnmŭt
Des glich im auch geſchech Dz mā ſin plŭt flieſſen ſech
Wer den andren bringt zom tod Dem tŭt mā billich die ſelb not
Nū iſt d[r] burg[r] zŭ raut worden Mit dem ritter hoch geborñ
Dz flaiſch von finnē lid(en) ſchnidē Dz ſol der ritter zŭ ſtond liden
D[r] burger ſol nū vachen an Zŭ ſchniden wŏ er wil den mā
Doch ſol er ſich hĭetten eben Dz das plŭt nit flieſz do neben
Wañ dz iſt vor gedaucht nie Da[n] ir baider gedinḡ ergie
Wañ wie dz plŭt rint do mit So mŭſz nauch detz lands ſit
Vnd nauch alten geſatzt vnd bott D[r] burg[r] liden ſolich not
Sam d[r] ritter liden mŭſz Dz iſt dar v̈ber die recht bŭſz
Des ſprach d[r] burg[r] zŭ d[r] friſt Sit den măren alſo iſt
So haiſt mir geben dz gelt min Ich main die tuſſend guldin
Die ich im gelichē hŏn So will ich in nū ledig lŏn
Dz andrē zŭ ſpruchs gantz vnd gar Si ſprach ich ſag dir dz vir wŏr
Dz er git kainē pfeñig dir Du hauſt hŭt oft gehert von mir
Dz er dir gerñ hett geben Gol(t) vnd filber vil do neben
So wolteſt du nū den lichnam ſin Vnd kain gelt vō im nemē in
Si kert ſich gen dem richt[r] dar Si ſprach her nem̄ des ritters war
Ich hoff er ſell ledig ſin Gib vrtel licber herre min

460. mit für nit. 468. So für be. 474. d. i. ſanguinem alicujus.

Der richt^{r} ſprach do offenbŏr Es iſt d^{r} ritt^{r} gantz vnd gar
Nū ledig von dem burg^{r} Alſz ich dz offenlich bewer
Wañ dz flaiſch mag vō d^{r} hŭt Mit nichten werden vſz gerit
Es mŭſz dz plŭt flieſſen do mit Des habend ſi gedacht nit
Inn der tăding ſtill vnd liſz Sit nū d^{r} burg^{r} wiſz
Dz gelt vō im nit nemē wolt Wed^{r} dz filb^{r} noch dz gold
Doch dz ſin nutz geweſen wer Dz ſol der ritt^{r} gar ŏn ſwer
Von hinnē ledeclichen gan Der burg^{r} ſol nū fürbas hŏn
Zŭ im kain anſprăch nit mer Alſz er hatt gehapt biſz her
Dz ward die frŏw hoch gemŭt Si danckt im ſins gerichtz gŭt
Vrlob nam die frow rich Von in allen gemainlich
Vff den maidē ſi do ſas vnd rait zŭ hus ŏn vnd^{r} lŏſz
Si hettē all geſworē des Die do warē ingeſes
Vor gericht offenbaur Si wer ain mā geweſen zwăr
Si ſprauchē all vſz ainē mŭt D^{r} iung^{r} ritt^{r} from vnd gŭt
Der ietzond hin gerittē iſt D^{r} haut mit ſinnē clŭgē liſt
Vnd mit groſſer wiſzhait Den ritt^{r} hie behiet vor laid
Do mit nam es alles end D^{r} burg^{r} gieng zŭ hus behend
Er ward zŭ ſpott offenlich D^{r} ritt^{r} auch berait ſich
D^{r} von dem tod erleſt wz Er rait zŭ ſtond ŏn vnd^{r}laufz
Zŭ ſinnē bŭlen wid^{r} hain Nū hat die miñeclich vnd rain
Die wil geziert iren lib Vnd wz wid^{r} wordē zŭ wib
Do ſi den ritt^{r} komē ſach Gar liepplich ſi zŭ im ſprach
Nū ſag mir hertz lieber mā Wie biſtu hŭt dem tod engan
Der ritt^{r} ſprach dz ſag ich dir Es lag hŭt frŭ hert mir
Es wer ain vrtel ſchier geben Vber min lib vnd auch min leben
Dz vnd^{r} ſtond ain iung^{r} man Ain ritter clŭg vnd lobeſam
Wiſz vnd dar zŭ wol geſprech Gnăden vol vnd nit zŭ găch
Der hat mit d^{r} wiſzhait ſin Mich erleſt vſz groſſer pin.
Er haut es auch braucht dar zŭ Dz ich ſitzen ſol mit rŭ
Vnd aller anſprauch ledig ſyn vir bas von dem bürgerlin
Dar vber gab d^{r} richt^{r} Die ſelben vrtel vil gewe^{r}
Des ward d^{r} burg^{r} do zŭ ſpot Die frow ſprach ſit dich nū got
Erleſt von groſſer pin vnd laid Mit des ritters wiſzhait

So hetteſt du in billich mit dir Her zŭ hufz brauch(t) hie vir
Dz er mit vns enbiſſet hiet Er ſprach zŭ ſtond er dannen ſchied
Dz ich nit waiſz wŏ er hin kam — — — — — — —
Si ſprach nū ſag mir lieber mā Ob du den ritt^{r} wol getŏn
Solteſt fürbas ſechen mer Kantteſt du den tegē her
Er ſprach zŭ d^{r} frowē rich Zwăr ich kenn in aigenlich
Die fraw dz nit lie Inn die kamer fi do gie
Vnd legt die mannes claid^{r} an Alſz fi vor maulſz hett getŏn
Vſz d^{r} kame^{r} fi do trat Sam ain man d^{r} mŭt hat
Do dz d^{r} ritt^{r} ward gewar Dz ward fin hertz erfrayet gar
Er kuſt fi an iren rottē mund Vnd ſprach zŭ d^{r} ſelben ſtund
Geſegnet fi die zit vnd friſt Dar inn din lib geborn̄ iſt
Dar nauch mit groſſ^{r} wirdikait D^{r} kaiſer gab die ſchene maid
Dem ritt^{r} clŭg zŭ ee wib Er trüttet irē werdē lib
Mit groſſen eren ŏne miſſewend mit frid ir leben nam ain end
Dz helff vns der raine tegē Dz wir gottes frid pflegē
Vnd wir fin gnăd erwerbē Vnd in finē frid erſterben
So wirt vnſer ſelē raut in v G dz geſchribē haut
Inn gottes
namen amē
Ich hā vff gnăd

Vorſtehende Erzälung iſt aus Veeſenmeyers Papierhandſchrift, von welcher ich im Quellenverzeichnis der „Geſammtabenteuer" Bd. 3, S. 795—96 Bericht gegeben, und auch dieſen Inhalt derſelben berürt habe. Die Geſchichte dieſer Dichtung, hin durch die Franzöſiſchen ſieben weiſen Meiſter, die Lateiniſchen und Deutſchen Gesta Romanorum und den Meiſtergeſang, iſt ebendaſelbſt Seite CXXXVIII und in der Berichtigung dazu erörtert, bei den Sagen vom Zauberer Virgilius, welcher in den gesta Romanorum auch als Zauberer auftritt. Mit der Proſa derſelben ſtimmt

589. fehlt eine Reimzeile.

unser Gedicht sehr genau, doch ist jene nicht etwa aus diesem aufgelöst. In beiden ist der Gold für Menschenfleisch Leihende noch kein Jude, ebenso wenig als in dem Französischen sieben weisen Meister-Gedicht, welches diese Grausamkeit als Sache einer andern Grausamkeit darstellt, indem der Schuldner dem Gläubiger, seinem Vasallen, für eine Beleidigung, das Bein hatte abhauen laßen. Shakspeare's Kaufmann von Venedig hat, wie unser Meistergesang, den Judenhaß ins Spiel gebracht, und das Räthsel der drei Kästchen damit verbunden, welches sich auch selbständig in der Englischen Sammlung der Lateinischen Gesta Romanorum (Kap. 99 der Engl. Uebersetzung von Swan, Deutsch bei Gräße II, 249) befindet: nur ist es umgekehrt eine wunderbar aus dem Schiffbruche gerettete Schöne, welche durch ihren Scharfsinn einen Kaisersohn gewinnt.

Der buchstäbliche Abdruck zeigt die Schreibweise der Alemannischen Handschrift von 1459. ŭ ist aus dem älteren ů entstanden, wie noch der Halbkreis über u unsrer Schreibschrift. ă und ŏ bezeichnet die breite doppellautige Aussprache des langen â, und ist manchmal auch ausgeschrieben haut, raut, wie frŏw für frouw. Einigemal steht auch ĭ, ĕ für kurzes und langes e. Für ŭ ist, auch mundartlich, i und ie herrschend, sowie e für ŏ, und ai für eu.

v. d. Hagen.

XIV.

Modedeutſch des 14-, 15ten und 19ten Jahrhunderts.

1. Nach Laßbergs Liederſal CCXVI.

Man redet ditz, vnd mainet daz;
Der Tûtſch wil lernen, der bedarf baz
Ains guoten tolmetſchen ietz denn ie.
Nu hôrt, ich wil uch ſagen, wie
Man nûewer Tûtſch(e) tichte vil:
Wenn ainer den andern ſlachen wil,
Er drât im zerſerten durch den grint.
Ain alter man haizt ain kint,
Ob er nit (der) witze hat.
Man gicht och, ainer kunſt kat,
Eb er alſus lutzel kan.
Ain bôſwicht haizt ain biderb man
Hinder ſich ze mezzen.
Wer zûrnet, der wil frezzen
Den lûten irû ogen uz,
Verbrint den ainem ſin hus,
Der ſait, ez ſy zerrunnen.
Ainer kam nie an die ſunnen,
Der zu der werlt nit wandel hat.
So git och ſinen geſten rat
Ain wirt, der erlich ſpiſet.
Man ſpricht, ainer hab verwiſet

Die lůt, git er in ſwachen rat.
Man ſait, der tiuvel beſtanden hat
Ainen, der boſlich tuot.
Wer laidig iſt, der hat nit muot.
Frǒlich lůt hant vǒgelin vunden.
Man gicht, ainer hab erſlunden
Beckil hub vnd ſlappen dran,
Ob erz vmb win verſetzen kan.
Wer wenig trinkt, der trinkt ain ſaich.
So tribt man och der lus(e) laich;
Daz hiez hie vor gejucket.
Man gicht ainer [hab] under trucket
Den andern, des er gewaltig ist.
Wer niempt fürcht, der fürcht ain fiſt.
Ich han gehǒrt wol dri ſtunt licht,
Daz man aim ſtuol ain ſurt gicht.
Ain hengſt wirt dick ain merch genant.
Loft ainer bald, er komt gerant;
Gat er gemach, ſo ticht er;
Trit er liſ, ſo ſlicht er.
Nimpt ainer ain wip, daz haizt geſchent.
Wer lǒgent daz man ficht, der blent
Al die ez geſechen hant.
Wer die lůt betrůgt, der beſchizt ain lant.
Lůgt denn ainer, daz haizt gefidert.
Armet ainer, der wirt genidert.
In zornes wys ſpricht man, ſy ſchaiz.
Ain krieg haizt man zu rais.
So haizt hoffart ain gebreſt,
Ain hochi burg ain giren neſt.
Ain tumber man haizt ain goch,
Ald ain tůfel. man ſpricht och:
Dů welt iſt geſorten mit bǒſem kůt.
Wer mild iſt, der behaltet nůt.
Wer finz verzert, der hat verſchizzen.
Ubel lůt ſint unverwizzen.
Ain gelerter haizt ain buoch biz.
Iſt ainer ſwarz, ſo haizt er wiz

Als ain gebůtlachti kra,
Můgt iemen icht, daz haizt, er gra.
Wen nůt můgt, der hat nůt gallen.
Groz lůt haizent quallen.
So haizt ain gepur ain holz pock.
Ain wit balzer haizt ain schopf(?)
So ist ain kugel huot ain tach.
Man gicht, ain kurzer man der slach
Ainem langen biz an sin kin.
Disi Tůtsch het frǒmbd(en) sin:
War umb slůg' ain kurzer man
Ain, der im nůt hat getan,
An sin kin ald an sin munt?
Alle minner sint verwunt:
Sy bluotent aber nicht.
Minnet ainer nit, man gicht,
Daz er nit apfel ezzen mug.
Z'war daz tunket mich ain lug;
Er izzet ir licht me zem tag,
Denn ainer der wol minnen mag.
Der über muot und hoffart hat,
(S) Wie nider im sin sa(i)ch gat,
Der haizt ain hoch saiçher.
Ditz ist ain selzen mår.
Ain tůfel haizt ain zornig man;
Ain wib haizt [ainer], der nit zůrnen kan.
Ainz haizt so, daz ander sus;
Ich sait' ez in aim jar nit uz,
Waz man neuwer Tůtsche hat.
Min herz(e) gar in wunder stat,
Wie ain frǒmbder Wålscher man
Iemer Tůtsch gelernen kan.
Hie mit wil ich ez lazen ligen
Und diser red' lan sin geswigen.

Sprache, Vers und Reim geben dieses Gedicht dem 14ten Jahrhundert; im 15ten galt es noch, wie die Aufnahme in die

große Sammlung zeigt, über welche ich auf das Quellenverzeichnis zu „Gesammtabenteuer" Bd. 3, S. 763 verweise. Einiges mag zwar erst dieser jüngern Abschrift gehören, sowie die Schreibung und manche Fehler. Jene ist hier in sich berichtigt, namentlich bei s und z, der Ableitung und Biegung gemäß. Das Schweizer i und ü für ie (55. 61) habe ich belaßen. Ergänztes ist durch runde Klammern bezeichnet, Ausgewiesenes durch eckige. — Z. 7 ist zerserten wol von serten (sart, surten; gesorten und gesarten), Angels. ferdan (Lat. ferere), inire, stuprare (mehr in Ziemanns Wörterb.), welches seltene Wort hier gleich noch zweimal vorkömmt (38. 55), sodaß dröut für drât zu lesen wäre. 8 der Alte wird wieder zum Kinde. 10 kat ist kât, kwât, Kot (Niederd. kwâd klein — die Quaden), und dazu wol kunne aus kunst und Ob aus Eb zu beßern. 13 umgekehrt. 14 „die Augen auskratzen" heißt's noch, so wie „mit den Augen verschlingen," auch vor Liebe „einen freßen," und das Herz freßen durch die Augen, den bösen Blick. 17 zerinnen wird schon in Nibel. (676. 6413. 8445), Iwein, Wigalois, so allgemein gebraucht. 18 wie noch „ans Licht," für „zur Welt" kommen. 20 Auch schon in Nibel. 3874. 22 verwiset stimmt zu vürwise, urwise in Nibel. 3672. 23 wie jetzo „eingenommen" oder „beseßen". 26 entgegengesetzt galt muot für Unmut, Nibel. 650. 5041, wie gemüte im Eckenliede 18 des a. Drucks. 27 wie Kinder sich über ein gefundenes Vogelnest freuen. 30 wie noch „Haus und Hof durch die Gurgel jagen." vgl. 57. 31 laich für Nichts, wie 10 kât, 36 ûst, und jetzo „Dreck, Schiß" in solchem Sinne gemein ist. Anständiger steht sonst dafür „Ei, Bohne, Haar (noch), Stroh, Faden." 32 spielt das Tanzlied den Läusen auf. So wird ein solcher Kopf „der Läuse Tanzboden" genannt. 34. „unterdrücken" ist jetzo dafür der gewöhnliche Ausdruck. 38 versteh' ich nicht. Vgl. zu 7. 39 merch, merhe, ist weiblich zum geschlechtlosen march, mark; so wird noch „Mähre" geringschätzig für beide Geschlechter gebraucht. 40 rennen, von rann, rinnen, ist eigentlich rinnen, laufen machen, wie noch „einem ein Speer durch den Leib rennen;" dann, in Nibel. schon, rennen, doch nur auf angetriebenem Rosse; wie sprengen, richtiger Mhd. sprangen, Ahd. sprankôn. 37 tichen (teich, tichen; getichen) heißt eigentlich fördern, (nachdenklich) beßern. 43 wie noch „schänden," zwar im gewaltsamen Sinne. 44 ebenso noch „blenden, mit sehenden Augen blind machen."

46 beſchîzen gilt noch für betrügen, wie bei Luther u. ſ. w. 47 „gefiedert" im Sinne von luftig, windig; oder „gefüttert," mit Zuthat, da veder auch Pelzwerk heißt (Nibel 1474), woraus füttern, Futter, misverſtanden iſt, und mit vuoter, Futter zur Nahrung, nichts zu ſchaffen hat. 48 entſprechend dem jetzigen „herunterkommen." 49 in der Studentenſprache gilt ſchîzen naturgemäßer für Fürchten. 50 „Zureiſe," im alten Sinne von reiſe, Aufgebot zum Kriege. 51. 52 beides noch anwendbar. 53 gouch iſt eigentlich Kuckucksbrut (Nibel. 3481). tûfel, wie noch „dummer Teufel;" tump iſt aber jung, unerfaren, unbeſonnen. 55 vgl. zu 7. kût iſt wol Wechſel (vergl. mein Wörterbuch zum Triſtan kût). 56 behâlt, bewart. 57 iſt die Folge von 28. 58 verwizzen beſonnen, verſtändig; wie gewizzen bewuſt und Bewuſtſein, (Gewißen) von gewizzen wißen. 59 wie „Bücherfreßer, Bücherwurm." 61 gebâtlachti verſteh' ich nicht. 62. 63 mügt von muejen, mühen, verdrießen. 63 wie die Taube. 64 die „Quallen" genannten Seegewächſe? 65 wol eigentlich ein „Holz-, Wald-Bauer," der Holz fällt und zum Verkaufe bringt. 66 witbalzer ſcheint daſſelbe, vom alten wite Holz: noch in Widehopf, Krammet, (alt kranewit); Engl. wood, Isl. vid. Der Name Witekind enthält die Sächſiſche recht eigentliche Stamm-Sage, und dnzu ſtimmt Ahd. Widuminna Echo, und Nord. Ividia Hamadryade. Der Reim fordert ſchok, aber auch unverſtändlich. 67 tach iſt eigentlich Hochd. für Dach. 68 ſlach iſt ſlahe, ſchlage, hier für treffe, reiche. 74 vergißt den alten Minne-Speer, Pfeil, des Herzens. 77 bezieht ſich wol auf den erſten ſüßen Apfelbiß, nach welchem der Menſch in den ſauren Apfel, ja ins Gras beißen muß. 81 ſteht aber für über. 83 im verwandten Sinne, wie noch ein Ueberweiſer oder Neunkluger ein „Klugſcheißer" heißt. Uebrigens weiß ich Einen, der einem gleich Großen, auf gleichem Boden, über den Kopf weg „ſaichen" konnte. 85 vgl. 24, anders als 54. 86 weibiſch, wie 8 kindiſch.

---

2. Parlamentsrede im Jahre 1849.

Das Deutſch dieſer Rede iſt, mit ihr ſelber zu reden, „ſelbſtredend" verſtändlich, und obgleich es zunächſt in Berlin ſich ausſpricht, ſo findet es doch überall Widerhall und gilt für das geſammte conſtitutionelle Deutſchland, welches darin wenigſtens ein-

stimmig ist. Die Jahre der großen Errungenschaften und noch größeren Leidenschaften 1848—49 haben auch diesen Gewinn gebracht oder befestigt. Die langen Periodenketten gewären den neuen und umgeprägten Worten das gehörige Vollgewicht, und diesen mangelt es auch, „wenn ich mich selber recht verstehe," — nicht an inhaltschwerem Sinne. Die Rede steht hier, wie sie im Jahr 1849, Nr. 104 durch das Organ der Tante Voß sich vernehmen ließ:

„Zeitstimme.

Aus einer verhaltenen Berliner Parlamentsrede.

(Bevorwortung. Da wir vor der Hand keine ersten und zweiten, rechten und linken Berliner Kammerreden hören und lesen können, so möge folgendes Schwanzstück einer in Petto gebliebenen Parlamentsrede einstweilen als Stellvertreter dienen. Sie ist so viel als möglich in den hohen Kammerton gestimmt und im doppelten Contrapunkt gehalten.)

„Meine Herren, es hat sich immer mehr und mehr herausgestellt, daß die glorreichen März-Errungenschaften des Völkerfrühlings 1848, wo das politische Selbstbewußtsein allgemein erwachte und zur Selbst-Regierung mündig ward, nur von den gesinnungstüchtigen und thatkräftigen Individuen recht verwerthet und gründlich ausgebeutet werden, welche so große Thätigkeit entwickelt, die europäische Aufregung durch allseitige Propaganda zur tellurisch-kosmischen Agitation gesteigert, die Massen bearbeitet, die unteren Schichten der Gesellschaft aufgewühlt, die Proletarier, Bummler und Lummler zum Barrikadenbau und Kampf aufgestachelt, und selber als Blusenmänner durch Putsch und Krawall die Reform und Revolution in Angriff genommen haben, indem sie, als Urwühler, in nahe Aussicht stellten, dadurch das Volk der Urwähler, die Urquelle aller Souveränetät, von dem mittelalterlichen Feudalstaate, sowie von dem neuern Roccoco-, Zopf- und Polizei-Staate zu befreien, ihn durch Versetzung auf den politischen Rechtsboden zum Rechts- und Vernunft-Staat, und zu dem nur allzu lange beanstandeten socialen Communismus des kosmopolitischen Völker-Lebens zu erheben; damit dem absoluten Volkswillen, welcher endlich seine volle Geltung beansprucht, schuldige Rechnung getragen werde, und das naturwüchsige souveräne Volk, nachdem seine unveräußerlichen Menschen-Rechte gewährleistet und das neue tricolore Evangelium des Johannes Jacobus überall angenommen sind, hoch erhaben über

das veraltete historische und göttliche Recht, im constitutionellen Leben, dessen Tragweite noch gar nicht zu ermessen ist, seinen Glanzpunkt erreiche, und sich fortan auf der Höhe des Zeitalters bewege.

Meine Herren, selbstredend müssen die Volks- und Vertrauensmänner, die sich durch Reformbankets, Zweck- und Festessen, Aufzüge, Festreden, Sturm- und Monstrepetitionen und Manifestationen aller Art, in würdiger Haltung, maaßgebend dabei betheiligt haben, die Lösung dieser gewichtigen Zeit- und Lebensfragen anzustreben und anzubahnen, unter dem Schaumspritzen der Weltgeschichte, und das große organische Werk, die mit demokratischen Formen umgebene Monarchie, eine Wahrheit werden und ins Leben treten zu lassen, auch der Früchte solcher Geistesarbeit theilhaftig werden.

Ja, meine Herren, alle diese Männer in Rede, deren Leistungen niemand in Frage stellen, sondern davon die Weltgeschichte Act nehmen, und sie bewahrheiten wird, haben sich um das Vaterland, um die Menschheit, um ihre materiellen Interessen und den Cultus des Genies unsterblich verdient gemacht. Sie verdienen im Friedrichshain auszuruhen.

Meine Herren, meine Herren, die Gewalt der wirklichen Dinge und die moralische Wirkung selbst der unmoralischsten Begebnisse beherrschen die Welt. Der Zeit- und Weltgeist ist in ein neues Stadium eingetreten: damit es an den Tag komme, wie in der Neu- und Jetztzeit die Partei der retrograden Tendenzen, der Reaktionäre und konservativen Aktionäre, der Aristokraten und Hof-Kamarilla, sammt ihrer verthierten Soldateska und Landwehr, in ihrer allgemeinen Verknechtung und Verdummung, — und andererseits die Faktion und Fraktion der Bewegung und des Fortschrittes, der radikalen Demagogen und Demokraten, der weißen und rothen Republikaner vom reinsten Wasser und rötheften Vollblut, sammt der allgemeinen Bewaffnung, jene Partei mit ihrem „zu spät," diese mit ihrem „zu früh," in zwei feindliche Heerlager und weiter noch in sich selber gespalten sind, und sich so lange in den Haaren liegen, bis die rettende That einschreitet, der allgemeine Belagerungszustand und das kriegerische Standrecht alle Misverständnisse und Uebelstände beseitigt, den Anstand und Wolstand herstellt, und bis endlich eine octroyirte Constitution alle Stände verständigt und vereinbart." (Beifallssturm, Wutgeschrei, Bravo und Zischen zur Rechten und zur Linken.) Hasper."

XV.

Schiller.

Vom Nutzen der Meſſe.

von

Heinrich dem Teichner.

(Zu Schillers: Gang nach dem Eiſenhammer.)

Das nachfolgende, meines Wißens noch ungedruckte Gedicht*) befindet ſich nebſt einer größern Sammlung von Spruchgedichten Heinrich des Teichners in der Münchner Handſchrift Cod. germ. 574, Papier, XIV. Jahrhundert, Fol. Es enthält allerdings nur den Kern der Schiller'ſchen Erzählung, ohne alles romantiſche Beiwerk; aber es legt Zeugnis ab für das Alter und die Verbreitung der Legende, und aus dieſem Grunde ſcheint es mir der Mittheilung nicht unwerth zu ſein.

Stuttgart im Dezember 1849.

Dr. Franz Pfeiffer.

---

*) Es ſteht ſchon aus der großen Donaueſchinger Sammlung in Laßbergs Liederſaal CXIV (Bd. 3, S. 315), wie ich in Gesammtabenteuer Bd. 3, S. 764 nachgewieſen habe, mit Bezug auf Germania VII, 422. VIII, 204. Die Münchner Handſchrift liefert es meiſt richtiger und vollſtändiger: doch verbeßert und ergänzt Einiges auch Laßbergs Abdruck, deſſen erheblichſte Lesarten ich beifüge. — Das Altfranzöſiſche Gedicht, im Auszuge bei Legrand fabliaux et contes t. V, p. 74, gibt Méon nouveau recueil de fabl. et cont. t. II, p. 331, und wiederholt E. v. Orell Altfranzöſiſche Grammatik (Zürich 1830) S. 361: Maria bewahrt durch ein Wunder ihren Diener. Der Stoff iſt übrigens noch viel älter, und findet ſich ſchon in der Indiſchen „Märchenſammlung des Somadeva Bhatta aus Kaſchmir“ anfangs des 12ten Jahrhunderts, verdeutſcht von H. Brockhaus (Leipzig 1843) Thl. II, S. 53, freilich Indiſch eigenthümlich, da ein Menſchenopfer gebracht werden ſoll, und dieſes den Königsſohn ſelber trifft, der von Vater und Mutter gegeſſen wird. H.

Ainer bat mich lêr ze gehen,
wie er sölt zer kirchen leben,
dâ der briester meſse hât.
dô sprach ich: an ainer stat
schrîbt sant Augustin dâ von
acht nütze sunder wân,
die man von der meſse enpfâht,
der dâ bî stât mit andâht:
daz er den selben tag
îne lîpnar wol bejag;
und waz müeziger wort
wirt des tags von im gehôrt,
daz nimpt im diu meſse ab;
und ob er iht gesworn hab
välslich eid, des vil geschiht,
des bringt ouch diu meſse enwiht
und erlœst in von den ſehulden;
er mag ouch niht ſterben dulden
von des gæhen tôdes slag;
er derblint ouch niht den tag;
er mag ouch niht werden gris,
er belibt in ainer wîs,
die wîl er unsern herren siht;
sô hât er ouch verlorn niht,
al sîn trite sint gemezzen,
daz er gots niht mag vergezzen;
dannoch ist daz allerbest,
ob erz halt gelebt, daz lest,
daz er an dem tag verschied,
daz er gotes lîchnam hiet
als genzlich ân allez widerstreben,
als im in der bricster hât gegeben.
als schrîbt sant Augustîn dâ von
— — — — — — — — — — —

6. waun. E. lieſt beſſer: Schribet uns Sant Augustin Da von acht nütz ſunder ſin. 10. vñ b. 12. im fehlt. — hat E. 15. Löſslicher. E. 23—26 fehlen E. 28. er. 31. Als gar vnd gantz an w. E. 34. fehlt. 33—35. Augustin Davon ſol man gern ſin By der m. alle t. E.

man mag bî der mefse al tag,
wan man iendert kan und mag.
Man list von ainem edelman
daz der stach ûf ainer plun,
dem wart ain oug gestochen her
ûz dem kopf mit ainem sper,
daz ez im ûf dem wange lag.
dô sprach der kneht: „wê der klag,
lieber herre, sunder zorn,
daz ir daz ouge habt verlorn?
daz lit iu ûf dem wang her nider.“
der herre spraeh zem kneht hin wider:
„tummer kneht, geloubst du daz
daz dem ouge geschehe kain haz
oder kainer slahte ungemach,
daz sinen schepfer hiut ansach,
sô bist du niht geloubhaft.“
von des grôzen glouben kraft
muost der kneht sehen und wizzen,
daz daz ouge, her ûz gerizzen,
in die höl hin wider gie
und stuond als schône, alse ie,
sam ez nie verrücket wær.
sô sprichet unser schöpfær:
„waz ir habt ze würken muot,
sô solt ir daz ôbrost guot
an dem anvange suochen:
dar nâch wil ich iuch beruochen
allez des ir dürftig sît.
mit der mefs man niht verlît
dehain geschefte nutzhaft.
ez wirt wol dâ mit verschaft
und versûmt daz schedlich wær.
sölt ain mensch gevallen in swær,
daz versûmt er mit der mefs,
daz des ungelückes prefs

38. pan. E. 39. ûzz g. 42. nu we der tag. E. 57. verûcht. — verrûret. E. 60. ebrost. — ewig. E. 67. waerk.

wirt verwandelt in ain guot
die wîl er meſse hœren tuot.
Daz wart uns an aim bekant,
der ze sterben was gesant
unwizzende zuo ainem kalch,
dâ man vesticlich enpfalch,
der des kalches maister hiez,
daz er in den kalch stiez,
wer im köm des morgens zuo
an dem selben morgen fruo.
dar umb sô west er niht ain wort,
daz er liden solt den mort.
dô het er ain gewonhait:
wan er für ain kirchen rait,
dâ er meſse haben kund,
dâ belaib er ûf die stund,
daz diu meſse ain ende nam.
alsô fuogt sich daz er kam
underwegen in der gâch,
dâ ain briester meſse sprach.
da belaib er unz ûf den segen.
dâ mite het er daz verlegen,
daz ain ander kam getrapt
mit der êrsten botschaft,
den der maister het verbrüet.
alsô belaib er ungemüet.
daz kom von der meſse dar.
dâ bi sült ir nemen war,
daz man kain gelücke niht
mit der meſse übersiht,
noch versûmt sich niht dâ mit.
man versûmt wol übel sit,
als ich ê gesprochen hân.
wan ich bi der meſse stân

---

75. kalch: kalkofen. 77. kalsz. — kalks. E. 78. beſſer er den in den k. E. 79. beſſer des ersten zu. E. 82. daz mort. E. 89. in gech. — in der gach. E. 93. gedraft. E. 95. beſſer m. da verbrût. E. 96. wol gemût. E. 101. Man v. kain gewin nicht. E. 102. ü. geſchicht. E.

und hân iht in mîm gedanc,
daz mir ward diu wîl ze lanc
und ich mich dâ mit versoum,
wan ich dann her wider goum
und ez betraht biz ûf den grunt,
sô gedenk ich sâ ze stunt:
wâ hin hân ich, tummer, muot!
nu ist er hie, der allez guot
baidiu füegen und geben muoz.
dâ mit wirt mir sorgen buoz,
daz ich die trahtung von mir trîb
und bî ganzer meſse blîb,
und misselang mir nie dar an.
Zeim mâl was ich in dem wân,
daz ich tagwaid rîten wolt,
und gedâht mir, ob ich solt
meſse hœren in der stat,
daz mir diu wîle würd ze spât,
daz ich niht möht komen dâ hin.
alsô rait ich in dem sin
ân meſse nâch mînem schaden,
und kom ûz den rehten pfaden
und verrait in wildez gehag,
daz ich an dem andern tag
kûm biz âbends dort hin kam.
daz ich mir zainer tagwaid nam,
dar ûz sô wurden grôzer zwô,
und was zaller zît unfrô
unde laid grôz herzensêr.
dâ von getuon ichz nimmer mêr,
daz ich von der meſse îl.
ez wirt nimmer kain wîl

105. licht. — licht. g. 106. wird dû meſſz. g. 107. da by verſan. g. 108. gaun. — hin w. gan. g. 111. wan. — wa. g. 112. ders. g. 113. gen u. f. g. 114. zwivelz. g. 118. Denn ze aim. g. 119. ich ain t. g. 121. an. g. 126. den fehlt. — auch g. 127. v. mich in ein w. hag. g. 129. hintz abent. g. 131. w. mir. — vz war mir gr. g. 132. ze allen ziten. — al dû wil. g. 135. sy. — meſſz ſo yl. g. 136. Wann es iſt. g.

in dem tag als wol volbrâht,
als der si mit andâht
bi der meſse vinden lât.
und waz er nâch der meſse begât,
daz ist allez wol behuot.
ez wirt sin ende selten guot,
dem diu meſse ist unmær:
alsô sprach der Tichnær.

138. beßer ſich für ſi. 140. der zit. 142. end ſuſt ſ. 144. tichtnær. So iſt der Name hier immer entſtellt.

XVI.

Goethe.

1. Ueber die drei Balladen von Goethe: der Sänger, der Fischer, und der Gott und die Bajadere.

Wenn die Lieder Göthe's, zumal die aus seiner Jünglingszeit herstammenden ziemlich allgemein für einen der werthvollesten Schätze der deutschen Dichtkunst gehalten werden, so scheinen mir die Balladen desselben Dichters, und zumal einige derselben einen gleichen Rang einzunehmen, und zwar eben so sehr, ja noch in höherem Grade wegen des ihnen zum Grunde liegenden Gedankens als wegen der Ausführung. Bei den drei obengenannten tritt dieß noch deutlicher durch die Vergleichung derselben hervor, und diesem Zwecke sind die folgenden Zeilen gewidmet.

Die Hauptverhältnisse des Menschen sind es, welche sich in ihnen darstellen, aber in jedem derselben ein besonderes. In dem Sänger tritt der Mensch dem Menschen selbst gegenüber, in dem Fischer die Natur oder die Außenwelt, in der Bajadere die Gottheit. Die zweite Ballade unterscheidet sich aber noch dadurch von den andern beiden, daß sie sinnbildlich ist. Der Fischer ist der Vertreter des Menschen überhaupt, während der Sänger und die Bajadere dieß zwar auch sind, aber zunächst in ihrer Besonderheit gelten. In dem Sänger leuchtet uns die Gewalt der Kunst, in dem Gott und der Bajadere die sittliche Kraft unverkennbar entgegen; in dem Fischer verbirgt sich der tiefere Sinn, aber wie wir in der Person des Fischers selbst einen Zustand, so werden wir in

dem Waſſer und in der Nixe auch eine Gewalt, die der Natur oder der Außenwelt überhaupt auf dieſen Zuſtand, zu erkennen haben. Darum iſt der Sänger handelnd, der Fiſcher leidend, duldend, die Bajadere beides zugleich; der Sänger iſt der Glückliche durch die ihm inwohnende Macht auf Andere zu wirken, und ſo beglückt er durch ſeine Kunſt zugleich ſeine Zuhörer, obgleich er auch ihrer Aufmerkſamkeit, ihrer Hingabe an ſeinen Zauber bedarf, ja wohl auf den Lohn nicht ganz Verzicht leiſtet; der Fiſcher iſt der Stille, Sinnige, Ruhige und doch Unruhige, denn die Ruhe des Innern iſt oft nur ein Schein, und verhüllt ein Verlangen, eine Sehnſucht nach einem unbekannten, vielleicht falſchen Glücke, und der in der Bruſt ſchlafende Gedanke erwacht träumeriſch und tritt wie ein Trugbild vor ihn hin; die Bajadere iſt die Sinnlich-Glückliche, aber ſinnlicher Genuß befriedigt nicht, entwürdigt den Menſchen, erweckt das tiefe Gefühl der Reue in ihm, und nur durch die Hülfe der Gottheit ermannt ſich, wer geſündigt hat, und beſiegelt ſeine Beſſerung durch die freudige Aufopferung ſelbſt des Lebens, um in einem neuen Daſein ſeine höhere Wiedergeburt zu feiern.

So bieten denn dieſe drei Gedichte eben ſo viel Unähnlichkeit als Aehnlichkeit dar; ſie breiten das ganze menſchliche Leben in ſeinen drei wichtigſten Verhältniſſen aus, in der reinſten Freude, in der tiefſten krankhaften Sehnſucht, und endlich in ſeiner Schwachheit und Kraft, in ſeiner Erniedrigung und Erhebung. Die reinſte irdiſche Freude gewähret die Kunſt an ſich ſowohl wie durch ihre Wirkungen: an ſich durch die Begeiſterung, in welcher der Künſtler lebt und welche ihn, ſoweit es möglich iſt, von den irdiſchen Schranken löſt und befreit; der Begeiſterte iſt, wie es das Wort ſagt, in höherem Sinne Geiſt, er, d. h. ſein Geiſt iſt begeiſtet, Apollo bewohnt ihn, er gehört in dieſem Zwiſchenzuſtand zu den Göttern, er ſitzt als Halbgott an den Tiſchen der Unſterblichen und genießt mit ihnen Ambroſia und Nektar. Ich ſage die reinſte Freude wird dem Künſtler zu Theil, tiefere, glühendere Gefühle flößt die Liebe ein, und etwas anders iſt vollends das höchſte, edelſte Glück, das, wie auch Göthe ſagt, unſre Mängel verbeſſert und unſre Fehler ausgleicht; und ſo müſſen wir die Sittlichkeit der Begeiſterung als ein höheres Glück vorziehen, und die Frömmigkeit, die den Willen Gottes zu dem ihrigen macht, als das höchſte Glück bezeichnen; aber ſo rein wie das künſtleriſche, ſo ohne Beimiſchung iſt das ſitt-

liche und fromme Glück nicht, denn die letzteren kämpfen fortwährend mit den Lockungen der irdischen Lust, mit der unreinen Begierde, mit dem Stolze, mit der Selbstgerechtigkeit, sie haben eine unlautere Färbung, sie sind sich des Ringens, ja der Möglichkeit des Ermattens, des Unterliegens bewußt, ihr Glück ist ein unsichres und nur insofern ein höheres und höchstes, als es mit dem Siege, mit der wachsenden Verbesserung unsrer Mängel, mit der Ausgleichung unsrer Fehler, mit der freudigen Unterwürfigkeit unter die Aussprüche und Fügungen des Himmels, mit der Anerkennung der göttlichen Liebe auch bei den allgemeinen und besondern Leiden wahrhaft verbunden ist. — Die Begeistrung allein ist die reine Freude, denn sie ist an sich sittlich, edel und fromm, ohne es bestimmt zu wollen, ohne sich dessen bewußt zu sein; aber sie ist auch nicht wie die Liebe, oder wie der Schlaf halb oder ganz zuständlich und leidend; auch die höchste Begeistrung nimmt uns nicht das Gefühl unser selbst, es ist noch immer ein bewußtes, ein thätiges Hingeben an die höhere Kraft, die doch auch unsre eigene ist oder es in diesen Augenblicken wird, es ist ein Leben nicht außer uns selbst sondern nur außerhalb der schlechteren Hälfte unseres Wesens. Freilich es ist auch ein Kampf, aber es ist ein ganz andrer als der sittlichfromme. There is a pleasure in poetic pains, Which only poets know, sagt der englische Dichter Cowper, es gibt ein Vergnügen bei den dichterischen Mühen, das nur die Dichter kennen. Und dieß gilt nicht nur von der Dichtkunst, sondern von der Kunst überhaupt. Ja die Begeistrung hat nicht einmal mit diesen Mühen zu thun; sie fangen erst an, wo jene den Gipfel bereits erreicht hat; denn die Begeisterung ist ja der Zustand, in welchem der Künstler von der höheren Anschauung befruchtet wird und die Mühen oder Geburtswehen und Schmerzen liegen mittinne zwischen der Zeugung und der sinnlichen Erscheinung des Erzeugten. Möge dann die Bescheidenheit des Künstlers der Freude über die seiner Ahnung und Hoffnung nicht ganz entsprechende, über die mangelhafte Schöpfung einigen Eintrag thun, der wahre Künstler wird sich doch gestehen können, daß er so viel geleistet hat, als es seine Besonderheit vermochte, und allerdings die Freude über das Erreichte jener vorangegangenen geisterhaften Anschauung, das heißt der Wonne der Begeisterung nachsetzen. — Aber die Kunst gewährt auch noch in einer andern Hinsicht die reinste Freude, nämlich durch ihre Wir-

kung. Der Mensch ist nach Göthe's Ausspruch nur eigentlich lebendig, wenn er sich des Wohlseins Anderer freut. Und das geschieht bei der Ausübung der Kunst. Das Wohlsein Anderer läßt sich allerdings durch Wohlthätigkeit, durch Anstalten, durch Staats- und Religionsverfassung auf eine entschiedenere, nachhaltige und allgemeinere Weise befördern. Aber wie gerührt auch diejenigen sein mögen, welche dabei als Geber und Empfänger betheiligt sind, so fehlt doch meistens die Lebendigkeit der Gegenwart, oder hat abermals eine schwächende Beimischung des Mitleids oder der Scham, und das dadurch gestiftete Glück wird überdieß oft zweifelhaft und unsicher. Nur der Künstler gewährt Anderen das unmittelbare und reinste Glück, die eigentliche Freude, sie, die unvergleichliche, die, wie Klopstock sagt nur „allem, was schöner ist, gleicht, allem, das hoch sich erhebet, allem, was ganz rühret das Herz! Denn sie lebt vorzugsweise in der Gegenwart, in dem Genusse der Gegenwart, und während der Empfänger dabei der eigentlich Beglückte ist, hat der Geber, das heißt der Künstler, den Nachgenuß und Mitgenuß, und diesen um so mehr, je thätiger er bei der Veröffentlichung seines Werkes ist.

Vergleichen wir in dieser Hinsicht die einzelnen Künste miteinander, so ist klar, daß die Begeisterung bei Künstlern aller Art gleich stark und folglich gleich beglückend sein kann, und daß hier nur die mindere oder größere Empfänglichkeit einen Unterschied macht, so daß wir also den Pindar bei der ersten Erleuchtung zu einer seiner Oden hinsichtlich der geistigen Erhebung nicht höher preisen können als den Phidias, da bei den berühmten Versen des homerischen Rhapsoden das Bild des Zeus in seiner Seele aufstieg, oder als Raphael, wann er seine Madonnen, oder als Mozart, wann er die Töne seiner Zauberflöte im Geiste vernahm. Wohl aber ist der Mit- und Nachgenuß der Künstler bei der Verbreitung ihrer Werke verschieden. Der Maler und der Bildhauer stellen ihre Arbeiten vor den Augen der Schaulustigen auf, und wie belohnend auch der Gedanke sein mag, Andern einen hohen Genuß bereitet zu haben, es ist doch meistens eine stille, schweigende Freude. Noch schwächer ist sie bei dem Dichter, der seine Werke durch den Druck vervielfacht in die Welt schickt, und die Wirkung, welche sie bei Anderen hervorbringt, nur selten von Einzelnen vernimmt, meistens auf eine todte und unsichere Art durch das Lob oder den Tadel schreibender

Geschmacksrichter oder aus dem Munde sprechender Beurtheiler erfährt, wenn er nicht etwa seine Gedichte einem Kreise von Zuhörern vorträgt und so ein Zeuge des gegenwärtigen Eindruckes wird. Hier hat die Tonkunst den Vorzug vor allen ihren Schwestern, und zumal die Tonkunst in der Vereinigung mit der Dichtkunst. Darum hat Göthe auch den Sänger gewählt und an ihm die Wonne der Begeistrung wie die Freude über die bei Andern hervorgebrachte Wirkung dargestellt, bei einer Versammlung, die uns die ganze menschliche Gesellschaft vertritt. Es ist ein König mit seinen Hofleuten, Herren und Frauen, Rittern und Staatsmännern, er ist beim Mahle, er hat den Scepter niedergelegt, er ist ein Mensch mit Menschen, er ist fröhlich wie seine Gäste, er labt sich an Speise und Trank wie an Gespräch, es scheint ihm und den Seinigen nichts zu mangeln. Da erschallt ein Gesang vor dem Thor der Burg und des Saals, und jetzt wird er es sich bewußt, daß die Freude des Mahles noch erhöht werden könne. Er sendet nach dem Sänger, dessen Töne schon näher auf der Brücke erschallen, der Bote eilt, der König ruft den Sänger hinein, den Alten; und dieser ist seinerseits nicht unempfindlich gegen die Herrlichkeit, die sich ihm darbietet, gegen die Pracht des Saales, die Menge der Gäste, die Stattlichkeit der Ritter, die Schönheit der Damen; aber er ist ja nicht gekommen zu genießen, er soll den Genuß bringen, er schließt die Augen, um sich durch die Eindrücke von außen nicht stören zu lassen, und verschmäht es zugleich, sich durch irgend etwas anders zu begeistern als durch seine Kunst selbst, und die Wirkung seines Gesanges zeigt sich sofort, den Rittern und Damen blitzt nicht mehr die Freude des sinnlichen Genusses und des geselligen Vergnügens aus den Augen, die Blicke der Ritter künden Mannlichkeit, Tapferkeit, Kühnheit, die Damen werden sich ihres tiefsten weiblichen Gefühls, der holden Scham, bewußt, sie senken die Blicke in den Schooß. Aber der König bleibt nicht bei unthätigem Genuß stehen, er vergißt über die Kunst den Künstler nicht. Zu lohnen vermag der Herrscher. Und was ist der höchste Lohn, den ein Herrscher ertheilen kann? Antheil an seiner Macht? Aber die kann der Sänger nicht gebrauchen, er würde sie zurückweisen, er müßte seine Kunst aufgeben, wenn er dem Könige als Staatsmann oder Krieger dienen wollte. Nun denn Gold! Gold ist ja über Alles, wie Pindar singt. Das wird auch der Künstler nicht verschmähen, Gold

ist Besitz und Ehrenzeichen zugleich. Eine goldne Kette soll der Lohn sein, gewiß ein ausgezeichnetes Kleinod, denn er läßt sie holen*), oder er läßt sie, um den Auftritt noch feierlicher zu machen, ihm von der Hand vielleicht eines seiner Großen, oder einer der schönen Damen darreichen. Aber siehe, der Dichter verschmäht auch diese, doch auf die bescheidenste und zarteste Weise, indem er in dergleichen Köstlichkeiten ein geziemendes Geschenk nur für die Vertheidiger des Landes, für sie, die ihr Leben für König und Heimat einsetzen, oder für den Kanzler, für den Rathgeber, für den Vollzieher der Friedensgewalt erblickt, jedoch mit einem leisen Bedauern die dunkle Seite in dem Leben des Letzteren andeutet. Die Geschäfte des Kanzlers sind Lasten, während die Kämpfe der Ritter trotz der Gefahren eher erhebend als lästig sind, und die goldne Kette, auch sie ist doch nur eine Last, sie ist eine neue Fessel, die den Träger an sein Amt, an seinen Herrscher knüpft. Segensreich sind jene Geschäfte zwar, ehrend ist die Kette, aber sie drückt dennoch. Und so dient dieser Gedanke zum Uebergange auf das Lob der Freiheit, welche die Kunst und zumal die Gesangskunst gewährt. Auch der Sänger kann der Unterthan eines Königes sein, aber er ist dennoch mehr als Andre der freie Mensch, der sich mit dem Vogel vergleichen darf. Wie dieser der äußerlich freie ist, so ist er es auch, denn er schweift durch Wald und Feld; und wenn er auch nicht in den Zweigen wohnt wie jener, so schwingt sich doch sein Geist noch über die Zweige und Wipfel empor; und singen kann er wie der Vogel, und wohl schönere Gesänge; singen muß er, denn das Lied dringt ihm aus der Kehle, und eben dieses Lied ist sein Lohn. Er bedarf nichts, nichts wenigstens von den Herrlichkeiten der Welt, von den Besitzthümern, nach welchen die meisten Menschen so begierig streben. Das Wenige, was er bedarf, die einfachen Nothwendigkeiten zur Fristung des Lebens, Speise und Trank, Kleid und Wohnung, können ihm selbst die Aermeren unter seinen Zuhörern gewähren; er ist ein willkommener Gast, er ißt und trinkt mit ihnen,

*) Die ältere Lesart ist: Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine goldne Kette holen.
Die neuere ist: Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel
Eine goldne Kette reichen.
Die ältere schließt sich durch den Ausdruck „zum Lohne" an die vorletzte Strophe an, wo es heißt:
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

übernachtet bei ihnen, und statt des abgetragenen Gewandes findet sich wohl ein frisches, aber er behilft sich auch mit dem Mantel des Diogenes „bleibt ihm der Freund, die Cither nur.“ Er will keinen Lohn, als den ihm sein Lied gewährt. Und doch — er hat eine Bitte. Die Gabe des Bacchus ists, welche ihn reizt. Wohl empfängt er auch unterwegs auf seinen Wanderungen von dem Winzer Trauben und einen Becher Most. Aber er will auch einmal etwas Ausgezeichnetes haben, er will den besten Wein, den besten Becher Weins, er will ihn in purem Golde. Was vermag den Sänger zu dieser Bitte? Ist es das Getränk selbst, oder ist es nur der Wunsch, den König nicht durch eine Zurückweisung seines Anerbietens zu beleidigen? Macht er es nun nicht dadurch gut, daß er den besten Wein verlangt und zwar im Golde, in dem eben zurückgewiesenen Golde*). Nicht als Kette will er das Gold, den goldnen Becher will er, aber nicht um ihn, das goldne Gefäß, zu behalten, nein, nur um das edelste Naß aus dem edelsten Erze zu schlürfen. Und er versteht es zu genießen, es ist ein seltener Genuß. Er setzt den Becher an, er trinkt ihn aus; und er genießt nicht still. Er ruft: Ein Trank voll süßer Labe! Doch er vergißt bei dem Genuß, zumal bei dem unerwarteten, nicht des schönsten Gefühls, des Dankes, eines Dankes, in welchem er den König auf die einfachste Weise an den Vorzug, den ihm die Macht giebt, erinnert, — es ist ihm kleine Gabe, den Gast, den Fremdling, den Wanderer zu erquicken, und auf eine nicht geringere Weise als er sich selbst und seinen Hof erquickt; aber der Sänger nennt den König nicht, der König verschwindet ihm vor der Gesellschaft, und diese wird ihm zur allgemeinsten Versammlung. Er erinnert sie an den Dank, den Alle dem höchsten König, Gott, dem Geber alles Guten und aller Genüsse, schuldig sind. Unbefangen spricht er es aus, daß er dieß Gefühl tief in seiner Brust trägt, daß er der wahre Weise ist, denn, wie Witthof sagt, „ein dankbar Herz ist nur des Weisen Theil;“ unbefangen wünscht er auch von ihnen nicht vergessen zu sein, aber nur, wann es ihnen wohl ergeht, wann sie sich wieder einmal rein erfreuen, wie dieß wohl nur selten der Fall ist. Aber

*) Die ältere Lesart heißt: Laß einen Trunk des besten Weins
In reinem Glase bringen.
Die neuere ist ungleich bezeichnender:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

mit dieſem Angedenken ſollen ſie das edelſte Angedenken an Gott und den daraus herfließenden Dank verbinden. Das ſind die letzten Worte des Sängers. Sein Geſang war erhebend, beſeligend für die Zuhörer geweſen, ſich ſelbſt hatte er abermals als Dichter in ſeinem edlen Stolz, in ſeiner Freiheit und zugleich in ſeiner Beſcheidenheit gefühlt; aber dieſe Freude, welche er beſitzt und welche er verbreitet, iſt doch nicht das Höchſte, es iſt der Dank gegen Gott, zu dem er ſie auffordert, und ihn gewiß am tiefſten ſelber fühlt, und den ſeinigen gegen die Geſellſchaft ihm anſchließt, die Verſammelten ſollen Gott für ihr Wohlergehen eben ſo warm danken, wie er für den ihm gewährten Trunk, alſo aus der innerſten Fülle ihres Herzens; und ſo ſind die zuletzt geſprochenen Worte noch edler als die vorhergeſungenen, und der Eindruck, den der Schluß der Ballade auf den denkenden Leſer macht, iſt ein feierlicher und frommer.

In eine ganz andre Stimmung verſetzt uns der Fiſcher, der einſame, denn als ſolchen müſſen wir ihn uns denken. Auch der Sänger wandert einſam ſeines Wegs, wenn er nicht etwa eine Mignon bei ſich hat; aber er geſellt ſich leicht zu einem andern Wanderer, denn er theilt mit Odyſſeus oder Mahadöh das Verlangen, die Geſinnung der Menſchen zu erforſchen; und, wenn ihm dieſer fehlt, ſo hat er andere Geſellſchaft, der Thiere des Waldes und der Wieſen, der Erde und der Luft, zumal der Vögel, der Singvögel, ſeiner Sanggenoſſen, oder der kleinſten Sänger, die ſchaarenweis die Lüfte fröhlich durchziehn, der ſummenden Bienen, der ſpielenden Mücken, auch der klagenden im Schilf und Moraſte, der Fröſche und Unken, ſie alle hört er gerne, ruft ſie, ſingt ihnen zu; aber am liebſten verkehrt er doch mit den Menſchen, mit allen, und zumal mit den unbefangenern, mehr noch Kindern der Natur, mit den Bewohnern der Ebenen, der Gebirge, der Ufer, mit dem Landmann, dem Hirten, dem Gärtner, doch auch mit den Städtern, mit Handwerkern, Künſtlern, Gelehrten, mit den Reichen, Vornehmen, Mächtigen, ja mit dem Könige ſelbſt und ſeinem Hofe, in deren Mitte wir ihn ſo eben ſahen; aber nichts hält ihn, er iſt auf der Wanderung der Kunſt, wie auf der Wanderung des Lebens, und er kommt nicht eher zur Ruhe als bis ihm das Alter daheim zu bleiben gebietet, oder ein Wirth ihn aufnimmt, der ihn nicht wieder aus ſeiner engen Behauſung losläßt, der Tod. — Aber der

Fiſcher, er ſitzt, er iſt nicht ganz unbeſchäftigt, aber es iſt eine träge Beſchäftigung, nur das Auge iſt bei ihm thätig, er ſieht nach der Angelruthe, ob die Spule ſich bewegt, ob die Leine zuckt, ob ein Fiſch von dem Köder angezogen, ſich der Beute bemächtigen will, um ſelbſt dadurch zur Beute zu werden; das Waſſer zwar iſt in Bewegung, es rauſcht, es ſchwillt, aber er iſt es nicht, er ſitzt „ruhevoll, kühl," bis tief ins Innerſte hinein, „bis ans Herz hinan." Sein Auge iſt nur auf Einen Punkt hingerichtet, ſein Gefühl ſchweigt, und die Natur reizt ihn auch nicht, denn ſie iſt nicht für ihn da, das Waſſer mit ſeinen Bewohnern ausgenommen, aber auch dieſe ſchweigen, die ſtummen Fiſche, und ſein Geſchäft iſt ein feindſeliges, blutiges, mordendes, ja ſogar ein quäleriſches, denn er zieht die Gefangenen in eine fremde Welt und Umgebung hinauf, wo ſie unheimiſch ſind und ſich nicht wohl befinden, Luft und Licht martern ſie, und ſie verſchmachten allmälig, bis der Tod ihren Leiden ein Ende macht. Der Fiſcher iſt demnach das Bild des Menſchen, der der Natur feindſelig gegenüberſteht, wie er denn auch ſeit dem Sündenfall als ſolcher erſcheint, der ſie, gleichwie die Zukunft, doch häufig vergeblich erforſchen möchte, denn die Natur ſchließt ihre Geheimniſſe ſeinem Blicke ſo leicht nicht auf, nur ein paar armſelige Proben ihres großen Reichs, einige kleine Fiſche ſind es, die ſeine mühſelige Beharrlichkeit, ſeine Grübelei, ſeine Verſchlagenheit belohnen. Aber ſiehe, da taucht die Beherrſcherin der Fluten, das feuchte Weib, hervor und läßt ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Wer iſt dieſe Nixe? Es iſt eine Fata Morgana, es iſt des Fiſchers eigener brütender Geiſt, oder doch das Gebilde deſſelben. Er, der die Brut der Gewäſſer, die Schützlinge der Nixe verlocken will, um ſie durch Liſt in die glühenden, tödtenden Stralen der Sonne hinaufzuziehen, er wird durch das von ſeiner eigenen Phantaſie hervorgerufene Trugbild gelockt und verführt. Sie iſt die Zauberin, welche ihm nicht bloß Vorwürfe macht über ſein feindſeliges kleinliches Benehmen, ſondern welche das Leben dort unten vor ſeine Blicke heraufbeſchwört, und das für ihn tödtliche mit dem lieblichſten Licht beleuchtet, mit den ſanfteſten Farben ſchmückt. Da unten wird er nur von den weichen Wellen gewiegt und umſchmeichelt, dorthin dringt kein Sturm, da waltet Ruhe, eine ganz andere Ruhe als er jetzt hat, als die Ruhe des Lauſchens und Lauerns, es iſt die der Befriedigung, des Genuſſes, dort erſt wird es ihm wohl, ja noch

mehr als das, es wird ihm wohlig, dort gibt es keine Krankheit, dort ist alles frisch und gesund. Und bildet er sich das bloß ein? Nicht doch, die ganze Natur gibt ihm scheinbar einen Beweis davon. Die Sonne und der Mond, sie kommen hervor aus dem Meere, wo sie geruht haben, sie beginnen ihre mühseligen Fahrten, um nach Vollendung derselben dahin zurückzukehren und sich wieder zu laben und zu stärken. Die Wellen sind es, in welchen sie ihr Gesicht baden, um wieder aus klaren Augen zu schauen, das Wasserbad macht sie doppelt schön, wie ja auch der Mensch sich in dem feuchten Reiche reinigt und kräftigt. Der ganze Himmel sogar läßt sich in die Flut hinab, spiegelt sich, verklärt sich in ihr. Und dem Menschen nicht minder dient die ruhige Wasserfläche zum Spiegel, und diese Fläche ist weicher als die schönste Wiesenau, und der kühle Thau dort wird nicht von der Sonne verzehrt, er ist ewig. — Die Nixe ist demnach das Bild der Verführung und zwar der siegenden Verführung, denn eine solche Stimme spricht nicht Einmal, sie spricht oder sie singt aufs neue, ihre Rede ist Gesang, und wenn sie auch nicht spräche, nicht sänge, die Neugier, die Forschgier des Fischers bleibt dieselbe, die bis ans Herz kühle, todte Ruhe hat ihn, den Einsamen, den Unthätigen geplagt, jetzt ist die bethörende Hoffnung leibhaft vor ihm aufgetaucht, sein Auge, in derselben Richtung bleibend, wird nun noch starrer als zuvor, das Geheimniß tritt ihm ja als Lösung nah und näher, wie die Welle ihm den Fuß benetzt, den schon zum Hinabgleiten bereiten, den nackten, und seine bisher herzlose Ruhe wird zur treibenden Unruhe, zum dämonischen Verlangen, sein Herz wächst ihm, seine Begierde hat nicht mehr Raum, droht ihm die Brust zu sprengen, er kann sich nicht mehr halten, sein Puls klopft sehnsüchtig nach endlicher Befriedigung, Sättigung, wie der Liebende beim Gruße der Geliebten. Wie dieser ihr entgegengeht, sie in seine Arme schließt, ohne daß es eines neuen Reizes bedarf, so ergeht es auch dem Fischer, und die Stimme vollends, der lockende Ruf tönt noch immer aufs neue, da ist es um ihn geschehn, er wird gezogen, aber er läßt sich auch gerne ziehn, er sinkt willig in die Arme der Verführerin, in den wirbelnden Schooß der Tiefe, und wird auf ewig von ihr hinabgeführt.

Das Sinnbild des Wassers ist übrigens vortrefflich gewählt, da ihm eine Naturwahrheit und Wirklichkeit zum Grunde liegt, Die Urstoffe und Elemente haben, besonders wo sie als Masse wir-

ten können, eine berauschende, betäubende Kraft auf die sinnbegabten Wesen. Die Mücke wird von der leuchtenden Flamme des Lichtes angezogen und umkreist sie so lange, bis sie ihr zu nahe kommt und eine Beute des heißen Todes wird. Das flackernde Lichtauge der Schlange verwirrt den Vogel und er fliegt seiner Mörderin zuletzt in den geöffneten Rachen; daher mag der Naturtrieb manche Thiere, wie den Löwen, vor dem Glanze des Feuers warnen oder vor dem stieren Auge des Menschen zurückscheuchen. Bei Feuersbrünsten laufen nicht selten Hausthiere von selbst in die Flammen. Die Luft übe auf hohen Punkten, besonders schroffen, wie auf Thürmen, Klippen, überhangenden Felsen, auf viele Menschen eine gleiche Anziehung aus, so daß sie ein fast unwiderstehliches Verlangen beschleicht, hinab zu springen, und dieß soll am Rande von tiefen Erdklüften, an den Trichtern feuerspeiender Berge, auf Vorgebirgen, die übers Meer hinausragen, noch stärker sein, insofern dort zwei oder mehrere Elemente, Luft mit Erde, mit Feuer, mit Wasser zusammen wirken. Am meisten aber zieht das Wasser an, das stille eines Herthasees, wie das bewegte eines Stromes, der glatten oder der brausenden Meeresfläche. Denn hier kommt für den äußeren Sinn das Bewegliche der Masse, selbst wenn es scheinbar noch so ruhig ist, während die starke Flamme stets flackert, für den inneren Sinn das Geheimnißvolle hinzu, das nur etwa die dem Blick unergründliche Erdkluft mit ihr theilt. Das Wasser ist demnach zugleich der Erde am nächsten und verwandtesten, aber nicht als Dienerin sondern als Herrscherin, da es einen weit größeren Raum der Erdoberfläche einnimmt als die Erde; es umgiebt, es durchdringt die feste Masse, und wie es in ewiger Beweglichkeit unter und auf der Erde ist, so erweitert es diese auch oberhalb derselben hoch hinauf in das Reich der anderen Nachbarin, der Luft, steigt geistig in Dämpfen zu ihr empor um alsbald wie vom Heimweh getrieben zurückzukehren: „Vom Himmel kommt es, Zum Himmel steigt es, Und wieder nieder Zur Erde muß es Ewig wechselnd.“ Vor Allem ist es jedoch geheimnißvoll. Die Einbildungskraft hat zwar auch die übrigen elementarischen Reiche bevölkert, aber von den Salamandern wissen die Hellseher, die Dichter am wenigsten, mehr schon von den Gnomen, von den Elfen und Sylphen; am weitesten jedoch reicht ihre Bekanntschaft mit den Nixen, und, wenn ich nicht irre, so ist selbst von der nüchternen Forschung die Frage nach einer

Menschenwelt auf dem Grunde des Meers noch nicht vollständig verneint.

Diese Naturseite der Anziehungskraft und des Wundersamen, Zauberischen für den äußern Sinn und für die Forschung und Grübelei ist also sehr glücklich durch die Naturkraft des Wassers versinnbildet; in ihr erblicken wir die Verführung, die geistige und sittliche, die von etwas Aeußerlichem ausgeht, aber der der schwache Mensch willig entgegenkommt, so daß es dann endlich heißt „Halb zog sie ihn, halb sank er hin," und wir haben dabei nicht bloß auf die sinnliche Begier des Genießens zu achten, sondern eben so sehr auf ein geistiges Verlangen, wie bei Faust, alles zu erforschen, und wie jene, so kann auch dieses den Menschen einseitig beherrschen und ins Verderben führen. Denn an sich ist die Befriedigung der sinnlichen Lust etwas Natürliches und durchaus Tadelloses, sie wird erst schädlich und strafbar, wenn sie dem Genuß sich zum Nachtheil des Geistes ergiebt, wenn sie andere Verhältnisse beeinträchtigt, wenn sie dnn Frieden in dem ganzen Wesen des Menschen trübt; und eben so ist es mit der Forschbegierde. Der Mensch muß freilich forschen, es ist seinem Erkenntnißtriebe gemäß, ja er muß, wie Göthe sagt, sogar „bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei, er würde sonst nicht forschen," aber er muß dann zugleich so bescheiden sein, das Begreifen nicht erzwingen zu wollen, oder er muß nicht glauben, deß es Jedem beschieden sei, das bisher Unverstandene, Unentdeckte zu verstehen, zu entdecken, er darf sich also einem solchem Triebe nicht leidenschaftlich ergeben. Dergleichen unaufgelöste Geheimnisse giebt es wohl auf allen Gebieten, in der Naturwissenschaft ist es die Alchymie oder Goldmacherei, in der Heilkunst das Lebenselixir oder der Unsterblichkeitstrank, in der Größenlehre die Quadratur des Zirkels, in der Mechanik das perpetuum mobile, in der Staatswissenschaft der ewige Friede oder die beste Staatsverfassung, in der Theologie die Transsubstantiation oder der Zustand nach dem Tode. Bei allen diesen Aufgaben ist die Hoffnung auf endliche Lösung, oft auch die Ehrsucht des Forschers die Nymphe, welche ihn verführt, und bei einigen der angeführten Beispiele, etwa bei der Goldmacherei und dem Stein der Weisen, ließen sich selbst die einzelnen Vorspiegelungen, mit welchen der Fischer gekirrt wird, deuten, wiewohl dieß ein undichterisches, mißliches und unnützes Bestreben wäre. Es kommt auf den Sinn

des Ganzen an. Dieſe Ballade iſt demnach eine warnende, abſchreckende, und mithin ſittliche. Der Menſch ſoll im weiteſten Sinne nicht einſeitig ſein, er ſoll ſich vom Halben entwöhnen, um im Ganzen, Guten, Schönen reſolut zu leben. Und wie ſoll er das? Auch das ſagt die Ballade, und wenn nicht mit klaren Worten, ſo iſt es doch leicht zwiſchen den Zeilen zu leſen. Was iſt es, das den Fiſcher dem zauberiſchen Einfluſſe der Nixe zugänglich macht? Seine kühle, bis ans Herz kühle Ruhe iſt es. Vor ſolcher Ruhe ſoll man ſich daher in Acht nehmen und thätig ſein nicht bloß mit dem Arm und dem Auge, ſondern auch zumal mit dem Herzen, warmen Antheil ſoll man an dem Glücke ſeiner Mitmenſchen wie an dem eigenen und an ſeinem Geſchäft nehmen, und dieß Geſchäft ſoll eben auch kein erkältendes, hinterliſtiges und mörderiſches ſein, oder wenn es ein ſolches wirklich iſt, wie das hier bildlich vorgeführte des Fiſchers, ſo ſoll der Menſch auch dieß als ein nothwendiges, ein ſittliches und menſchliches treiben, und nicht wie der einſiedleriſche kühle Fiſcher Goethe's. Er ſoll eine Geliebte von Fleiſch und Bein hier auf der Erde und nicht ein Schattenbild ſeiner eignen Phantaſie umarmen. Die Natur, und dazu gehört der Menſch, iſt der würdigſte Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen, und der Menſch ſoll unterſuchen und denken, aber er ſoll darüber nicht das Leben vergeſſen, das auch im Schaffen und Genießen beſteht, nicht bloß in der Einſamkeit, ſondern auch in der Geſelligkeit Genuß und den höchſten finden; und wann er dort unten geweſen iſt und geſehen oder nicht geſehen hat, was die heulende Tiefe verhehlt — und verſtehen wir darunter die Geheimniſſe, die der Erdgeborene nicht begehren ſoll zu ſchauen — möge er dann mit Schillers Taucher ausrufen: „Es freue ſich, wer da athmet im roſigen Licht!“

Die dritte Ballade, der Gott und die Bajadere, hat den Beiſatz „indiſche Legende.“ Wir wiſſen aber nicht, oder mir wenigſtens iſt es unbekannt, wie weit der Dichter einer ſolchen gefolgt iſt, oder was daran ſein Eigenthum iſt, ob die Handlung, welche den dem Gedicht inwohnenden Gedanken in ſich ſchließt, in der Legende eben dieſe Stufen durchgeht, oder ob der Dichter es iſt, der dieſe ſo angeordnet hat, um den Gedanken ins Licht zu ſetzen. Aber ſowie wir das Gedicht haben, birgt es in einfacher und edler Form den köſtlichſten Inhalt, und, wie Dante die Geſchichte des ſittlichen Lebens in ſeinem dreitheiligen Gedichte dem katholiſchen Glauben

gemäß durchführt, ſo iſt daſſelbe hier geſchehen, nur daß uns hier das Inferno erlaſſen iſt, und mit dem Purgatorio ſogleich angefangen wird, mit der Erhebung der Seele aus dem Inferno, aus dem Schlamme der Sinnlichkeit, aus den Flammen der Begierde, und aus dem Froſte der Herzloſigkeit, und zwar der Erhebung und Reinigung durch die Liebe, die das Sinnliche nicht ausſchließt, ſondern, wie Dſcheleleddin Rumi ſagt: „Lieben heißt ſein eigen Ich entbehren," hier durch die Liebe der Jungfrau, die dem Manne, der ſie geprüft hat, durch deſſen Liebe ſie ſich des edleren Seins bewußt geworden iſt, und dem ſie mit Leib und Seele angehört, nun in die Flammen nachfolgt, um aus dieſem herbſten Reinigungsbade zur höchſten Wonne emporzuſteigen. Der indiſche Mythus, worauf die ganze Erzählung beruht, iſt die Incarnation oder die Fleiſchwerdung der Gottheit, ihre Erſcheinung auf Erden in menſchlicher Geſtalt, und ſie wiederholt ſich in der indiſchen Lehre mehrmals, während ſie in der chriſtlichen Religion nur einmal vorkommt, mit dem großen Unterſchiede nämlich, daß jene indiſchen auf Erden erſcheinenden Götter fabelhaft, Chriſtus geſchichtlich iſt, daß jene Götter Phantaſiegebilde, Chriſtus eine Wirklichkeit, ein wahrer Menſch und Gott zugleich war, wobei es immer merkwürdig bleibt, daß die Einbildungskraft auf eine doppelte Weiſe der Geſchichte vorgegriffen hat, auf eine gröbere Weiſe durch die griechiſche Fabellehre, wo die Götter von Geburt an körperlich ſind, auf eine zartere, der chriſtlichen ähnliche, durch die indiſche, wo die Götter erſt den irdiſchen Körper annehmen. Hier iſt es Mahadöh, der Herr der Erde, und ich halte es für unnütz nach der Abſtammung und dem Stammbaume des indiſchen Göttergeſchlechts zu fragen, um dem Mahadöh die rechte Stelle anzuweiſen, wie ich denn überhaupt bei dieſer Betrachtung das Einzelne der drei Balladen nur ſoweit berückſichtige, als es zur Aufhellung des Ganzen beiträgt. Genug, Mahadöh iſt der perſönliche Gott, er kommt herab, er kommt zum ſechſtenmal, und ich geſtehe offen, daß ich mit dieſer Zahl nichts anzufangen weiß. Aber er kommt, um, gleichwie Chriſtus, unſers Gleichen zu werden, Freude und Qual mitzufühlen, hier zu wohnen und ſich Alles ſelbſt geſchehen zu laſſen, alle menſchlichen Erfahrungen an ſeiner eigenen Perſon zu machen. Denn der Obere kann nur dann den Niederen richtig beurtheilen, wenn er ſich in den Stand ſetzt, lebendig in deſſen Verhältniſſe, die äußern wie die innern, einzugehen. Das

Geschäft des richtenden Gottes ist aber zu strafen oder zu schonen, in welcher Bezeichnung das Erstere durch das Letztere gemildert, und das Ergebniß seines Strafurtheils schon angedeutet ist. Aber er kann nur strafen oder schonen, wenn er die Menschen menschlich sieht, das heißt mit Beziehung des Begriffes „menschlich" nicht auf die Menschen sondern auf den Gott, wenn er sie mit den Augen des Menschen ansieht, und auch hierin liegt die Schonung, weil er auf diese Weise in der Sünde mehr die Schwäche als die Bosheit erkennt. — Auf die Erde hinabgekommen durchwandert er dann die Städte, als die Hauptorte der menschlichen Irrthümer und Vergehungen, er belauert die Großen, denn bei der Klugheit und Verschmitztheit derselben bedarf es des Scharfblicks und der Benutzung der Gelegenheit, er achtet auf die Kleinen, die sich unverstellter darbieten, und so gelangt er Abends in die Vorstadt, wo die letzten Häuser sind, zu den von der Sitte und der Aufsicht entlegenren und daher wohl dem Laster am meisten zugänglichen Wohnungen. Er nähert sich dem Hause einer Bajadere, eines verlorenen schönen Kindes, eines Mädchens, das um die Gunst der Männer durch Abtödtung aller Scham und aller edleren Empfindungen, zumal des Gefühls der wahren Liebe, buhlt, und sich dazu aller Künste bedient; ihre Wangen haben keine natürliche, sondern eine erkünstelte Farbe, sie sind geschminkt, gemalt. Der Gott grüßt sie zuerst, und zwar mit der ehrenden Anrede „Jungfrau," und sie ist nicht unempfindlich gegen eine solche Begrüßung, sie antwortet: „Dank der Ehre!" aber sie eilt auch gleich hinaus und bittet ihn zuvor, zu warten, und auf seine Frage, wer sie sei, verheimlicht sie nichts, sie setzt hinzu, wo er sich befinde, sie sucht ihn, noch ehe er eintritt, zu reizen durch Musik und Tanz, durch Bewegung und Geberde „sie rührt sich, die Cymbel zum Tanze zu schlagen, sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen, sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Kranz." Letzteres auch wohl nach Sitte der Einladung. Ja sie zieht ihn schmeichelnd zur Schwelle in das Haus, das noch düstere, denn der Gott ist in der Dämmrung gekommen. Sie verheißt ihm, die Hütte sofort lampenhell zu machen, und ihn zu laben, etwa, wenn er müde ist, durch ein Bad, durch Salben, und dann nach seiner Wahl durch Ruhe, Freuden oder Scherz. Das hätte sie vielleicht auch Anderen gethan, aber sie fühlt doch vielleicht schon etwas Innigeres als sonst, sie ist geschäftig für ihn, und wird

es um so mehr, je leidenhafter der Fremdling scheint, den sie auch wohl nicht bloß aus Gefallsucht und bloßer Artigkeit sondern mit einer Regung des Herzens „schöner Fremdling" genannt hat. Und der Gott erkennt eine sanfte, milde Natur in ihr, ein menschliches Herz trotz des tiefen Verderbens, etwa wie der Heiland bei der Ehebrecherin, trotz der Kälte und Gleichgültigkeit, welche man bei ihr vermuthen sollte, eine keimende Zuneigung. Er schöpft Hoffnung, sie zu retten, und wo und wann, möchte man nebenbei fragen, dürfte man je diese Hoffnung aufgeben? Aber hiemit hebt auch die Heilung an, und zwar durch die Prüfung. Er verlangt Gehorsam, sie muß ihm Sklavendienste thun, und sie verrichtet sie nicht nur, sondern gern, „immer heitrer wird sie nur," und was sie vorher zwar auch, aber aus eigennütziger Absicht, that, was nur Künste waren, das wird nun Natur, ihre Bildsamkeit zeigt sich, sie wird eine andre, es geht nach und nach eine durchdringende Veränderung mit ihr vor, ihre Besserung ist nicht bloß äußerlich, nicht bloß Blüthe, sie ist noch mehr innerlich, sie ist keine taube, sondern eine fruchttragende Blüthe, ihre Dienstbarkeit geht ihr von Herzen. Diese Läuterung wird Gehorsam genannt, und mit Recht, jede wahrhafte Sinnesänderung vom Bösen zum Guten ist ein Gehorsam gegen das göttliche Gebot, gegen die Forderung, die der Mensch an sich selbst richtet, sobald das Gewissen in ihm erwacht. Aber Gehorsam und Liebe zu Gott verhalten sich wie Ursache und Wirkung. Hier stellt sich diese höchste Liebe noch als persönliche, ja halb und halb noch als sinnliche Liebe dar, und deßhalb findet es Mahadöh gut, auf die erste Prüfung eine zweite folgen zu lassen. Er prüft sie schärfer und schärfer, er, der Kenner der Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens, er prüft sie durch Lust, Entsetzen und grimmige Pein. Durch Lust! Er küßt sie, er zeigt ihr Gegenliebe, und jetzt wird sie sich der ihrigen erst bewußt, sie wird gleichsam willenlos, sie steht wie gefangen, sie weint zum erstenmal, es sind Thränen der Ahnung, der Wehmut, der Wonne, sie vergißt alles, was sie bisher wünschte und wonach sie strebte, sie beugt sich im Uebermaaß ihres Gefühls zu seinen Füßen, nicht um Genuß, nicht um Lohn; aber nun ist sie keine Bajadere mehr, sie ist eine wirklich Liebende, und auch die Geliebte des Gottes, und so wird auch die sinnliche Freude geheiligt und nimmt den Charakter der Reinheit an. Durch Lust hatte er sie geprüft, denn eine solche Wonne war

ihr noch nie zu Theil geworden; aber nur wenige Ruhe gönnt er ihr, spät entschlummert sie und früh erwacht sie, und nun durch Entsetzen prüft er sie, denn todt findet sie an ihrem Herzen den vielgeliebten Gast. Sie stürzt auf ihn nieder, sie will ihn durch ihr Angstgeschrei erwecken, umsonst, man entreißt ihr den kalten Leichnam und trägt ihn zum Scheiterhaufen, zur Flammengrube hin. Sie fällt bewußtlos hin, aber sie erwacht wieder, die Todtengesänge der Priester erwecken sie, sie eilt dem Geliebten nach, sie drängt sich durch die Menge der Zuschauer, und jetzt erst auf deren Fragen: „Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?" wird sie ihren Verlust ganz inne. Sie nennt ihn ihren Gatten, sie hat ein Recht dazu, Verzweiflung ergreift sie, sie will nicht an seinen Tod glauben, an den Untergang ihrer kurzen Seligkeit. Aber die alte Lehre, daß nichts Irdisches bleibend ist, daß der Tod nichts verschont, und die Blüthe wie die Frucht, die Alten nach allmäliger Entkräftung, und die kräftige Jugend wider Aller, wider ihr eigenes Erwarten, dahinrafft, diese alte Lehre tönt ihr aus dem Munde der Priester entgegen, und mit ihr zugleich eine zweite, noch herbere, daß der Erblichene nicht ihr Gatte gewesen sei, daß sie keine Pflicht als Bajadere gegen ihn habe, daß sie ihm zu folgen weder verpflichtet noch berechtigt sei, dieß sei nur Pflicht und Recht der Gattin gegen den Gatten, die diesem, wie der Schatten dem Körper angehöre, und für die diese Nachfolge zugleich rühmlich sei. Dieß ist die härteste Prüfung, die ihr Mahadöh auflegt, es ist die grimmige Pein, sie wird dadurch noch einmal an ihr früheres unreines, liebe- und ehrloses Leben und Gewerbe erinnert, sie wird von den Priestern der Ehre unwürdig erklärt, welche der Gattin zusteht. Und ohne daß man sich um sie kümmert, hat die Leichenfeier ihren Fortgang: „Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage, o nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage, o nehmet den Jüngling in Flammen zu euch." Aber weder die Gleichgültigkeit und gewissermaßen das Verbot der Priester, und wenigstens Verachtung liegt in der Zurechtweisung, noch die Schrecken des Flammentodes halten sie ab, der Tod wird ihr zur höhern Pflicht nicht nur, sondern zugleich zum Zeugniß ihrer Liebe, ihrer Reinigung durch die Liebe, ihrer Erneuerung, ihrer wiedererworbenen Würde und Würdigkeit für ein verklärtes Dasein. Und dieses wird ihr zu Theil; denn kaum hat ein Sprung sie zu dem Heißgeliebten hinabgeführt, „mit ausgestreckten

Armen," um ihn wieder zu erfassen, als er auch, der Götterjüngling, sich aus den Flammen erhebt, nicht allein, sondern mit ihr erhebt, und sie zum Aether emporträgt. Das ist die Apotheose des armen, irrenden, sündigen, fast verlornen, aber reuigen, und durch die Reue erst wahrhaft rein und glücklich gewordenen Menschenlebens, es ist die Apotheose der Gottheit selbst; sie wäre ja nicht die Gottheit, die Alliebe und Allerbarmung, wenn sie ein Wesen geschaffen hätte mit der Möglichkeit, sich auf ewig dem Bösen zu ergeben und sich unrettbar unselig zu machen, wenn sie nicht alle ihre Kinder, auch die scheinbar trotzigen und hartnäckigboshaften zu erweichen, zu sich zu ziehen, wieder zu gewinnen wüßte gleich dem Hirten im Evangelium, der die Heerde verläßt um dem verlorenen Schafe nachzugehen, es zu suchen und zu finden. Ja, die Bajadere ist das Bild der Menschheit, der Erde, der Schöpfung, es wird eine neue Erde, ein neuer Himmel werden, und um diese erhabene Göthe'sche Apothrose des Christenthums unter dem Bilde eines indischen Mädchens und eines indischen Gottes mit dem einfachkräftigen Worte Schillers zu schließen: „Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein!"

Betrachten wir nun noch die Stellung der drei besprochenen Balladen in der Sammlung, so finden wir, daß der Sänger den Anfang macht, denn das „Mignon" überschriebene Gedicht, welches ihm vorangeht, ist eigentlich ein Lied, wie es in den Lehrjahren, von woher beide Gedichte entlehnt sind, diesen Platz einnimmt, dann folgt der Fischer gegen die Mitte hin, und die Bajadere macht den Beschluß. Sollte dieß ein Zufall sein? Jedenfalls hätte der Zufall viel Ueberlegung gezeigt, denn nur so nehmen sie die rechten Plätze ein; und wir dürfen deßwegen wohl annehmen, daß die Stellung eine absichtliche ist, wie ich denn in meiner gedruckten Erklärung einer Auswahl von Göthe'schen Gedichten auf die bedeutsame Stellung mehrerer derselben aufmerksam gemacht habe. Worauf geht der, nicht durch die Natur, sondern durch die Kunst, als bevorzugtes Werkzeug der Gottheit, beglückte Mensch, denn in der Kunst liegt die Wiederkehr, die Wiedererwerbung des Paradieses, die Umkehr zur Natur, das höhere bewußte Naturleben, nicht frei von allen Bedürfnissen, sondern nur von den erkünstelten, das auch dem sinnlichen Genuß, soweit er dem geistigen dienstbar bleibt, und zumal sofern er den letzteren zur Begeisterung erhebt, Raum ge-

wähnt, vor Allem dem Weine sein Recht verstattet, das durch Einfachheit, Geselligkeit und Kunst beseligte Leben. Der Fischer ist das Gegentheil des Sängers, nicht wie jener aus sich selbst hinaus, zur Natur und zu den Menschen hintretend, selbst glücklich sie beglückend, auf edelste Weise sie beherrschend und bezaubernd, sondern in sich selbst versinkend, hinbrütend, aber eben deßwegen dem Zauber, den er der Außenwelt leiht, unterliegend, vom Schein überwältigt, eine neue Darstellung des Sündenfalls; die Bajadere, die gefallene, aber sich ermannende, dem neuen höheren Leben wiedergewonnene Seele. — Die erste Ballade stellt die gesunde Kraft dar, daher wird sie durch den Mann, den an Jahren alten, an Geist ewig jungen, vertreten; die zweite zeigt uns die menschliche Schwachheit von der einen und den verführerischen Schein auf der andern Seite, Adam und Eva, und die Schlange, daher die mangelhafte That in der Person eines männlichen Wesens, das wir uns nicht als Mann, sondern als Jüngling oder Knabe in unreifem Alter denken können, die Verführung aber als zauberisches Weib. Die reuige, wiedergewonnene Seele tritt endlich, wie in der Bibel als Magdalene, so auch hier als Jungfrau auf.

Vielleicht gewinne ich mir eher für die Erklärung der ersten und dritten Ballade, als für die der zweiten den Beifall der Zuhörer oder Leser derselben. Vor Kurzem ist wenigstens eine ganz andre Ansicht des Fischers und der Nixe in einem Schulprogramme des Oberlehrers Paschke zu Sohrau aufgestellt. Er sieht in der Ballade überhaupt eine idealisirte Auffassung des Naturlebens in Beziehung auf den Menschen, in dem Fischer die Gemütswelt in ihrer friedlichen Stille, in der Nixe die Allgewalt der Gefühle, besonders der Liebe. Dieser Erklärung werden sich diejenigen zuneigen, welche in den schönen Worten der Nixe lieber Wahrheit als Täuschung erblicken möchten. Aber man bedenke, daß auch die Sirenen im Homer und die Schlange im Paradiese eine sehr gleißende Sprache führten. Obgleich die erwähnte Ansicht der meinigen ganz entgegengesetzt ist, kann ich mich nicht darauf einlassen, sie zu bestreiten. Ich begnüge mich zu bemerken, daß dabei die Erklärung des Schlusses „halb zog sie ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehn" schwierig erscheint, und wundre mich, daß der Verfasser jener Abhandlung die Worte: „Was lockst du meine Brut — hinauf in Todesglut" von dem heißen „Grunde des Fisch-

kessels in der engen Küche" versteht. Göthe soll zwar — freilich einer sehr unsichern Sage zufolge — der Frau von Staël auf eine Frage über diese Stelle dieselbe Erklärung, aber ich dächte, nur aus Scherz und Spott gegeben haben.

Noch ist anzuführen, daß diese drei Balladen die verschwisterten Künste der Tonkunst und Malerei zu Darstellungen gereizt haben. Alle drei sind sangbar gemacht von Zelter, die zweite auch von Andern, z. B. von Reichardt und von einem Franzosen Latrobe; letztere ist lieblich und klingt wie ein wiegendes Gondelierlied, doch damit ist der Ballade wohl nicht ihr volles Recht geworden, ernst ist Reichardts Weise, geheimnißvoll die von Zelter, und darum kommt sie dem richtigen Ausdrucke am nächsten. Die Weise, welche er dem Sänger gegeben hat, drückt die Fröhlichkeit zwar, aber die Begeisterung nicht aus. Am meisten ist Zeltern die Bajadere gelungen, obwohl das Gedicht fast zu lang für den Gesangsvortrag ist. Die Bajadere ist auch von Auber als Oper bearbeitet. — Malerische Darstellungen des Sängers und der Bajadere sind mir nicht bekannt, wohl aber die des Fischers und der Nixe von Julius Hübner. Den Fischer hat er gewiß nicht unrichtig als Knaben, oder vielmehr als knabenhaften Jüngling dargestellt; die Nixe, sowie die ganze Umgebung ist ihm aber noch mehr gelungen, es liegt ein Zauber in dem Blick und fast noch mehr in dem Haar dieser weiblichen Gestalt, die auch ohne ihre süßen Worte und Töne wohl Männer fesseln kann. Der Gegenstand eignet sich auch mehr für die Malerei als der Sänger und die Bajadere, die eher für eine halberhobene Gruppe, letztere vielleicht in einer Folge von wenigstens drei Darstellungen passen. Ob die Wirkung der drei Balladen durch dergleichen Hülfeleistungen anderer Künste bedeutend verstärkt werde, kann zweifelhaft erscheinen. Die neuere Dichtkunst ist zu sehr Gedankenkunst geworden, als daß ihre Werke nicht vor allen Dingen nach dem Gedankeninhalte betrachtet und beurtheilt werden sollten. Und hiezu habe ich durch diesen Versuch einen kleinen Beitrag geben wollen.

K. L. Kannegießer.

2. Unterhaltungen Deutſcher Ausgewanderten.

Erſte Erzählung: Die Wälſche Opernſängerin.

Goethe liebte es, ſein Dichtergeheimnis zu bewaren, und trat meiſt mit vollendeten Werken hervor, ehe man noch wuſte, daß er daran arbeite. Um ſo mer wies er die naſeweiſen Kritiker ab, welche ihn mit ſolchen Werken alsbald für ihren Schuldner namen und ihn über Dinge zu Rede ſetzten, von welchen ſie zuvor gar keine Anung gehabt hatten. Es ward ihm Leid, daß er ſeinen Wilhelm Tell, wie dieſer ihm früh in den Schweizerbergen erſchienen war, Schillern erzählte, der ihn ſogleich dramatiſch ergriff, ſodaß Goethe ſein Epos aufgab, für welches ſich der ländliche Volksheld offenbar mehr eignete, als für die Tragödie. Und als die Kunde von Goethe's Fortſetzung ſeines Wilhelm Meiſter die unberufenen Wanderjahre hervortrieb, zürnte er, wie Cervantes über den vorgreifenden zweiten Theil ſeines Don Quixote, an deſſen derbe Vergleichung mit einem (von hinten) aufgeblaſenen Hunde ſelbſt der unpoetiſche Name des Wandergeſellen „Puſtkuchen“ (Windbeutel) erinnert.

Auch ſah Goethe es ungern, wenn man den Quellen ſeiner Dichtwerke nachſpürte, und ſchalt, daß man, wie er ſagte, das wieder ins Breite zöge und auflöſte, was der Dichter feſt zuſammengedrängt, eben gedichtet habe. Manchmal wuſte er auch wol ſelber nicht mer, wo er etwas her hatte: z. B. ſtehn unter ſeinen Liedern, wie ſo manche ihm entfallen ſind, mere, die ganz oder zum Teil ihm nicht angehören, namentlich aus Volksliedern herrüren, welche er, wie eben erſt aus Schölls merkwürdigem Goethe-Büchlein (1846) ſich ergibt, auf einer Reiſe im Rheinlande, treu-freundlich für Herders Volkslieder ſammelte, ohne daß Herder, — der von Anfang bis zu Ende gegen Goethe bitter war, — es jemals gedachte. Goethe äußert ſich in ſolcher Hinſicht einmal: ich habe es längſt vergeßen, mit welchen Kapaunen und Faſanen ich mich („mein Büchlein“) genährt habe. Dieſer Spruch iſt freilich auf die folgende Erzälung nicht anzuwenden, deren Quelle ſo vollſtändig vorliegt.

Goethe, der alle bedeutende Richtungen der Dichtkunſt neu und zeitgemäß belebte, und damit wieder ſtäts vollgültige Muſterbilder ſchuf, hat auch den oft nachgeamten Decamerone (zehnmal zehn

Erzälungen) des Boccaccio in so fern bedeutsam erneuet, als er eine Reihe von alten und neuen Erzälungen in einen sie hervorrufenden Rahmen faßte. Die furchtbare Florenzer Pest, vor welcher Boccaccio, der sie erlebte, seine Gesellschaft aufs Land und in den Garten der Dichtung flüchtet, — wie in den weit älteren sieben Besyrten oder weisen Meistern und in 1001 Nacht eine stets drohende Hinrichtung durch Erzälungen aufgeschoben wird, — ein solcher dunkler Hintergrund, und Beweggrund zur Ablösung von demselben, ist in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", welche zuerst 1795 in Schillers Horen erschienen, die Französische Revolution, deren Bedrängnissen wie auch das herrlichste Neudeutsche Epos Hermann und Dorothea, sowie das Kehrbild dazu, den Reineke Voß, verdanken. Die aus dem schönen Ueberrheinischen Vaterlande vor den Sansculotten geflüchteten edlen Gefährten, meist Verwandte, erheitern sich auf dem Lande in der Nähe des Krieges die trüben Zeitläufte durch manigfaltige alte und neue, scherzhafte und ernste, warscheinliche und wunderbare Erzälungen; welche aber zugleich dazu dienen, die in sich gespaltene Gesellschaft, deren Einige für die Neufränkischen Freiheitsmänner hitzig Partei nemen, leidlich zusammenzuhalten, bis alles in dem großen rätselvollen Märchen aufgeht, welches, das goldene oder das Märchen par excellence, Märchen aller Märchen genannt, — damals sogleich die manigfaltigsten Deutungen hervorrief, über welche sich Goethe aber nicht weiter erklärte. In dem neulich erst von Tieck bekannt gemachten Nachlaße von Novalis-Hardenberg, dessen wundervolles ebenso klar gestaltendes als unergründliches Märchen im Heinrich von Ofterdingen die glänzendste Wirkung des goldenen Märchens ist, wird dieses eine „erzählte Oper" genannt: was im höchsten Sinne, wie Glucks Armida, zu nemen ist.

In den Unterhaltungen dieser Auswandever wird nun gleich vorn von dem alten geistlichen Hausfreunde die wundersame Geschichte einer Neapelschen Opernsängerin Antonelli erzält, die nach dem Tode ihres trostlos verstorbenen Freundes, eines Genuesischen Kaufmanns, jarelang durch ein schreckhaftes und gespenstiges Getöne verfolgt wird. In dem Gespräche über diese Geschichte bemerkt der Erzäler, daß sie wahr sein müße, wenn sie interessant sein solle, weil sie für eine erfundene Geschichte wenig Verdienst habe, ja der alte Erzäler bezeugt sie als ein selbst dabei Gegenwärtiger.

Und ſo wird denn dieſelbe als wirkliche Begebenheit auch anderweitig bewärt.

Ich fand ſie zuerſt in den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, gebornen Gräfin Berkeley, welche, von Lord Craven geſchieden, den letzten Markgrafen von Anspach und Baireuth ſo einnam, daß er ſich morganatiſch mit ihr vermälte und für immer nach England zog, nachdem er ſein Erbland dem Markgrafen von Brandenburg übergeben hatte (ſt. 1805). Dieſe ſchöne roſſebändigende Engländerin (geb. 1750; lebte noch 1825) verdrängte die berühmte Franzöſiſche Opernſängerin und Schauſpielerin Hyppolite Clairon aus der 17jährigen Gunſt des Markgrafen in Paris und Anspach. Bei der Auflöſung dieſes Verhältniſſes, unter den heftigſten Ausbrüchen der Franzöſin, welche von der Engländerin auch nicht geſchont wird, erzält die letzte, nachdem ſie den beleidigenden Abſchiedsbrief der Clairon überſetzt hat *), von dieſer folgende wunderſame Geſchichte. **) — —

Der ungenannte Ueberſetzer dieſer aus der Engliſchen Handſchrift verdeutſchten und 1826 gedruckten Denkwürdigkeiten, welche um dieſelbe Zeit auch Engliſch, jedoch mangelhaft, erſchienen, bemerkt ſchon die auffallende, in der Verdeutſchung oft wörtlich hervortretende Uebereinſtimmung mit Goethe's Erzälung. Dieſe konnte hier nicht wol aus Goethe's älterem Buche herrüren, weil deſſen örtliche und perſönliche Abweichungen doch gewis bemerkt wären; noch weniger kann Goethe dieſe wol 1795 noch nicht Engliſch geſchriebenen Denkwürdigkeiten gekannt haben: ſondern jene wörtliche Uebereinſtimmung erklärt ſich ganz einfach daraus, daß beide Erzälungen, die Engliſch-Deutſche und die Goethe'ſche, aus der Franzöſiſchen Urſchrift der Clairon ſelber herrüren.

Solches ergibt ſich ganz klar aus der ſchon im 7ten Jahr der Republik (1798/99.) gedruckten Denkwürdigkeiten dieſer merkwürdigen Franzöſin, welche gleich vorn an einen Freund Henri dieſen Bericht ſchreibt ***):

---

*) Ein andrer Brief der Clairon an den Markgrafen, worin ſie vor der Abdankung warnt, 14. März 1791, ſteht in ihren Mém. p. 319.

**) Sie ward hier beim Vortrag am vereinten Goethe-Schiller-Luther-Feſte den 11. Nov. 1846 geleſen aus „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anſpach. In zwei Bänden. Aus einer engliſchen Handſchrift überſetzt.“ (Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1826), Bd. I, S. 158—68.

***) Mémoires d'Hyppolite Clairon, et réflexions sur l'art dramatique;

Ihr voranſtehendes Schreiben an den Herausgeber des Publiciſte, welches im Jahr vorher darin abgedruckt iſt, verwahrt ſich gegen ihre darin angekündigten Mémoires, welche in Deutſchland Deutſch erſchienen ſeien. Sie meldet, daß ſie dieſelben einem fremden Gelehrten anvertraut habe, welchen ſie ſo ſchätze, daß die angekündigte Ausgabe nur ein Diebſtal ſein könne, wie Alle ſeine Bekannten, wenn ſie ihn nännte, bezeugen würden; ſie werde nun ſelber den Druck ihrer Mémoires beſorgen. Die erwähnte Deutſche Ausgabe derſelben erſchien alſo vor 1798-99*), von ungenanntem Ueberſetzer, gewis ſpäter als Goethe's Erzälung. Es iſt jedoch warſcheinlich, daß er durch hiemit zuſammenhangende Vermittlung die Franzöſiſche Urſchrift früher überkam. Bekanntlich ward in jenen Jahren ein lebhafter litterariſcher Verkehr zwiſchen Paris und den Höfen von Gotha und Weimar betrieben, namentlich durch den Baron von Grimm **), welcher aus Paris, wo er lange deshalb wohnte, die neueſten und wichtigſten Erſcheinungen überſandte, wo möglich auch handſchriftliche. Auf dieſem Wege kam unter andern Rameau's Neffe von Diderot, worin auch die Clairon rühmlich und ſpöttiſch vorkömmt ***), in Goethe's Hand, deſſen Verdeutſchung ſogar erſt ins Franzöſiſche zurück überſetzt ward, ſowie ſein Zeugnis zur Beſtätigung der Aechtheit der ſpäter in Paris wiedergefundenen Urſchrift diente. Ganz auf änliche Weiſe gieng es ohne Zweifel mit der Erzälung der Clairon, und vielleicht iſt der genannte Vermittler eben der von ihr ſo betraute fremde Gelehrte. Daß Goethe hier nicht auch ſeine Quelle angab, liegt in der freiern ſelbſtändigen Behandlung und Verarbeitung in einem größern eigenen Werke und Kreis von Erzälungen, deren Quellen ſämmtlich verborgen blieben.

Daß dieſes Verhältnis der Franzöſiſchen Urſchrift zu der Deutſchen und Engliſchen Uebertragung wirklich ſo beſteht, bewährt, außer der Vergleichung des Ganzen, unter den wörtlich übereinſtimmenden Stellen, aus gemeinſamer Quelle, entſcheidend eine aus der ungedruckten Engliſchen Handſchrift von dem Ueberſetzer mitge-

---

publiés par elle même. A Paris, chez F. Buisson. An VII de la République. p. 1—21.

*) Hyppolite Clairon Betrachtungen über ſich ſelbſt und die dram. Kunſt. 2 Thle. Zürich 1798—99. Wol aus dem franz. Druck. Die ältere Ueberſetzung erinnere ich mich geſehn zu haben, in Lat. Schrift.

**) Vgl. deſſen Correspondance litteraire.

***) Bei Goethe, Ausgabe letzter Hand XX. 36 (1830) S. 8. 45. 74—76.

teilte Stelle, damit man nicht wähne, er habe ſie der Goethe'ſchen Erzälung erſt angenähert: während das Engliſche noch einige Franzöſiſche Wörter geradezu behält, iſt Goethe's rein Deutſche Uebertragung doch zum Teil getreuer *).

Die Clairon wünſcht am Ende ihrer Erzälung, daß bei der Herausgabe der Namensbuchſtabe und die Heimat ihres Freundes nicht veröffentlicht werden. Beide ſind zwar ſtehn geblieben, laßen jenen aber noch genug im Hintergrunde, neben den übrigen vollſtändig hervortretenden Perſonen. Die Clairon **), welche 1722, geboren, 81 Jahr alt 1803 ſtarb, erlebte dieſe Abenteuer ſchon im Jahr 1743, in früher Jugend, als ſie noch Sängerin und Tänzerin war; die Tagebläter jener Zeit mögen wol noch bezeugen, daß, wie ſie ſagt, dieſelben damals das gröſte Aufſehn und eifrige Nachforſchungen der Polizei erregten. Sie weiſt am Ende jedoch die Annahme eines die Weltordnung durchbrechenden Wunders ab, und ſieht in dem Ganzen nur den in den Weltbegebenheiten ſo mächtigen Zufall — hazard — den Altdeutſchen Dämon Hasehart. Bei Goethe äußert zuletzt der beſonnene Friedrich einen „Verdacht," welchen er jedoch erſt nach nochmaliger Erwägung aller Umſtände

*) Das Engliſche lautet, S. 162: Whilst her femme-de-chambre was undressing her, she said pleasantly to her: „We are now at the end of the world; it is dreadful weather; the cry would find a difficulty in reaching us here." It instantly pierced their ears. Madame Grandval imagined that the region below had thrown out all its terrors; she ran en chemise from the top to the bottom of the house; and none in the house dared to close their eyes the remainder of the night. Sichtlich aus der Franzöſiſchen Urſchrift p. 8: Tandis que ma femme-de-chambre se déshabillait pour se coucher à côté de moi, je lui dis: Nous sommes au bout du monde; il fait le tems le plus affreux; le cri serait bien embarrassée d'avoir à nous chercher ici.... Il partit! Madame Grandval crut que l'enfer entier était dans la chambre: elle courut, en chemise, du haut en bas de la maison, où personne ne put fermer l'oeil du reste de la nuit. Endlich Goethe, Horen 1795, und Ausgabe letzter Hand Bd. 15 (1828), S. 125: „Schon hatte die Freundin ſich niedergelegt und das Kammermädchen [nachdem ſie das Nachtlicht angezündet hatte] wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bette ſteigen, als dieſe ſcherzend zu ihr ſagte: „Wir ſind hier am Ende der Welt und das Wetter iſt abſcheulich, ſollte er uns wohl hier finden können?" Im Augenblick ließ er ſich hören, ſtärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle ſey im Zimmer, ſprang aus dem Bette, lief, wie ſie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zuſammen. Niemand that dieſe Nacht ein Auge zu."

**) Sie hieß eigentlich Claire Josephe Leyris de la Tude, in Flandern zu Condé von armen Ältern geboren, begann 12 Jahr alt in der Italieniſchen Oper; entſchied ſich dann für Heldinnen, nachdem ſie 1743 auf dem Theatre Français die Phädra mit großen Beifall geſpielt. Daher vielleicht ihr Annahme Hyppolite.

erklären will, und zuvörderst eine andre Wundergeschichte erzält: von einem Mädchen, die ein Klopfen unter den Füßen verfolgt und sie selber fast zum Gespenste macht; worauf sogleich das Ereignis von den beiden aus demselben Holze und von demselben Meister gemachten Schreibspinden folgt, von welchen das eine in Brand aufgeht und das andre in derselben Stunde zerreißt. Und dabei verbleibt es dann: sodaß auch hier nur ein Wunder das andre erklärt, und der Dichter die Auflösung, sowie die des Schlußmärchens, dahin gestellt sein läßt *).

Alle kleinen Veränderungen, eigenen Züge und Weglaßungen sind aber durchaus dichterisch, fein, schicklich, und zum Ganzen stimmend. Dahin gehört schon die Versetzung der Wundergeschichte aus dem aufgeklärten Paris nach dem wundervollen Neapel. Das fertig überlieferte dazu Passende nahm Goethe ebenso unbedenklich unverändert darin auf, wie Shakspeare, und wie selbst der Bildner Rafael ganze Gestalten. Der große Dichter mag drum nicht zürnen, daß man seinen Quellen nachspürt: weil man, bei fortwärender Beschäftigung mit ihm, es doch nicht wol laßen kann, und weil er durch die Vergleichung mit denselben, nur um so größer erscheint, eben auch wie Shakspeare. Es ist die gemeinsame Eigentümlichkeit beider Germanischen Dichter, daß sie vom wirklichen geschichtlichen Boden und Ueberlieferung aus, lebendig fortwuchsen und bildeten, wärend die Romanischen Dichter, besonders die Spanischen, — namentlich Calderone — mehr von freier Erfindung, selbst des Stoffes, ausgehn, oder den überkommenen Stoff ebenso frei verwandeln; und so wunderbar solches oft auch geschieht, so erfüllt es doch mit viel tieferer Bewunderung, zu schauen, mit welcher Geistesmacht Goethe und Shakspeare die Ueberlieferung sich angeeignet und lebendig umgebildet haben; und Goethe's Wort, daß Calderone ein feinabgezogenes geistiges Getränk biete, welches so genoßen werden müße, wie es bereitet ist, wärend man bei Shakspeare noch die frische volle Traube schmecke, gilt zugleich von ihm selber: auch er beut uns den tief aus der Wurzel quillenden goldenen Wein der Warheit und Dichtung; und wie wunderthätig er dabei zugleich in Zauberkreise der feßelfreien Erfindung ist, beurkundet eben sein

*) Vielleicht meinte Friedrich, daß der verschmähte Freund nur scheinbar gestorben, und Mittel und Wege gefunden, den rächenden Spuk unentdeckt auszuspielen.

Goldenes Märchen zum Beſchluße dieſer Unterhaltungen Deutſcher Ausgewanderten.

3. Albrechts von Eib Novelle vom klugen Procurator.

Wie ſich ein fraw halten ſoll in abweſen irs mans.

Diſe hernach geſchribñ Hiſtori, oder fabel, gibt zuerſten, wie ſich ein fraw halten ſölle, in abweſen irs mans, die ich auch auff das kurtzt auſz Latein in Deutſch bringñ wil, Als ich denn diſes püchlein auſz latein an manchñ endñ genomẽ vnd geordnet hab,

℣ Es iſt ein ſtat in welſchñ lanndñ, genãt Janua, gelegñ bey dem mere, die ſelbe iſt an burgern vnd Reichtum, an narung, an kauffmanſchafft, vnd an hanttierung, mitt ſchiffen über mere überflüſſig, vnd fruchtpar, Da iſt geweſt ein man genant Aronus, Als der man vil jare uber mere mit kauffmanſchafft gearbeit, vnd vil reichtum erlanget het, gedacht er in ſeinem gemüte, wie er weÿbe vnd kinder die in ſolten erbñ gehabñ möcht, vnd tett alſo vleÿſs, durch ſich vnd ander ſein freunde, wie er mocht gefindñ ein junckfrawen die im genem vnd gevellig were, Do was in der ſelbñ ſtatte, ein edle iunckfrawe Marina genant, hubſch vnd wolgeſtalt, Die Aronus zu einem eeweÿb begert zu haben, vnd offenbaret alſo ſein willen, den eltern vnd frewnden der junckfrawñ, derſelbñ willen erlangt er, vnd ward im die junckfraw marina gebñ zu der ee, vnd dy hochzeit mit groſſen frewdñ frolockñ vnd geziere, gemacht vnd volbracht, Als nu Aronus ein jare bey marina ſeiner hauſzfrawen in frölichkeyt vnd wolluſt was geweſt, ward ÿne v:drieſſen in müſſigkeit dheÿmen zuſein, vnd gedacht, wie er gen allexandria mit kauffmanſchafft von dannẽ zuſchiffen verſehñ vnd berayttẽ vnd ſollichs ſeiner frawñ v:kundñ vnd zu ir ſprechn, Mein liebe hawſſraw marina, das liebſt das ich hab auff erdñ, piſs frolich, vnd erſchrick nicht, Ich wirde ſchiffen gen Allexandriam, bitte dich, du wolleſt kaÿn mÿſſeuallen daran habñ,

ich wil pald her wider komē, Mit diſen kunſten hab ich gewunnē, ere vnd gut, vnd alles das wir habn̄, vnd gibt got das es glucket zu dieſem male, ſo ſol mein ſchiffen damit ein end nemen, Nu thut not, das du an dich nemeſt ein menlichen mute, Alles das ich hab, vnd alle ſorge wil ich dir beuelhn̄, vnd in nichten mangel laſſen, du ſolt frolich ſein, ſo wirt mein wege vnd überfaren auch deſter frolicher weſen, Nun iſt nichtz vntr vnns zweÿen zuuerpergn̄, wan̄ vnnſer ere, Nutze, ſchand, vnd laſter, gut vnd übel ſein vns beÿden gemaÿn, Ich bedenck wie du ein ſtarcke, hübſche, zarte, luſtige, jünge fraw piſt, vnd erkenne, was die jugent, die geſtalt, vnd uerporgene inwendige hitze der natur würcken ſein, Alſo das dir vnmügenlich ſein wirt, die zeit die ich auſſen pleÿbn̄ pin, on ein andern man zu lebn̄ wiewol du ÿetz, als mir nit zweÿfelt keuſchn̄ mute, begire vnd gedanckn̄ habend piſt, doch ſol mich ſolichs nicht bekümern, was die natur gibt, vnd du nicht magſt vermaÿdn̄, vnd wil das zum letzſten von dir bittn̄, in aller lieb, ſouil ich mag, das du keuſch beleÿbeſt, ſouil dir muglich iſt Ich wil dir keÿn huter ſetzn̄, du ſolſt der hüter uber dich ſein, wan̄ kaÿn hute ward nye ſo ſicher, die ein vnwillige frawen möcht keuſch behalten, ſo aber die hitze, das geplüte wirt wüten machn̄, vnd magſt dich nit mer auff gehaltn̄ keuſch zubeleybn̄, Bitt ich dich, mein liebe hauſſraw, du wölleſt in den dingen geſcheÿde, vnd furſichtig ſein, das es nit kum vntr die lewtte, das mir vnd dir zu ewigr ſchande komē mocht, vnd den kindern, die du von mir magſt empfahen, vnd wie du dich in diſen dingn̄ ſolt haltn̄, wil ich dich vnterweÿſen, Du waiſt wol, das vil hübſcher, ſtarcker jungling ſein in diſer ſtatt, auſz den allen, magſtu dir einen furnemen Damit du magſt wolluſt habn̄, vnd ſpiln̄, der da ſtille, weyſz, vnd fürſichtig iſt, vnd die ſache als gern heÿmlichn̄ helt, als du ſelbſt, vnd ſolt keynen erwelen, der da ſeÿ wild, wanckelmütig, vngeſtüm, vnd vnerberg, Wann der ſelb möcht es nicht heymlichn̄ gehalten. vnd wurd ÿederman kunth gethan, das iſt das ich begere, vnd bitte, ſo du mir ſölichs piſt zuſagn̄ vnd gelobn̄ alſo zuhaltn̄ wirſtu mich hoch erfrewn̄, vnd wil nit das du mir antwort gebſt, Als gewonlich die frawn̄ in ſolichn̄ dingn̄ pflegn̄ zuthun, vnd

ſprechē, Lieber man, wann kumpſtu her mit diſen wortē, Wie kumē dir ſollich gedancken in deinen ſyn, wie magſtu dich damit bekumern, Ich halt du getraweſt mir nit, behut mich got ſolt mir ſollichs zuuallen, mit nichtē, Ich bedarff dir ſoliches nit gelobē, gott ſeÿ daruor, das ich den tag erlebe, dz ſolichs in meyn gedancken kume ich geſchweÿge das ich es thun ſolt, Solich antwurt liebe marina hab ich dir furgehalten das du ſie wolleſt vermeydē, Ich gelawb gentzlich das du ytzo gar ein guten willen vnd furſatz habſt, du wölleſt innen pleÿbē, des pitt ich dich, ſo lang du magſt, vnd dein iugent begire vnd frechaÿt der natur mugē erleÿdē, Als Aronus die Rede mit marina ſeiner frawē hett gehabt, ward die fraw mit groſſer röten ires amplickes bedecket, vnd das weÿplich hertz in ir zittern, vnd weſt nit was ſie antwotę ſolt, Wann Aronus hett ir mit ſeinē wortē genomē, die Antwort, die dÿ frawē pflegē zu gebē, doch mit angſten, ſuchet ſie ein antwurt, vnd lieſs farē die röten vē erplaicht vnd mit zittern wortten redet ſie alſo, Mein ſuſſer lieber hauſzwirt, mit deinen worttē haſtu vaſt vnd vil mein gemüt vnd ſynne betrubet, vnd erſchrecket, das ich ſolichs vō dir ſol hören, vnd verſteen, das ich mein tag nye gelernet, noch gedacht hab, Du tuſt vnrecht, das du mich ein iungē frawē, mit diſen worttē wilt v'ſuchē, bekumern vē vmb treÿbē, vnd peinigt mich nicht wenig, vnd waiſz nicht was ich redē oder antworttē ſol, das du ſprichſt, du wiſt wol, ich mäg nicht keuſch pleÿbē in deinem abweſē, ich ſag dir das, was ich ytz redē wird ſol nicht annd's im hertzē ſein, dann es im mund wirdet lawttē Ich wolt ee eins poſzen tods erſterbē vnd das man mich ytz ſolt lebentig begrabē, dann das ich den tag erlebē ſolt, der mein keuſcheit vnnd vnnſer ee beſchedigē möcht, vnd pin in gantzē ſtätē willē, den tag deiner zukunfft zuerharren, mit keuſcheit meins leybs, Ob aber kumē wurd da got vor ſeÿ, das and's in meyn gemüt vallen würd, Als du beſorgſt, vnd mir fur gehalten haſt, So wil ich mich nach deiner lere halten, verhaÿſſe vnd gelob dir es alſo, So du es doch gehabt wilt habē, vnd iſt mere das du begerſt, das ſol auch geſchehē, vnnd ſol dein will allzeit furgenock habē, vnd nit der mein Auſz ſollich's antwort der frawē

wart Aronus erfrewet, dz er kawm die zeher mocht behaltē, vnd ſprach, liebe hawſzfraw, was ich von dir ham begert, das hab ich empfangē, ſo du mir helteſt, das du haſt gelobt, daſſelb ſchlewſſe in dein hertz, vnd beſtetig es mit einem veſten gemüte, Des morgens ward ſich Aronus mit ſein geſellē auff das mere thun, und ſchiffen mit gutem wind vnd glucke gen Allexandria, als ſie hetten furgenomē, Marina ſein hawſzfraw hüttet des hawſz mit eym meydlin vnd gedachte ſtettigs an iren liebē man, An die wort, die er mit ir hett gerett, vnd an das gelubde das ſie gethan hett, vnd lebet in groſſer Erberkeyt vnd keuſchait, Sie was iung vnd bey funffzehē jaren, Ob ſie ettwas mit vnkeuſcheit heſt begangē das man daſſelb mer der iugent vnd frechait dann der poſzheyt zuſchreibē möcht Als nu Aronus etzlich jare vō ir geweſen vnd ir hubſchait der gantzē ſtatt bekannt was, kamen die jungling tag vnd nacht fur das hauſz, zu pferd zu fuſzē, Spilten vnd ſungē, vnd erzaigtē ſich in lieb vnd frewdē, wie ſie mochten, Aber marina thet als ein weyſe Erberge fraw, vnd lieſz ſich ir kayñen nicht ſehē, doch zu zeyttē ſahe ſie durch die kluffte der vennſter, vnnd ſahe do ſteen die hubſchē ſtarckē jungling, die da ſungē, erfeuftztē vnnd annder zeichē der lieb erzaygtē wie wol die jüngling der frawē nicht mochtē geſehē, vnd wurde nü zweyfelu in irem gemüte, vnd mocht nicht lenger geſtillen die verporgē hitze der natur, vnd ward mit vil forgen der lieb vmb gebē, vnd als ſie bedacht wie ſie allay mit dem maydlein zu hawſz wer, kayn hütter vnd auffeh' hett, die ſtatt vnd zeytt das mochten geleydē, vnd ir die jugent vnd müſſig gien vrſach gaben, wurden in ir enzündet die flammen der vnkeuſchait, vnd gedacht an die rede irs mannes, wie es nit müglich were, das ſie keuſch beleybē möcht vnd nam für, ſeiner lere zuuolgē, wie ſie nit wolt erwelen ein wildē vnd wanckelmütigē ſunder eȳ ſtillē, weyſen, fürſichtigē jungling, der ir vnd ſein ere lieb hett, vnd möcht bewaren, Zu den ſelbē zeyttē kam gen Janua, ein hubſcher jungling ein gelerter man, der zu Bononia doctor wordē was, Dagmanus genant, der ſelbig ging alle tag, fur marina hawſz, Als yn ſein wege auff den marckt zu gien auſz weyſt, den ward marina durch die gytter des

hawſz an ſehū, vnd merchū, wie er hübſch, ſtarck, jung, züchtig, Erberg, guter ſitten vnd weſens was, vñ helt gehört wie er weyſz vnd gelert were, auff den gedacht ſie, Alle ir lieb vnd gemüte zelegū, vnd iren willen mit im zu erfullen, Wann derſelb doctor ging, fur das hawſze, ſtund marina frölich vnd wolgeziert mit hare vñ kleÿdern an dem vennſter, beweÿſt ſich vnd gab ym zaichū der lieb, vnd mocht doch nichtz von dem doctor erlaungū, wann er was guter ſitten, vnd eines ſwärū ganges, zuchtig, flug vntz' die augū, vnd wolt nit ſehū in das vennſt' der frawū, Sölichs tett die fraw zu merern male, do ſie den doctor domit nicht bewegū mocht, Schickt ſie zu ime ein maÿde, in ſein hawſz, das er on uerziehū zu ir in groſzū nötigū ſachen ſolt komen, Der doctor bedáht, wie dy fraw etwas mit gericht beladū were, vnd ward ſich fugū zu der frawn Marina, wie wol ſie hubſch vnd jung was helt ſich geſmücket vnd geziert die kamern vnd bethe bedeckt als ſich gepurt in ſolichū dingū, Die maid ward den doctor empfahū vndter der thüre, Do kam im entgegū die fraw, empfing ÿne wirdiglichū mit frewdū, vnd name yn mit irer weyſſen linden hende vnd ſprach, Ich wil vorgeen, vnd euch zeÿgū den weg, furet yne hinauff in das hawſze, in ein kamern, thet ſie zu, vnd ſaſs mit im nÿd' fur das pette, Den doctor ward verwundern, die ſchön vnd wol geſtalt der frawū, die geziere der kammern, vnd was es möcht bedewtten, vnd erſchrack, Dye fraw ward enzündet, ſahe an den doctor, mit ſteten augū, vnd fing an mit im zu redn vñ ſprach, Dagmane, lieber weyſer iungling, vnd doctor, die ſache darub ich dich beſendet han, wil ich mit wenig wortū ſagū, Ich bin on zweÿfel, du ſeÿeſt in guter kuntſchafft vnd freuntſchafft mit meinem manū, Arano, derſelb iſt mit kauffmanſchafft geſchifft gen Allexandria, iſt auffen in das dritt jare vñ hat mich hie gelaſſen, als du mich ſiheſt, den halt ich fur eÿn weyſen man, das er mein alter, mein natur, vnd Complexen hat erkant, vnd mir geſagt, Es ſey nicht müglich, das ich in ſeinem abweſen, on menlichū troſt müg pleÿbū, das wolt ich im nicht glaubū, Aber nü empfinde ich, das es war iſt, Wann mein iugent, mein geſtalt, mein gemüt, vnd natur wöllen nit dulden, das mir ſollich zeytt

vnnützlich föll entweÿchn̄, gleicher weÿſz als die erſtn̄ plu-
men des lentzē die pald irn geſmack vnd farb verlieren, vnd
durr werden, ſo ſie von dem naturlichn̄ einfluſs werdn̄ gewendt,
vnd gehindert, vnd hat auch gebetten im zu gelobn̄, ſo ich
zu diſē dingn̄ genaÿgt wurd, vnd mich nicht leng' möcht
enthaltn̄, das ich mir ſoll erwelen vnd furnemē ein̄ ſtillen,
weÿſen, vnd furſichtign̄, der ſein vnd mein ere wiſs zubo-
warn̄, Als ich dich da für in diſer Statt hab angeſehn̄, ich
getrew du wolleſt mich nit verſchmehn̄, du ſiheſt, wie ich
pin hubſch vnd jungk, laſz mich dir gefallen, wir ſein hie
alleÿn, nyemant ſol es erfarn, du magſt mein man v'weſen,
lebe mit mir wie du wilt, Der doctor nam die frawen beÿ
der hand, erzaigt ſich frölich, vnd ſprach, O wie gar ein begir-
licher tag iſt mir hewt erſchienen, ains ſollichen tags hab ich
allzeit begeret, Ich mag nicht geſprechn̄, das ich vnſelig ſeÿ,
ſo mir ein ſolichs gewünſchtes gelück auffgeſtandn iſt, mein
allerliebſte Marina, du haſt mich hewt ſälig gemacht, ſo ich
gedenck wie gar geneme vnd frölich täge wir habn̄ werdn̄,
vnd dz nyemant anndern wiſſen ſol, O wie gar ein allerſe-
lichſte mēſch pin ich, vnd hindert mich gantz nichts, dann
ein klaÿne ſache, die doch pald hin gelegt mag werdn̄, Ma-
rina Ich wil dir meins hertzn̄ heymlichkeit öffen, ſo ſich die
ſach alſo hat begeben, das du nit verwundern magſt, ob ich
die ſach v'zeuhe, das mich doch bekumert die einem yetzli-
chn̄ on verziehn̄ wer zuthun, Als ich zu Bononia auff der
hohn̄ ſchule nach lerung pin geſtandn̄, begabe ſich ein auff-
lauff in der ſtatt, ward ich mit etlichn̄ geſelln̄ gefangn̄, vnd
in kercker gelegt als wer ich des aufflauffs ein vrſache ge-
weſt, vnd beſorgt meines lebens, wie wol ich gantz vnſchul-
dig was, da gelobt ich gott, dem mein vnſchuld bekant was,
ſo er mich erlöſzet vnd geſund heym zu meinē freundn̄ ku-
men lieſs, das ich ein gantz jar keuſch beleÿben, vnd mit
brot vnd waſſer vaſten wolt, daſſelb hab ich volbracht, piſs
auff ſechtzig tag die mir nü lenger vnd verdrieſzlicher werdn̄
ſein, dann das maÿſttail biſz her iſt geweſt, vnd bitte dich
liebe marina, du wölleſt dar innen nicht verdrieſſen habn̄,
das ich das jare müg erfüllen, vnd wolleſt dir die weÿl kay-
nen andern fürnemē, Doch hab ich ſollich gelübde mit vnter-

ſchaÿdé gethan, dē ſelben durch mich vnd annder ein genügen zuthun, vnd hab piſz her weder prüdern noch frowndn̄ wollen getrawn̄, Nu hab ich ſollich groſz hoffnūg vnd getrawū zu dir empfangū durch die liep vnd freuntſchafft die du zu mir haſt vnd mir erzaÿgſt, Das ich die ſelbū ſechzig tag mit dir taÿſen wil, das du ſie halb mit mir wolleſt faſtū, zu waſſer vnd prot, als ich hab geſagt, Damit wir deſter ee lieplich vnd freuntlich bey ein ander mügū geſein, das ſoltu mir verhayſſen, on betriegū, als ich des ein getrawū zu dir hab, vnd dich inlieb wil ergetzn̄, Die fraw ward verdrieſſen die lange zeyt die ſie erharren ſolt, doch do ſie höret dÿe ſüſſē wort, die ir der doctor gab, vnd gantz in ſeiner liebe entzundet was, gedacht ſie, wie ſollich tag der vaſten auch ein end wurdū nemen, vnd gelobet im das mit frolichē mut, vnd ſprach, diſes vaſten, das ich fur dich thun ſol bekümert mich nicht, ſunder allaÿn die zeyt die ich warten muſz, doch geet ein tag nach dem andern hin, vnd ſag dir das zu, ſo wir doch nach denſelbū tagū beÿ einander ſein werdū, Alſo ſchied Dagmanus der doctor von ir, vnd Marina ving an zu vaſten mit waſſer vnd prot, als ſie im v'ſprochn hett, Nach dreyen tagū kom der doctor zu ir vnd ſprach, liebe marina helteſtu auch das vaſten, laſz dich nichts verdrieſſen, die weil wir bald abrichten, vnd mit mer and'n worten ſchied er von ir Als nū die fraw ſibn̄ tag geuaſtet hett vnd ſich die naturlich hitze in ir wardn̄ ſchwechū. ward ſye an thun Rawhe wintterröcke, die ſie dennoch nicht erwermē mochten, Als der funffitzehende tage v'gangū was kam aber der doctor, do mocht ſie im nit wol entgegū geen vnd thett doch des gleichn̄ nit, Do ſprach zu ir der doctor liebe Marina, du piſt etwas ſchwach vnd plaich ich merk wol das du helteſt die vaſten, Mein liebe ſuſze Marina wir habn̄ hewt halbū zeit aufzgericht, Ich bitt dich du wolleſt veſt ſein, vnd überwindn̄ die natur, vnd mir haltū den glaubn̄, als du mir haſt zugeſagt, Es ſein noch kurtz' füffzehen tag vor hanndū, die wöllen wir enndū mit freudn̄, noch vername die frawe nit was des doctors maÿnung was, do ſie nun Sechsvndzwaintzeg tag gefaſtet hett do ward ir die naturlich hitz entweichū, Vnd die hubſche geſtalt des leibs, vnd entgeen aller luſte vnd

begire der vnkeuſchait ward kranck vnd legt ſich in das pett, aller erſt ward ſie bedencken, die weÿſzheit vnd beſcheydigkeit des doctors, das er ir mit auffhaltung vnd meſſigkeit wolt erweren vnd uertreÿbn̄ die vnkeuſcheit, Am affterletzſten tag, kam zu ir der doctor, vnd fand ſie lign̄ an dem pette, vnd ſprach, mein liebe marina wie maÿnſtu das, es iſt noch ein kurtz' tag vorhandn̄, Do ward im marina vallen in dÿe rede, vnd ſprach lieber Dagmane ich ſih, das du mich haſt lieb gehabt, auſz recht', vnd nit auſz ſchnöder vnordenlicher vnd vnerbar lieb, als ich mir hett furgenommē, ich wil dich allzeit lieb vnd am allerliebſtn̄ auſz rechter lautt' lieb habn̄, das du mein keuſcheyt, mein erberkeÿt, mein vnd meÿnes hauſzwirts ere haſt behalten, vnd gelert furbas zubehalten, Mein man iſt weÿſz geweſt, vnd ich hab recht gethan, das ich ſeiner lere geuolgt han, vnd hab mir erwelet eÿ weyſn̄ man, Wann ein weÿſer mag die vnweÿſzheit vntt'komen vnd peinigen, gee mein lieber Dagmane, Du allerweyſt' doctor, vnd jungling, allezeÿt mit ſäligkeÿt, mit frewdn̄, vnd geſuntheÿt, mir, meinē hauſzwirt, vnd allen vnſrn̄ freundn̄, iſt nit müglich, das wir dir ſolichs guts genüglich danck ſagn̄ mügn̄, Der doctor Dagmanus, als er höret vnd ſahe, das ſein lernūg, an der frawen erſpoſſen hett, ward er ſie tröſten, ermanen vnd lernen, das ſie ire keuſchaÿt, mit meſſigkeyt ſolt vnd mocht behaltn̄, Als das Therencius beweyſt vnd ſpricht, das die vnkeuſcheit kalt vnd vnfruchtpar ſey, on wol eſſen, vnd trinckn̄, wie auch oben gemelt iſt, vnd iſt die erſt ſtaffel vnd grade guter starcker wein zu der uerpotten vnkeuſchait, die ſollē frawē vnd mann meydn̄ mit vleÿſs, Wann die vnkeuſcheit als Ambroſius ſchreibt, iſt ein pittere ſawre frucht mer dan̄ die galle, wer ſie uerſucht, den raÿtzt ſie, vnd wer ſy trinkt den tottet ſie, Sie iſt ſcherpffer vnd ſchedlicher dann eyn ſchwert, nympt die genad, verſeret den leÿmunt, macht trawrig die engel, ſchendet den nechſtn̄, erzurnet gott, vnd erfrewet den tewffel, mag nit gutig geſein, vnd ſucht rachſal, den reÿchtum verzeret ſie, vnd kurtzt das leben, des menſchen, Sie ſchadt dem geſicht, und mynndert die ſÿnne, zerpricht vnd krenckt den gantzn̄ leichnam vnd v'dümmet die ſele in ewigkeit,

Hierauf folgt Das lob der ee.

Albrecht von Eib war beider Rechte Doctor, Archidiakon zu Würzburg und Domherr zu Bamberg und Eichstedt, wie er in der Vorrede selber sagt, womit er sein Buch Ob einem manne sey zunemen ein eelich weyb oder nicht dem Rat und der gantzen Gemeine Würzburgs, aus besunder lieb guten willn und zunaygung zueignet und sendet zum newen Jar 1472: dises püchlein zu wolgefallen vnd zu lesen mit frewden Amen. In demselben Jar ist es zu Nürnberg und Augsburg gedruckt; dann in Augsburg 1474; Blaubeuren 1475; Augsburg 1475. 82. 95. Eine Ausgabe o. J. u. O. hält Panzer für die älteste, der noch eine o. J. u. O. (mit der Schrift Günther Zainers in Augsburg, von dem auch die eine von 1472 gedruckt ist) anführt*). Er verfaßte außerdem einen „Spiegel der Sitten" (Augsburg 1511), und übersetzte zwei Lustspiele des Plautus (Augsburg 1518). Laut seiner Margarita poetica (Basel 1496) war er auch Kämmerling bei Papst Pius II, und starb 1485**).

In dem Ehebüchlein hat er sich zur sterckung irer (der Nürnberger) policeÿ vnd regiments furgenumen auff die furgelegten frage zu schreibn vnd diefelbn mit vil hübschen wortn, zuuallendē stucken, hÿstorien vnd materien zu weÿttern vnd zu zieren frolich vnd lüstig gebn zu lesen, vnd zu hörn. Außer vorstehender Erzälung, ist ebenso eingeflochten: Tancredus und Sigmunda aus Boccatius***), und eine mit der Oedipus-Legende vom H. Gregor sehr nahe verwandte Erzälung von H. Albanus, womit das Büchlein schließt (Bl. 46—52).

Eben diese drei Erzälungen stehn zusammen in der Heidelberger Papier-Handschrift 119. 4. im J. 1444 in Wien geschrieben, welche zuvor noch die Lebensgeschichte von Euriolus und Lucretia, nach Aeneas Sylvius verdeutscht, enthält, hinter den beiden ersten noch die Geschichte des Markgrafen Walther und der schönen Griseldis (nach Boccaccio Lateinisch von Petrarca), dann die Legende von H. Gregorius, und endlich das Gedicht vom Jungherrn und

*) Panzers Annalen der D. Litt. bis 1520. Bd. 1, S. 67 ff. und Zusätze S. 23. 32. Panzer verzeichnet auch die beiden anderen Bücher Eibs.

**) Vergl. über und aus ihm noch: Spangenberg Adelspiegel II, 186; Fries Würzburg. Chron. zum J. 1462; Falkenstein Gesch. von Eichstet II, 52. Marchand dictionnaire hist.; L. Meister Weitr. 139—59; Koch Deutsche Litteratur-Gesch. I, 61.

***) Bl. 27—30. Ist zu „Gesammtabenteuer" Bd. 1, S. CXXIII. nachzutragen.

seinen getreuen Knecht Heinrich, welches in Gesammtabenteuer LXIV steht*). Die Legende stimmt völlig mit Hartmanns von Aue Gedicht vom H. Gregorius, wie schon der Name anzeigt, und rührt aus der Lateinischen Quelle desselben her. Ebenso sind die beiden anderen mit Eib völlig übereinstimmenden Erzälungen nicht etwa nach oder aus diesem, sondern aus der gemeinsamen Lateinischen Urschrift. Die in Rede stehende Erzälung von der Kaufmannsfrau zeigt dieses Latein auch schon in den Namen **Aronus Januensis, Marina, Dagrianus**, der in **Bononia** studirte u. s. w. Auch sonst gibt sich Uebersetzung kund, welche von der Eibschen ganz unabhängig, ist weitläuftiger, und wol der noch unbekannten Urschrift näher.

Die einzige Handschrift des Ehebüchleins ist freilich nicht älter als 1472 und die ältesten Drucke, scheint jedoch in dieser Zeit des Ueberganges der Bücher von Handschriften zur neuen Erfindung der Druckkunst, in naher Beziehung zum Verfaßer, aus dessen Heimat sie mir auch zugekommen ist. Vergl. Minnesinger IV, 902.

Ihre und des Drucks von 1472**) Vergleichung mit Goethe's Bearbeitung dient wieder nur zur Anerkennung des Taktes und der hohen Meisterschaft, mit welcher Goethe die alte Ueberlieferung umbildete und sich aneignete. v. d. Hagen.

---

4. An Goethe.

Ew. Excellenz

überreiche ich hier eine Art Bittschrift, welche ich in einer heitern Gesellschaft in einer anmuthigen Gegend, wo nicht märkischer Sand, sondern frisches Wasser und frische Wiesen waren, bei einer Nachfeier Ihres Wiegenfestes vortrug. Ihren Geburtstag selbst hatte ich in einer Gesellschaft, worin auch Langbein und Göcking waren, zugebracht. Unter anderen war bei jener Nachfeier Hr. Kraukling aus Kurland, der sich früher hier, jetzt in Dresden aufhält, und welcher Luthers Gedichte in einiger Zeit herausgeben will. Er be-

*) Vergl. dort das Quellenverzeichnis 47.

**) Welchen Meister a. a. O. wiederholte, und auf dessen Vergleichung ich schon bei meiner ersten Ernennung des Nibelungenliedes (1807) S. 475 hinwies.

nutzt dieſe Gelegenheit, Ew. Excellenz um die Erlaubniß zu bitten, Ihnen dieſe Ausgabe zueignen zu dürfen.

Mit Freuden denke ich noch des Beſuchs im Jahr 1816, den Sie mir Ihnen in Weimar abzuſtatten erlaubten. Kann ſein, daß einige Erinnerung aus jenem Geſpräch in dies Gedicht übergegangen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Excellenz

Berlin, den 6. Sept. 1823. inniger Verehrer

Zeune.

An J. W. Goethe.

† 1823.

1.

Uns hat Dein Meiſterſingen die alte Zeit erneut,
Wo Meiſter und Geſellen des Sanges ſich erfreut;
Ja ſelbſt die muntern Burſchen, ſie ſtimmen luſtig ein:
Im ganzen deutſchen Reiche muß friſch geſungen ſein.

2.

So höre, liebſter Meiſter, anjezt ein freundlich Wort:
Vereine Deine Jünger in eine Zunft ſofort!
Mag auch faſt aller Orte Gewerbefreiheit ſein,
Der Zünfte ziemend Zähmen ſieht Adelung ſchon ein.

3.

Du haſt uns Straßburgs Münſter ſo ſinnig dargelegt,
Daß ſich im tiefſten Herzen die frohe Hoffnung regt:
Die letzte Sängerſchule, die Straßburg noch geſehn,
Sie werde durch Dich, Meiſter, ſchön wieder auferſtehn.

4.

Und haſt Du nicht auch ſelber zum Froſchpful die verbannt,
Die ihren Meiſterſänger mit frechem Hohn verkannt?
Drum friſch ans Werk geſchritten, das Schurzfell umgethan,
Der Bau iſt bald vollendet, entwirfſt Du erſt den Plan.

5.

Du kennſt der Nibelungen geheimnißvollen Hort,
Wo er im Rhein verborgen, Du findeſt leicht den Ort;
Der Schaz deckt alle Koſten zu dieſem Sanges Dom,
Und würd' er auch noch größer als Peters Kirch' in Rom.

6.

Wie einſt in Hellas Mitte zum frohen Kampfes Spiel
Alljährlich ſich vereinten der Griechen Sänger viel,
So ſamml' in Deutſchlands Herzen um Dich von fern und nah
Die Sänger in dem heitern Weimar-Olympia!

7.

Doch iſt es Dir genehmer, mag jener Runenſtein,
Germania's hohe Warte, das deutſche Delfi ſein,
Wo einſt die Minneſänger den großen Kampf gekämpft
Und Luthers ſtilles Walten die Finſterniß gedämpft.

8.

Dort ſize, Sangeskönig, wie König Artur hehr
Im hohen Väterſaale ſaß auf dem Schloß am Meer;
Dann nahen Deine Jünger mit Liebe jedes Jahr,
Und bringen friſche Gaben dem lieben Meiſter dar.

9.

Zur Volksliedertafel wird ſo die Tafelrund
Und unter Deinem Banner eint ſich der Sängerbund.
Der heil'ge Gral er winket, es blinket goldner Wein,
Wer nicht dem Meiſter trinket, mag ewig nüchtern ſein.

Zeune.

---

3. Goethe's Geſpräche.

a. Friedrich Wilhelm IV.

Der durch ſonderbare Umſtände ſo lange zurückgehaltene dritte Band der Geſpräche Goethe's mit Eckermann gehört zu den bedeutendſten Bereicherungen der Goethe-Bücher, die gegenwärtig ſchon eine beträchtliche, zum Teil ſeltene Sammlung bilden. Er erhebt ſich noch über die beiden erſten Bände, indem er ausführliche Mitteilungen über die höchſten menſchlichen und göttlichen Dinge, über Leben, Kunſt, Staat, Kirche und Religion bringt. Alles mit dem Gepräge der Hoheit und Warheit, wie der große Meiſter, deſſen Jahrhundert wir dieſes Jahr feiern, es dem empfänglichen und treuen Gemüte ſeines innigen Verehrers vertraute. Darunter erinnern wir heute an folgende denkwürdige Worte, welche der weiſe Dichter ſchon am 11. März 1828 über unſern damaligen Kronprinzen ausſprach: „Wäre ich ein Fürſt, fuhr er lebhaft fort, ſo würde ich zu meinen erſten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen ſind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleiſe langſam gemächlich fortgehn, wobei denn freilich nicht viel Geſcheidtes zu Tage kommt. — Junge Männer wollte ich haben! — aber es müſten Capaci-

täten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Willen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! — Aber wo ist so ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre? — Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch! und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn, man sage was man will, das Gleiche kann nur von Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen."

b. Karl August, Großherzog von Weimar, und Goethe, „der Fürstenknecht."

Was Goethe in den Gesprächen mit Eckermann in Beziehung auf unsern König sagt, daß nur ein bedeutender Mensch fähige Geister erkennen könne und junge Leute sich wälen solle, bewärte er selber vollkommen mit seinem Jugendfreunde Karl August, der ihn vor dem dreißigsten Jare schon zu den höchsten Stellen erhob, welche Goethe auf die würdigste Weise weit über ein halbes Jahrhundert erfüllte, indem er das Land nicht allein mit seinem Dichterruume zugleich mit dem gesammten Deutschen Vaterlande, sondern auch ganz eigentümlich mit seiner einsichtigen rastlosen Tätigkeit für die wissenschaftlichen und Kunstanstalten bedeutend förderte, dabei fortwärend mit seinem brüderlichen Freunde Hand in Hand gieng, und nach dessen Hintritt ebenso dem Sohne hold und gewärtig war bis ans Ende. Hierüber sprach er am 27. April 1825 zu Eckermann, aus Anlaß eines Missverständnisses im Briefwechsel mit Zelter: „Es ist wunderlich, gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung geräth! — Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein- für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht, und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein

Freund eines Ludwig XV bin. Ich haße jeden gewaltſamen Umſturz, weil dabei eben ſo viel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich haße die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Urſache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? — Denkt denn jeder rechtlich geſinnte Mann etwa anders? —

Sie wißen, wie ſehr ich mich über jede Verbeßerung freue, welche die Zukunft uns etwa in Ausſicht ſtellt. Aber, wie geſagt, jedes Gewaltſame, Sprunghafte iſt mir in der Seele zuwider, denn es iſt nicht naturgemäß. Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Roſe als das Vollkommenſte, was unſere deutſche Natur als Blume gewähren kann: aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten ſie mir ſchon jetzt, Ende Aprils, gewähren ſoll. Ich bin zufrieden, wenn ich jetzt die erſten grünen Blätter finde, zufrieden, wenn ich ſehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe ſehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Roſe ſelbſt in aller Pracht und in allem Duft entgegenreicht. — Kann aber jemand die Zeit nicht erwarten, der wende ſich an die Treibhäuſer. —

Nun heißt es wieder, ich ſei ein Fürſtendiener, ich ſei ein Fürſtenknecht. — Als ob damit etwas geſagt wäre! — Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? — Diene ich denn etwa einem Solchen, der auf Koſten des Volks nur ſeinen eigenen Lüſten lebt? — Solche Fürſten und ſolche Zeiten liegen gottlob längſt hinter uns. Ich bin dem Großherzog ſeit einem halben Jahrhundert auf das Innigſte verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm geſtrebt und gearbeitet: aber lügen müſte ich, wenn ich ſagen wollte, ich wüſte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zuſtand des Einzelnen zu verbeßern. — Für ſich perſönlich, was hatte er denn von ſeinem Fürſtenſtande, als Laſt und Mühe! — Iſt ſeine Wohnung, ſeine Kleidung, ſeine Tafel etwa beßer beſtellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? — Man gehe nur in unſere Seeſtädte, und man wird Küche und Keller eines angeſehenen Kaufmannes beßer beſtellt finden, als die ſeinigen. —

Wir werden dieſen Herbſt den Tag feiern, an welchem der Großherzog ſeit einem halben Jahrhundert regiert und geherrſcht

hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter, als ein beständiges Dienen! Was war es, als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes! — Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." —

In eben diesem Sinne ließ Goethe sich von den Demagogen A. und J. folgende Grabschrift setzen, welche die nach seinem Tode erst gedruckten „Politica" beschließt:

„Grabschrift,
gesetzt von J. v. A.
Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen."

c. Goethe und Schiller, beide Freunde des Volkes.

Goethe rühmte sich der Diener seines fürstlichen Freundes zu sein, weil dieser, wie der große König Friedrich, Goethe's Spruch betätigte: „wer Andern befehlen will, muß zuvor sich selber befehlen." Denn sonst äußerte Goethe einmal im Vertrauen zu Eckermann (3, 139): „Ich will nun eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit, als solcher, wenn nicht zugleich ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respect. — Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen." — In solchem Sinne schrieb er schon 1776, 8. März an Merk: „Den Hof hab ich nun probirt und will nun auch das Regiment probiren." und 1782, 16. Juli: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen

Wögeln, mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen." Und wie G. schon als Knabe veranlaßt ward, seinen Ahnherrn unter den Fürstenbildnissen in Frankfurt aufzusuchen, so bekam der hochbejahrte Dichterfürst 1830 noch aus England einen Brief mit der Aufschrift: „An Se. Durchlaucht den Fürsten Goethe." — Er war aber kein Freund herrischer Willkür, so wenig als der Pöbel-Revolution, vielmer war er ein Freund des waren Volkes, der waren Freiheit. Ja, er war es noch mer, als sein ebenbürtiger Freund Schiller, der mit Goethe schon längst vor dem Reichsadel den hohen Seelen- und Dichter-Adel hatte. Schiller begann zwar, im Zwange eines tyrannischen Fürsten, mit der Empörung der „Räuber," und die Reden Posa's, der nicht „Fürstendiener" sein kann, werden immer der Jugend mächtig anklingen: aber er war im Grunde viel härter und gewaltsamer, als G., eben weil er entschieden tragischer Dichter war und sich selbst in seinen liebsten Personen verletzen konnte: wogegen G., in einem Briefe an Schiller, selber seine Fähigkeit zur eigentlichen Tragödie bezweifelt, welche ihn zu gewaltig ergreifen, ja zerstören würde; daher auch sein Egmont, dessen grausame Zurichtung für die Bretter er Schillern überließ, mit der schönen Verklärung der Freiheit (in Klärchens Gestalt) beruhigt. — Ueber diese tiefen Eigenheiten und Verhältnisse sprach G. 1824, 4. Jan. zu Eckermann, nachdem er die mancherlei Anfechtungen in religiösen und wissenschaftlichen Dingen erwähnt hatte: „Und nun gar in politischen Dingen! — Was ich da für Noth und was ich zu leiden gehabt, mag ich gar nicht sagen. — Kennen Sie meine Aufgeregten? — Ich schrieb es zur Zeit der Französischen Revolution, und man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, und mit den Worten die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll. Die Gräfin kommt so eben aus Paris zurück, sie ist dort Zeuge der revolutionären Vorgänge gewesen, und hat daraus für sich selbst keine schlechte Lehre gezogen. Sie hat sich überzeugt, daß das Volk wol zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klasse eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind. „Jede Handlung, die mir unbillig scheint, sagt sie, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche

Handlungen Anderer, in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte." Ich dächte, fuhr G. fort, diese Gesinnung wäre durchaus respectabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt. Zum Lohne dafür belegt man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag." Eckermann erinnerte hierauf an Egmont: er kenne kein Deutsches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet werde, als in diesem. Bekanntlich ward Egmont deshalb auch wol von der Bühne verbannt, wie Schillers Wilhelm Tell. — „Man beliebt einmal, erwiederte G., mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns gesagt, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen, und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht beßer ergangen. Es ist wahr, ich konnte kein Freund der Französischen Revolution sein, denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren." — Eben diese ächt volksfreundliche und vaterländische Gesinnung offenbarte G. auch bald darauf, während der innigsten Freundschaft mit Schiller, dem er den früher entworfenen Wilhelm Tell abtrat, im Großkophta, in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und vor Allem in Hermann und Dorothea, von welchem letzten Werke er gestand, er habe darin einmal seinen lieben Deutschen recht ihren Willen gethan, und zwar so, daß er selber es nie ohne tiefe Rührung lesen konnte, und in einer solchen Vorlesung bei Schiller unter hervorquellenden Thränen ausrief: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen!"

d. Goethe und Deutschlands Einheit.

Wir können Deutschland gewis als längst einig annemen in der Verehrung Goethe's, dessen eben ablaufendes Jarhundert vor

allen das seinige benannt werden muß. Wie sehr ihm aber auch die Widervereinigung des in seinen Tagen völlig zerfallenen Deutschen Vaterlandes am Herzen lag, und wie er darüber dachte, ist um so bedeutsamer und lehrreicher in unseren Tagen, als die Herstellung des einst so mächtigen, weltherrlichen und heiligen Deutschen Gesammtreiches die gerade vorliegende große Lebensfrage ist.

Am 17. Oktober 1828 sprach Goethe mit Eckermann über die Einheit Deutschlands, und in welchem Sinne sie möglich und wünschenswert sei. „Mir ist nicht bange," sagte Goethe, „daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor allem aber sei es eins in Liebe unter einander! und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! Es sei eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungeöffnet passiren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarschen Bürgers von dem Gränzbeamten eines großtn Nachbarstaats nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überhaupt keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maaß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrthum.

Man hat einen Staat wol einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wol die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zurückströmende Leben schwach nnd immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzos, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturzustand Frankreichs entworfen, und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun, besonders in südlichen, von der Residenz entlegenen Provinzen

einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsterniß. Würde das aber wol sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß, als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat. Sind es aber nicht die einzelnen Fürstensitze, von denen sie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger sind? — Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stünde; ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht.

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich vertheilte Universitäten und über hundert eben so verbreitete Bibliotheken. An Kunstsammlungen, und an Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl, denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heran zu ziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Ueberfluß da. Ja, es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich?

Und wiederum, die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht, und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausbildung ist in keinem Lande so verbreitet, wie in Deutschland, und das ist auch etwas.

Nun denken Sie aber die Städte, wie Dresden, München, Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Hannover und ähnliche: denken Sie an die großen Lebens-Elemente, die diese Städte in sich selber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen: und fragen Sie sich, ob das Alles sein würde, wenn sie nicht seit langen Zeiten die Sitze von Fürsten gewesen?

Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. Werden sie aber wol bleiben, was sie sind,

wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen Deutschen Reich als Provinzialstädte einverleibt werden? — Ich habe Ursache, daran zu zweifeln."

Welcher Vaterlandsfreund stimmt nicht gern ein in diese Schilderung des Deutschen Vaterlandes und ihre Bedeutung? Und unbedenklich darf man heute*), wo die große Aufgabe des starken einheitlichen Zusammenfaßens des Deutschen Gesammtreiches gestellt ist, unter den von dem Altvater Goethe nicht weiter genannten Gegenständen dieser Einheit auch hinzufügen: die Einheit der Gesetze, der Rechtspflege, der äußeren Angelegenheiten, und wie sich schon von selber vorweg gemacht hat, die Einheit des Heer- und Kriegswesens, an der Spitze, nicht mit einem Römischen Kaiser — welchen Germania nur durch einen Kaiserschnitt zur Welt bringen möchte — auch nicht mit einem Römischen König, — sondern mit einem Deutschen Heerkönig, als höchsten der Deutschen Herzöge.

e. Goethe und die politische Poesie.

Wir haben unter diesen Mittheilungen aus und über Goethe die vorige von Deutschlands Einheit damit begonnen, daß wenig

*) Im März 1849. Damals war „Kaiserschritt" anstatt „Kaiserschnitt" gedruckt, und veranlaßte folgende Bemerkung: „der sonderbare Druckfehler gibt auch einen Sinn da der neue Deutsche Kaiser allerdings mit einem kühnen Schritt ins Leben treten könnte: wie wir an dem ersten Französischen Kaiser erlebten. Es ist jedoch klar, daß es „Kaiserschnitt" heißen soll: wodurch der erste Cäsar (Deutsch „Schwertgeburt") ans Licht trat, zwar auch durch einen kühnen Schritt, über den Rubikon, aber zugleich durch einen kühnen Griff und Schnitt. Dieser „Kaiserschnitt" könnte freilich auch noch als ein solcher verstanden werden, wodurch ein Kaiser seinen Schnitt an Deutschland macht: das ist jedoch nicht die Meinung. Wir dachten dabei an das neulich sinnvoll angewandte Bild des Meisters Cornelius zu Goethes Faust, wie Gretchen (als Germania) niederliegt, und dem Faust, da Mephistopheles (dem Schmerling ähnlich) neben ihm erscheint, zuruft:

„Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich! — — —
Heinrich (Gagern), Mir graut's vor Dir." —

Wir leben aber der guten Hoffnung, daß Germania trotz aller dieser Wieren und Wehen, genesen und erstarken wird, und gedenken hiebei noch eines Goethe'schen Gedichts, welches erst nach Goethe's Tode bekannt geworden ist, „Vermächtniß" überschrieben, und worin es heißt:

„Sie wollten uns in dieses Treibhaus pflanzen:
Allein die Deutsche Eiche wuchs zum Ganzen;
Ein neues Wachsthum ist ihr angekommen,
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
So wachs, o Eiche, denn zum Weltvergnügen!
Schon seh' ich neue Sonnen-Aare fliegen." —

stens in der Verehrung Goethe's die Deutschen einig sein möchten; und ebenso wird diese Einigkeit angenommen bei der nahe bevorstehenden Jahrhundertfeier Goethe's. Solche Voraussetzung scheint leider unrichtig, und vornämlich schallt vom Rhein und sogar aus Goethe's Vaterstadt her, daß auch hierin die Parteienwut sich kundgeben, und die Feier des „Erzaristokraten" und „Fürstenknechts" von den Demokraten verschmäht und uns Anderen überlaßen bleiben soll. Wir können uns freilich leicht deshalb trösten, und den großen Mann und Deutschen Dichterfürsten uns als den unsern gefallen laßen, müßen jedoch wiederholen, daß Goethe in höchster Bedeutung ein Volksfreund und Mann des Deutschen Vaterlandes war, namentlich mehr als Schiller, welchen vielleicht die Demokraten für sich in Beschlag nehmen möchten. Wir können darüber, nächst Goethe's Gesprächen mit Eckermann Bd. 3, besonders noch sein Gespräch mit Luden 1815 (aus dessen Nachlaß gedruckt) anfüren:

Als Goethe Luden von der Herausgabe der „Nemesis" abrieth, da er an einer bedeutenden Wirkung zweifelte, sprach er: „Glauben Sie ja nicht daß ich gleichgültig sei gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue

Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks, und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es was es will und vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." — Die Zeit wo die Deutschen wieder mächtig hervortreten würden, sah er noch in unbestimmter Ferne; doch erkannte er es als die Pflicht jedes Einzelnen, nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten so auch vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe; damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe; damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht!"

Dieselbe Gesinnung bezeugen für den Dichter so viele seiner Werke, die Gelegenheitsgedichte im höchsten Sinne sind, nämlich durch wirkliche große Zeiterscheinungen und andere eigenste Erlebnisse hervorgerufen, und dadurch eben so mächtig und lebendig fortwirken. Götz, Egmont, Faust, Werther gehören hieher, und näher den ungeheuren Zeitereignissen mit der Französischen Revolution stehn der Großkophta,

der Bürgergeneral, die Unterhaltungen der Deutschen Ausgewanderten, die Campagne in der Champagne, die Aufgeregten, selbst Reineke Fuchs, und vor allen Hermann und Dorothea. Nur sind dieß alles nach einem gewissen Abschluß entstandene freie Werke, und dadurch der Dichtkunst warhaft angehörig, nicht unmittelbar in die noch gärenden Zeitbegebenheiten eingreifend, nicht demagogisch zur That, zum Streit aufrufend: wie wir allerdings dergleichen treffliche und schlagende Gedichte aus der waren Deutschen Freiheitsheldenzeit 1813—15 haben, vor allen von Freimund Reimar (Rückert).

Daß Goethe dergleichen nicht auch gesungen, ja daß er nicht mit ins Feld gezogen, hat man ihm noch immer vorgeworfen, ohne seine Eigentümlichkeit, sein Alter und ganzes Lebensverhältnis zu bedenken. Und hierüber gerade spricht Goethe sich gegen Eckermann gründlich aus. Auf Veranlaßung von Berangers Liedern, sagte er am 14. März 1830: „Sie wissen, ich bin im Ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten: allein solche, wie Beranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen," als wahr, empfunden, und wirksam im einigen Frankreich: dagegen Deutschland erst 1813 sich einigte, und Arndt, Körner und Rückert wirkten. „Man hat Ihnen vorgeworfen, bemerkte ich (Eckermann) etwas unvorsichtig, daß sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter mitgewirkt haben."

„Lassen wir das, mein Guter! erwiderte Goethe. Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. — Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben: allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechszig hinaus war. —

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehn."

Eckermann begütigte: der Vorwurf bezeuge nur die hohe Meinung von Goethe, daß der für die Bildung seines Volkes mehr als irgend einer gethan, nun endlich Alles hätte thun sollen.

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke," erwiderte Goethe: „Es versteckt sich hinter jenes Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich Alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. — Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen was an alle dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meiner Gegenwirkung klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat." — — Kriegslieder schreiben, und im Zimmer sitzen! — Das wäre meine Art gewesen! — Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Diesen kleiden seine Kriegslieder ganz vollkommen: bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. — Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß!" —

Dieß stimmt vollkommen zu dem was Goethe schon 60 Jare früher in Auerbachs Keller beim Anstimmen eines Liedes den Brander sagen läßt: „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied Ein leidig Lied!" Und das Lied, worauf es sich bezieht, „Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich, Wie hälts nur noch zusammen!" läßt sich leider auch heute noch im verstärkten Tone anstimmen, weil das

Reich noch immer weder reich, noch heilig, noch Römisch ist, und noch weniger Deutsch, einig und heil ist; und ebenso kann man solchen Stimmen heute noch zurufen: „Dankt Gott mit jedem Morgen, Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!" — Wir wollen jedennoch wünschen und vertrauen, daß die Deutsche Einheit sich ebenso sicher und unaufhaltsam vollziehen wird und muß, wie die Einigkeit in der Verehrung des größten Deutschen Mannes.

k. Goethe und das Christenthum.

Neben der Vaterlandsliebe und Volksfreundlichkeit ist es vornämlich das Christentum, dessen Mangel man Goethe'n vorgeworfen hat. Sofern dieser Vorwurf die Religion überhaupt betrifft, welche im Christentum sich vollendet und für immer verklärt hat, weist er sich leicht zurück, will man nicht gar läugnen, Goethe sei ein Künstler, ein wahrer Dichter; denn jedes ächte Kunstwerk ist an sich schon ein Gottesdienst und seine Schönheit ist göttlich. Und ebenso im ganzen Leben bethätigte sich Goethe von jeher als ein warhaft frommer Mensch, indem er rastlos nach allen Richtungen hin wirkte, welche ihm verliehen waren. Er hat selber stäts vor allen seinen Gaben die größte Ehrfurcht gehegt. Fordert man jedoch mehr, und sagt, wie Gretchen zum Faust „Das ist alles recht schön und gut — — aber — du hast kein Christenthum," so ist darauf zu erwidern: Kirchlich erzogen, und bibelfest, wie er war, forschte Goethe früh in der heiligen Schrift, und verehrte sie in der höchsten Bedeutung und Würde, altes wie neues Testament: seine biblische Darstellung bis zu Moses erneute und belebte sie, wie die Bibel Rafaels in den Logengemälden, und seine Auslegung des Zuges der Juden in der Wüste wird selbst von biblischen Philologen anerkannt. Sein Lied von der Höllenfahrt Christi (1765), der Brief eines Pastors, und zwo biblische Fragen (1774), die Geheimnisse (des Rosenkreuzes) 1786 *), endlich die Bekenntnisse einer schönen Seele (seiner Hausfreundin Fräulein v. Klettenberg) sind die herzlichsten Ergießungen des Christlichen Glaubens. Denselben Sinn, mehr in künstlerischer Darstellung, offenbaren die Bruchstücke des ewigen Juden, der Faust, Bahrdt und die Evangelisten, und mere Parabeln, vornämlich die, wie der Herr mit einem Buche

*) Vergl. dazu Goethe's Bekenntnis 1816, in seinen Werken (Ausgabe letzter Hand). Bd. 45, S. 327 ff.

vom Himmel kömmt, es lieſt, und wieder mit heim nimmt, wonach die Evangeliſten es aufſchreiben, verſchieden zwar, jedoch ſo, daß es bis zum jüngſten Tage ausreicht; gemäß dem Spruche: „mögen die Evangeliſten ſich immerhin widerſprechen, wenn nur das Evangelium ſich nicht widerſpricht.“

Ungeachtet all dieſer und anderer Werke und Ausſprüche*) hat man, zumal in ſpäterer Zeit, Goethe'n über ſein Chriſtentum auf die zudringlichſte Weiſe zu Rede geſetzt, nicht bedenkend, daß jeder dieſe göttlichen Dinge in letzter Stelle mit Gott und ſeinem Gewißen allein abzumachen hat. Gegen ſolche Zudringliche, dergleichen zumal der falſche Wanderburſche Puſtkuchen war, fuhr Goethe im Weſtöſtlichen Divan (I, S. 341 der Fol.-Ausg.) heraus:

„Mönchlein, ohne Kapp' und Kutt',
Schwatz nicht auf mich ein —
Deiner Phraſen leeres Was
Treibet mich davon:
Abgeſchliffen hab' ich das
An den Sohlen ſchon.“

„Der ich unſrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildnis drückte,
Mich an ſtiller Bruſt erquickte,
Trotz Verwirrung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens.“

(ebendaſ. II, 3.)

*) „Als der Unterzeichnete im Frühjahr 1812 mit Goethe nach Karlsbad reiſte, traf es ſich, daß der Weg von Franzensbrunn nach erſterem Orte gerade an einem Marien-Feſttage zurückgelegt wurde. Bei der auf nicht unbedeutender Höhe gelegenen, weit hinaus in das Land ſichtbaren Wallfahrts-Kirche „Maria-Kulm“ wurde eine Stunde geraſtet, und nach Beſichtigung der Kirche nebſt ihrer nächſten Umgebung gewährte die Ausſicht in die nahen und fernen Gegenden, aus denen von allen Seiten her zahlreiche Züge von Wallfahrenden in Prozeſſion, mit vorgetragenen Kreuzen und Fahnen, unter Geſang und Gebet heranzogen, ein intereſſantes Schauſpiel. Eine Aeußerung aus dem Munde eines nichtkatholiſchen Dritten gab mir Anlaß, Goethe zu ſagen, daß mir vor kurzem eine Abhandlung zu Geſicht gekommen ſei, in der ein Engländer mathematiſch durch Berechnung darthun wolle, bis zu welchem Zeitpunkte die chriſtliche Religion überhaupt nur noch beſtehen und wann ſie von der ganzen Erde verſchwunden ſein werde. Goethe erwiederte lächelnd: „Wie doch der Engländer ſo gern Alles in's Extrem treibt und auch das ganz Inkomenſurable zum Gegenſtande der Berechnung zu machen geneigt iſt! Das Chriſtenthum iſt ſo tief in der menſchlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieſer Beziehung mit Recht zu ſagen iſt: Des Herren Wort bleibet ewiglich.“ Berlin, am 27. Auguſt 1849.

Johm.“

Goethe hat niemals Freigeisterei oder Religionsspott zur Schau getragen und Anstoß gegeben, vielmer hat er solches an dem deshalb bewunderten Voltaire gerügt; und das Aergernis, welches man etwa in Weimar an seiner Nichtkirchlichkeit nam, war bei weitem nicht so unchristlich, als der Spott, welchen sein älterer Jugendfreund, der von ihm nach Weimar gebrachte Superintendent Herder darüber ausließ. Goethe bekannte und bethätigte sich freudig als evangelischer Protestant, pries Luthern, und haßte das Pfaffentum und die Hierarchie, sowie die Kopfhängerei und Schwärmerei. Er verkannte dabei nicht die Vorteile und großen Wirkungen der Hierarchie, und war eben so wenig von dem protestantischen Kirchenwesen befriedigt. In dieser letzten Hinsicht sagte er schon zu Falk (vor 1825): „Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zu Gute kommen. Das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus aus einander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemand wider Willen aufzunöthigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen, praktischen Bekenntniß eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete.“ —

Riemer, in den Mittheilungen über Goethe (I, 121) berichtet in dieser Hinsicht: „Vor allem aber würde höchst bedeutsam sein, jene an Christus gerichtete Apostrophe, in seiner schweren Krankheit zu Anfang des Jahres 1801, wo er, nach seiner Gattin Zeugnisse, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt in Fieberphantasien, mit wahrhafter Begeisterung, in die beweglichsten, herzergreifendsten

Reden an den Erlöser ausgebrochen sei. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen, und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt wurden." —

Kurz vor seinem Tode, am 11. März 1832, legte Goethe noch ein umfaßenderes Bekenntnis gegen Eckermann ab, womit beider Gespräche beschließen. Nach der Bemerkung, welche Lehren das Bedürfnis der Gemeine, die Priesterschaft und Kirche, als Nachfolgerin Christi, zur Vergebung der Sünden, aus der Bibel hervorzuheben habe, fährt Goethe fort:

„Uebrigens, *echt* oder *unecht*, sind bei Dingen der *Bibel* gar wunderliche Fragen. Was ist echt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! — Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden: ob uns durchaus *Wahres* überliefert worden? so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Ueberlieferung geschrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, *ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen*? so sage ich: *Durchaus!* — *Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.* — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. — Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem dummen Knochen des Apostels Petri oder Pauli

zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!"

Wir sehen hier in der höchsten Bedeutung die Sonnenverehrung und Lichtlehre unserer Persischen und Germanischen Altvordern, durch welche, nebst ihrem Unsterblichkeitsglauben, die Germanen vor allen zur kräftigen Aneignung und Ausbreitung des Christentums berufen waren, lebendig verbunden mit diesem Christentum, welchem, besonders im Mittelalter, die Sonne auch das sichtbare Bild desjenigen ist, der sich selber das unsichtbare „Licht der Welt" nennt.

---

6. Goethe und die Deutsche Sprache.

Goethe hat alle Saiten seiner Muttersprache gerührt, alle Töne angeschlagen, alle Register gezogen, vom leisen Gesäusel und Gelispel und tief auflötenden Laut, bis zum Posaunenschall, Glockenklang und Donnersturm der ebenso umfaßenden Orgel. Sein Ton und Takt ist so manigfaltig, wie seine Werke. Oft wirkt der bloße Klang der Worte schon wie Musik, vor allem im Torso des Faust. Durch die That bestätigte und gab er Gesetze der Sprache und des Verses.

Jugendlich nam er Teil an der damals allgemeinen Verehrung Klopstocks und dessen sieghaftem Kampfe für und durch die vaterländische Sprache. In diesem Sinne ist das folgende Gedicht, welches ich nur in der Berliner Ausgabe seiner Schriften Th. 4 (1779), S. 253 finde. Es fordert die lebendig-kräftige Handhabung der Sprache, des Wortes, welches ist die Scheide für das Schwert des Geistes: wie seine Werke bewähren.

Sprache:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwerdt im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt Gottheit von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwerdt,
Und über Nachbarn Ruhe!

Bald begann auch durch Klopstocks Jünger, im Göttinger Hainbunde, die Nachbildung antiker Dichtersprache und Versе; und als Goethe dann mit der ersten Italienischen Reise die voll- und wollautende Sprache und Reimkunst dieses ihm (wie jedem dort einst glücklichen) unvergeßlichen Wunderlandes der Kunst und Natur vernommen und erlebt hatte, wovon seine Dichtungen dort, sowol Umbildungen früherer Werke (Iphigenia, Tasso), als neue (Venedische Epigramme, Römische Elegien) und daheim bezeugen: da kam er zu dem für seine Muttersprache, wie für ihn selber so harten Ausspruch, in den Epigrammen, 29:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen.
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt und geleistet;
Nur ein einzig Talent, bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Dagegen sagt Goethe-Faust, in dem ersten Teil (1808 vollendet) der größten Tragödie:

Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Wie rein und edel Goethe's Sprache in seinen höheren Werken ist, in Iphigenia, Tasso u. a., auch im ernsten Teile des Faust, so mied er doch keineswegs die Fremdwörter in dem leichteren, das gemeine Leben berührenden dramatischen, prosaischen Dichtungen, so wenig als im Gespräche selber, und als in wißenschaftlichen, überhaupt lehrhaften Darstellungen, die meist fremden Kunstausdrücke. Hier kömmt es zunächst auf Verständlichkeit an, wärend dem höheren Kunststyl auch die edlere reine Sprache eignet. Es ist ein Vorzug des Deutschen, daß er Beides in so bedeutendem Abstande gebrauchen kann, wie Sanskrit und Prakrit. Goethe traf auch hierin mit Schiller zusammen; und in den Xenien (1797), die absichtlich als Gesammteigentum verfaßt und verbunden wurden, stimmen beide Dichter, auch nach der Scheidung ihres Anteils durch

die von Schillers Gattin in einem Abdrucke des berüchtigten Musenalmanachs beigefügten Anfangsbuchstaben Sch. u. G.*), überein gegen die Sprachreiniger. Beide richten sich zunächst gegen Campe und dessen „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden" (Braunschweig 1795 ff.), worin seine „Zergliederung deutscher Musterstücke" auch Goethe's Iphigenia unters kritische Messer genommen hatte. Daher Schiller scharf entgegnete:

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver:
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

Dann nochmals:

151. Die Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an.

Die Sprachreinigung, welche Campe dann besonders noch durch das Verdeutschungswörterbuch betrieb, und die soviel Lächerliches hervorbrachte, und im komischen Sinne (z. B. von Jean Paul) benutzt ward, fertigte Schiller im litterarischen Zodiakus ab:

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

Und hierin stimmte Goethe, nach seiner mildern ironischen Weise mit ein:

152. Der Purist.

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern:
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

---

*) Vollständig in K. Hoßmeisters „Supplemente zu Schillers Werken" (Stuttgart und Tübingen 1840) Bd. 3, Abthl. 1, aus einem von der Schiller'schen Familie ihm gegebenen Prachtdrucke des Almanachs, welchen Schiller seiner Gattin schenkte. — Aus dem selten gewordenen Almanach ließ schon Steffens, (Reichardts Schwiegersohn) in Breslau die Xenien wieder drucken, als Handschrift für Freunde, o. J. u. O. 8. Dann, ein Ungenannter (Danzig 1833. 12.), und E. Boas sowol in den Supplementen zu Schillers Werken (1839) als zu Goethe's Werken (1841), wie beide Dichter auch beabsichtigten. Die ausführliche Geschichte der Xenien aus dem Briefwechsel, und die Anmerkungen zu den einzelnen Xenien in der Danziger Ausgabe haben beide spätere Herausgeber stark benutzt.

Heftiger ist Goethe's Ausfall gegen die Sprachreiniger, als nach den Jahren 1813—15 der Eifer für Reinheit und Einheit des Deutschen Volkes und seiner reinen Ursprache sogar auf Chinesische Absperrung drang und vorschlug, wie die Germanen der Römerzeit thaten, die Gränze auf Tageweiten ringsumher zu verwüsten. Wobei zugleich die Urteutonen von den Deutschtümlern sich wieder im Namen Teutsche und Deutsche schieden. Hierauf zielen die aus Goethe's Nachlaß erst ans Licht gestellten „Politica," in der Folio-Ausgabe (1836) Bd. 1, S. 140:

Die Sprachreiniger.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

An die T.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selber entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug.

Leider ebenso wahr als hart: wie sich jetzt eben (9. Nov. 1850) auf die widerwärtigste empörendste Weise durch die Teutonischen „Hanebambels" wiederholt. —

Goethe war so innig mit seiner Muttersprache aufgewachsen, daß manche Frankfurter Eigentümlichkeiten derselben in seine frühsten Werke übergiengen, namentlich in seinen älteren, auf eigene Kosten gedruckten Götz, wo sie mit den mermaligen starken Umarbeitungen meist verschwunden sind. Mer und minder erfuren auch seine übrigen Werke solche Abglättung, die schon bei den Mitschulschuldigen begann, durch den kritischen Freund Behrisch auf der Hochschule zu Leipzig, das damals schon, als „ein klein Paris," den Sprachton angab, durch Gottsched und Gellert, mit den Sächsischen

Klopstock, Lessing und anderen Norddeutschen. Diese Leipziger Kritik trieb Goethe'n sogar zum Verbrennen seiner früheren Erzeugnisse; sowie daheim dann Mephistopheles-Merk Goethe'n im besten Zuge für die Bühne hemmte, bei Gelegenheit des Clavigo, der gerade noch immer so vorzüglich wirkt. Goethe sagte zwar später, als H. Voß der junge ihm in der Handschrift von Hermann und Dorothea einen siebenfüßigen Hexameter nachwies: „Ja, wahrhaftig! Aber die Bestie soll zur Strafe stehn bleiben." Er war jedoch nachgibig gegen Freunde und Schriftgelehrte, denen er seine Handschriften mitteilte, oder den Druck zu berichtigen überließ. Die Schreiber der späteren bloß in die Feder gesagten Werke, die Correctoren und Setzer der meist entfernten Druckorte thaten dann auch das Ihrige. Man darf nur die älteren, von Goethe selbst besorgten Drucke mit den späteren Ausgaben vergleichen, besonders jene vor der Italienischen Reise. Bei der ersten rechtmäßigen Sammlung seiner Schriften (Leipzig 1787) wärend dieser Reise, gab er Herdern freie Hand, und dankt ihm in einem Briefe aus Italien, was er (Herder) für die Herausgabe thun wolle. Freier und großartiger war, in Wechselwirkung, Schillers Einfluß auf Goethe's Werke, wie vor allen der herrliche Briefwechsel über Wilhelm Meister zeigt. Dann aber haben wol die Sprachgelehrten, H. Voß der junge und Riemer, eben wieder an Sprache und Schreibung gemeistert, und die fortwärenden neuen Ausgaben von Goethe's Werken sind auf dem Wege sich einst zur Urschrift zu verhalten, wie Luthers Bibel zu den gegenwärtig gangbaren Drucken.

Wol mit einem Rückblick auf solche eigene Erfarungen schrieb Goethe an den Russischen Minister Uwaroff *), auf dessen Zueignung seiner Deutschen Schrift über den Nonnos mit der Entschuldigung, daß er keinen Deutschen Litteraten gefunden, der seine Handschrift grammatikalisch durchgesehen hätte: „Ich bitte Sie auf das inständigste, und nöthigenfalls fordre ich Ihnen das Versprechen ab, keinem Deutschen jemals anzuvertrauen, was Sie die grammatikalische Durchsicht Ihrer Manuscripte nennen. Ganz sicher würde er Ihrem Styl alles das nehmen, was ihm in meinen Augen Werth verleiht, und dafür eine Menge schöner Dinge anbringen, an denen mir gar nichts gelegen ist. Machen Sie sich den ungeheuren Vor-

*) Uwaroff notice sur Goethe.

theil, die Deutsche Grammatik nicht zu kennen, bestens zu Nutze; ich arbeite nun bereits dreißig Jahre daran, sie zu vergessen."

Die Hervorziehung der ursprünglichen Lesart, sowie der ältern Gestalt später umgebildeter Goethe'scher Werke ist schon von mancher Seite begonnen, auch von uns bei den Liedern (Germania VI. VII), sowie Iphigenia (Germania III), und ist notwendig zur Einsicht in seine Kunstbildung und Sprache*). —

In Goethe's letzten Jahren, 1830—31, besorgte seine mit den Enkeln bei ihm wonende verwitwete Schwiegertochter die Herausgabe eines Wochenblattes, welches allsonntäglich erschien, eigentlich nur für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und Weimarischen Freunde. Es bildete so die Fortsetzung des bekannten „Tiefurter Journals" 1781 ff., und sollte ursprünglich auch nur Handschrift sein, was dieses blieb, bis auf die einzelnen daraus gedruckten Stücke, darunter mehre von Goethe, und welches deshalb nicht mehr vollständig vorhanden ist. Die neue Zeitschrift hatte auch ähnlich unbestimmten Inhalt, wie schon ihr Titel „das Chaos" verkündete**). Ein darauf bezügliches Gedicht desselben ist ohne Zweifel von Goethe:

Nachdem der Herr sechs Tage sich geplagt,
Um aus dem Chaos eine Welt zu bauen,
Ruht er am Sonntag aus und sagt:
Das Ding ist doch nicht übel anzuschauen!
Du aber hälst sechs Tage Rast
Und fühlst am Sonntag erst ein Drängen,
Die Welt und was sie in sich faßt

*) Aus umfassenden „sprachlichen Studien über Goethe" hat J. A. Lehmann, Director des Gymnasiums zu Marienwerder, zwei Hefte „Ueber Goethe's Sprache und ihren Geist" bekannt gemacht, in Programmen, 1840 „Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke," und 1849 „Goethe's Relativ-Konstruktionen." Die mit so viel Liebe als Fleiß ausgeführte Arbeit beruht ganz auf Goethe's Ausgabe letzter Hand 1827—33.

**) „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar" S. 204—224, Bericht und Auszüge, von Amalie Winter, darunter, nebst einigen anderen vermutlich Goethe'schen Gedichten und Prosa, S. 217 die drei ersten hier wiederholten Sprüche. Den zweiten und dritten, mit den beiden darauf folgenden, hat schon der Berliner Freimüthige 1830, Nr. 43 mitgeteilt und überschrieben: „Goethe in Weimar 1829," mit unrichtigen Lesarten. Der Herausgeberin waren Eckermann, der Genfer Soret und der Engländer Parry beigeordnet. Kein Beitrag ward benamt, kein namenloser aufgenommen, das Namensgeheimnis bewart, und das Blatt keinen gezeigt, der nicht Teil daran hatte. — Von und aus dem Tiefurter Journal, welches die Herzogin Amalie mit Wieland besorgte, s. ebd. 56. 75—90. 347. Der eine Jahrgang 1780—1781, in 48 Heften, ist in des Großherzogs von Weimar Privatbibliothek. Vgl. über den Inhalt noch W. Wachsmuth „Weimars Musenhof" (Berlin 1844) S. 75.

Zum Chaos wieder einzumengen.
Und keiner weiß nun, ob ihm Gottes Welt,
Ob ihm Dein Chaos mehr gefällt.

Ebenso:

Eros und Eris.

Der Dichter lehrt: dem Chaos ist
Im Anbeginn durch Lieb' und Zwist
Die Ordnung aller Ding' entstiegen.
Allein es scheint, im Zeitenlauf
Steigt wiederum ein Chaos auf;
Nun gilt's zum zweiten Male siegen.

An Liebe fehlt's im Chaos nicht;
Wie manches schmachtende Gedicht
Hört man auf allen Seiten klingen!
Drum schafft nun — sei es wie es sei —
Ein wenig guten Zwist herbei,
Daß wir die Welt in Ordnung bringen.

Weimar war in jenen Tagen vorzüglich belebt und besucht, von Engländern, Franzosen, Italiener, Russen, am Hofe und um Goethe, zur schönen Glorie des bald verschwindenden hohen Hauptes. Da hörte er denn im eigenen Hause, bei der Ordnerin des Chaos, wo seine Erscheinung immer alles erhob, alle diese Romanischen, Halbgermanischen, Slavischen u. s. w. Gäste, die gleichsam als Abgesandte ihrer Völker vor ihm erschienen, in ihren eigenen Zungen durcheinander reden, wie dieselben in Versen und Prosa sich im Chaos selber vernehmen ließen, daneben überdieß die klassischen Sprachen, sodaß das gute Deutsch ins Gedränge kam. Solche zur Sprachverwirrung gesteigerte Sprachvermengung veranlaßte ihn (unverkennbar) nun zu folgenden Scherzen:

Manches läßt die Zeit uns sehn,
Was uns einst gedäucht als Fabel,
Sonst hieß Weimar Deutsch Athen,
Jetzo ist's das Deutsche Babel.

*

Brittisch, Gallisch und Italisch,
Daran scheint es nicht zu fehlen;
Wüst' ich etwas Kamtschadalisch,
Möcht' ich wirksam mich empfehlen.
Ach, ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich Türkisch radebrechen!
Aber Deutsch ist aus der Mode,
Und ich weiß nur Deutsch zu sprechen.

Geduld, verlaß dich auf mein Wort,
Gar vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.

*

Von Bäumen fällt das letzte Blatt,
Die Flur deckt hohen Schnees Lager,
Die Schlitten klingeln durch die Stadt;
Man sieht, sie nahn, die Weihnachtstage.
Doch trittst du zum Salon herein
Und hörst bei Thee und süßem Wein
Zehn Sprachen durch einander schrein,
So zweifelst du nicht im Geringsten,
Wenn draußen Weihnacht, — hier sei Pfingsten.

Das Letzte erinnert zugleich an die schöne Volkssage, daß in der Weihnacht die Erde grüne, blühe und Früchte trage, wie sie mit dem Christbaume paradiesisch den Kindern erscheint: dagegen in der Johannisnacht tiefer Schnee die Erde bedecke*). Pfingsten aber, wo die Apostel in fremden Zungen redeten und voll süßen Weins gescholten wurden, war die Versöhnung und Wiedervereinung der babelschen Sprachverwirrung und Zerstreuung, dadurch, daß alle Sprachen einen und denselben göttlichen Geist, das Wort Gottes reden, wie immermehr über die Erde erfüllt wird.

In solchem Sinne schrieb Goethe der funfzehnjährigen Minna Wolf, die von ihrem genialen Vater die Gabe der Sprachen ererbt hatte, ins Stammbuch:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In mancher Sprache dir, mein gutes Kind, erscheint,
Das alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

---

*) Etwa weil man diesen Geburtstag des Täufers mit seinem Todestag 29. Aug. verwechselte, welcher Tag auch Natalis heißt, weil Mors janua vitae ist: dagegen er Goethe's irdischer Geburtstag war. Der Sonnenwende-Johannistag hieß auch Johannes Albus; was Haltaus (Jahrzeitbuch 108) auch für Verwechslung mit des Evangelisten Johannistag nach Weihnachten erklären möchte, wo die Erde mit Schnee bedeckt ist. Es spricht aber vielleicht auch für den Schnee der Sonnenwende-Nacht als Trauer- und Leichentuch über den Täufer, der ungeboren schon das Christkind verehrte. Eine Niederdeutsche Stelle in Helwigs Zeitrechnung (S. 33) nennt seinen Enthauptungstag „Johanns Wende", was Rabe (Calendar. fest. p. 181) durch vigilia erklärt, gewis unrichtig. Des Vorläufers Bedeutung in der Volkssage bezeugt auch die mit ihm verbundene Pharaildis-, Herodias-Sage. Vgl. Gesammtabenteuer Bd. 3, S. X.

Und so möge denn diesen Kranz Goethe'scher Lieder und Sprüche über die geliebte, einzig von ihm geübte, durch ihn veredelte und ihn verehrende Muttersprache ein Lied beschließen, welches auch schon durch den tiefen Klang der Sprache mächtig widerhallt, und worin sein späterer Sinn, daß die Dichtung, wie alle Kunst, aus dem Urborne des Lebens frei herausquillen müße, die Worte durchdringt:

„Entschluß.

Worauf kommt es überall an,
Daß der Mensch gesundet?
Jeder hört gern den Schall an,
Der zum Ton sich rundet.

Alles weg, was deinen Lauf stört,
Nur kein düster Streben!
Eh' der Dichter singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen.
Fühlte der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen."

Wie für die Zerstreuung der Sprachen, für ihre Wahrheit und Dichtung, Goethe die Liebe als die alleinige Vereinung erkennt, so verkündet er diese höchste der geistlichen Tugenden welche zugleich die einzige Rettung gegen das Genie ist, auch als die auf Erden vor allen beglückende, in der

„Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Must dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Must stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen."

Welchen Spruch er dann noch erweiterte:

„Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Must ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Must immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;

Mußt dich am eignen Thun ergetzen,
Was andre thun, das wirst du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen." *)

v. d. Hagen.

---

7. Goethe's Jahrhundertfeier.

Goethe schrieb (1805) ein Buch „Winkelmann und sein Jahrhundert": in noch höherem Sinne und weiterem Umfange ist das heute abgelaufene Jahrhundert Goethe's Jahrhundert.

Er war und ist ein Säcular-Mensch, wenn irgend einer; ja er ist der Mann eines Jahrtausends, und noch mehr. —

„Er war ein Mann! nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn." —

Seine äußere Erscheinung war das Abbild seines Geistes: er war einer der schönsten Männer, und noch auf dem Todbette erstaunte man über die göttliche Schönheit, „seiner Glieder Götterpracht," sodaß auch leiblich sein Bild in ewiger Jugend dasteht.

In Wahrheit heißt er „Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe." Ja:

„Ist der Goethe ein Gott, so werd' als ein Gott er verehret:
Ist er ein Mensch, gleichwol werd' er verehrt als ein Gott."

So war er nicht bloß begeisterter Verkünder, Kundiger, ja selbst Hervorbringer der bildenden Kunst, sondern zugleich ihr würdigster Gegenstand, der in jedem Alter, in jeder Darstellung erfreut: wie er denn zu diesem Festtage uns wieder durch Rauch's Meisterhand in vollendeter Bildung vor Augen gestellt ist; in inniger Verbindung mit seinem Geistesbruder Schiller, zum leuchtenden Zwillingsgestirne **).

---

*) So steht er zuerst in der Fol. Ausg. (1836) I, 82.

**) Der Ausschuß des zur Goethe-Jahrhundertfeier und -Stiftung hier gebildeten Vereins hat eben, am 31. October, einstimmig beschloßen, den für das Jahr 1850 von ihr ausgesetzten Preis von tausend Thalern auf das würdigste Werk der bildenden Kunst dem von Rauch zur Goethe-Jahrhundertfeier modellir-

Für uns Deutsche ist Goethe das, was er in Voltaire als dem vollendeten Ausdruck der Franzosen erkannte, was Dante den Italienern, Cervantes den Spaniern, Camoens den Portugiesen und zunächst Shakspeare den Engländern war, ist und sein wird.

Er vereinigt aber zugleich alle diese in sich, und noch mehr: „Wie Homer der Griechen, Dante der Italiener, Shakspeare der Engländer, so wird der Dichter des Götz, Faust, Hermann und Dorothea immerdar die allvereinende Heimstätte, der allbelebende Geist unsrer Kunst und Wissenschaft sein und bleiben, so lange unsre Sprache Deutsch bleibt." *)

Seine Allseitigkeit und Tiefe, die innige Durchdringung von Kunst und Wißenschaft, von Geschichte und Dichtung erheben ihn über Alle, und ich bekenne frei: mit seinen Werken, in drei mächtigen Bänden, würde ich vor allen Anderen in der Alleinsamkeit mir genügen laßen, versteht sich nächst der Heiligen Schrift. — Man weiß, daß Zelter sich zuletzt freiwillig entschloß, nur noch seinen brüderlichen Freund Goethe zu lesen, dem er bald in den Tod folgte.

Seine Lieder, zunächst in den Tönen der Zeitgenoßen befreundeter Meister Reichardt, Zelter u. a. werden stäts die schönste Blüte der Deutschen Geselligkeit sein und bleiben; wie wir eben auch heute fröhlich erleben, indem wir den ewig jungen Dichter mit seinen eigenen unverwelklichen Blüten bekränzen. —

Moses schreibt: „Da kam ein andrer Pharao, der wuste nichts von Joseph." Wehe über Deutschland, wenn es einst heißen sollte: „Da kam ein andres Geschlecht, das wuste nichts von Goethe'n."

Ich kann es mir nicht denken, daß jemals Deutsche solche Schmach erleben sollten: sie würden damit aufhören Deutsche zu sein.

So gewis die Hoffnung der Zukunft Europa's bei den Deutschen beruht: so gewis ruht die Hoffnung der Deutschen bei den Deutschen Frauen, die Goethe ja vor allen verherrlicht und die heute vor allen sein Fest verschönen: ihnen ist mit der Geburt die Kind-

---

ten Standbilde Goethe's, in einer mit Schiller verbundenen Gruppe, zu erteilen, zur baldigen Ausführung (am füglichsten wol in Erz), diese auch fernerhin auf alle Weise zu fördern, und so zum würdigen Denkmale der beiden im Leben so innig vereinten größten Dichter des Vaterlandes mitzuwirken. Nachdem beider besondere Heimat sich schon eines Standbildes des ihrigen erfreuet, gebürt es sich um so mehr, nun auch ein solches Gesammtdenkmal beider dem gesammten Deutschen Vaterlande vor Augen zu stellen.

*) Der ewige Jude von Cruciger (1832) S. 20.

heit, die erste Pflege und Bildung des neuen Geschlechts vertraut, die erste Mitteilung der nach ihnen benannten Muttersprache in ihrer Tiefe, Reinheit und Macht, wie vor allen Goethe von seiner trefflichen Mutter sie überkam und am höchsten offenbarte. —

Gibt es jetzo schon Deutsche (wie es leider von jeher dergleichen gab), welche ihn nicht anerkennen, Litteraten und Poeten die nichts von ihm wißen wollen, so wollen wir ihn gern als den unsern behalten und feiern.

Die Recensenten und Hyperkritiker, die an ihm mäkeln und mängeln, oder ihn gar verneinen, — die hat er schon in seinem 21sten Jahre mit einem „Schlagt ihn todt!" begrüßt, und dann noch über den Tod hinaus abgefertigt*), in den erst aus seinem Nachlaße bekannt gemachten „Invectiven," mit der Dichtung vom todten Moses, der, als die Teufel heranfuhren ihn zu holen, sich gegen sie vom Tode erhob und mit seinem gewaltigen Stabe sie verjagte.

Wie sein Geist, an dessen „Sphäre" wir heute „lange gesogen, von ihm mächtig angezogen," fortwärend unter uns walten und wirken soll, spricht ein Gedicht aus, welches auch nach seinem Tode zum Vorschein kam, und als sein „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt" bei seinem 50jährigen Weimarschen Jubelfeste, sich gibt, und zwar in seinen Werken nicht steht, aber wol in seinem Sinne und aus seinem Munde ist. Es lautet:

„Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben,
erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben,
erst sollt ihr dichten und nach diesem malen:
sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,
und seid, obwol von jedermann gelesen,
doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein jeder sehe, wie und was er schreibe,
das Haupt sei angemessen seinem Leibe:

*) Fol. Ausg. Bd. 1, S. 139, zunächst gegen Pustkuchen-Pusterich:
Ueber Moses Leichnam stritten
Selige und Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten sie doch kein Verschonen.
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister:
Engel brachten ihn zu Grabe.

zehntausend Schultern Einem anzupassen,
das nennen sie erfinden und verfassen.
Wir aber nennen dies Manier, ob Viele
sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
das Urgeheimnis ewiger Gestalten,
es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern,
es wird in Felsen, wie in Büchern blättern,
denn was Homer erschuf und Scipionen,
kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen:
allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen,
ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs, o Eich', erwachs zum Weltvergnügen:
schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
so wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
bei dessen Widerschein von jenen Sternen
die spätern Enkel werden sehen lernen,
um in prophetisch höheren Gesichten
von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten."

Das Licht, welches der Verklärte hier verkündet, ist das in seinen Werken, die zum Teil erst nach seinem Tode erschienen, unvergänglich leuchtet und strahlt, und das er noch in seinen letzten Worten „mehr Licht! mehr Licht!" aussprach, als am Morgen des Frühlingsanfanges, den er jährlich so freudig begrüßte, sein „sonnenhaftes Auge" sich schloß, und das unsichtbare Licht der Ursonne ihm aufgieng. —

Es lebe und leuchte immerdar Goethe, der Mann des ewigen göttlichen Lichtes!!!

Vorstehendes wurde zur Nachfeier des Goethe-Tages in der Deutschen Gesellschaft vorgetragen. Bei der öffentlichen, von unsrer Gesellschaft ausgegangenen Feier am 29. August 1849, über welche von einem Mitgliede, Dr. Holzapfel, ein Bericht mit allem Zubehör erschienen, ist das folgende Gedicht gesprochen, zum Beschluße der manigfaltigen Gedichte, Sprüche und Reden, und steht daher nicht in der beim Feste verteilten Sammlung derselben.

Goethe
und sein Jahrhundert.

Er trat ans Licht, als unsers Friedrichs Thaten
die Welt erfüllten, mit ihm Voltaire's Ruhm;
er sah den ungeheuren Sturz der Staaten,
des Reiches Fall, das neue Kaisertum,
das Vaterland in tiefster Schmach, verraten;
er sah das wahre Freiheitsheldentum;
und noch in unsers Weltteils langem Frieden
war ihm des Lebens höchstes Ziel beschieden.

Er war des „Friedens Kind," im Reich der Geister
beherrscht' er mächtig Kunst und Wißenschaft,
in großer Genien Kreis, ihr aller Meister,
in göttergleicher Leibes Schön' und Kraft.
Er war ein Mann des Lichts: der Sonn' entreißt er,
was uns sein Geist, Herz, Hand und Sinn erschafft:
des ersten Frühlingstages Morgenröte
entführte uns den ewig jungen Goethe.

Es hatt' aufs Neue schon die Welt begonnen
sich zu verwirren, langer blut'ger Streit:
doch trübt' es wenig seine letzten Sonnen,
er war zum heitern Tagwerk stäts bereit;
von seiner Sonnenhöhe, klar, besonnen,
schaut' er erhaben auf den Strom der Zeit,
die fort und fort in wilden Strudeln brausend: —
nach ihm heißt sein Jahrhundert, sein Jahrtausend!

v. d. Hagen.

XVII.

Vermiſchte kurze Mittheilungen.

1. Althochdeutſches.

Daz ih dir hold pin y demo piscophe so mino crephti enti mino chunsti sint si minan vuillun fruma frummenti enti scadun vententi kahorich enti kahengig enti statig — in sinemo piscophtuome so ih mit rehto aphter canone scal.

Bekam der ſel. Graff aus einer Oberdeutſchen Handſchrift.

2. Zwei Faſtnachtſpiele.

Sie ſtehn in der Weimarer Liederhandſchrift, Pap. 4, des 15ten Jahrhunderts, welche ich zu der Minneſinger-Sammlnng gebraucht und beſchrieben habe, Bd. IV, S. 906, mit Abbildung. Ich verdanke ſie Goethe's freundlicher Mitteilung, ſowie die zu „Geſamtabenteuer" III, 775. 793. 794. verzeichnete*), neben welcher ſie auch wegen eines Teils ihres Inhaltes**) anzuführen war. Bl. 125, S. 6. von etwas jüngerer Hand:

Ein hoflich ſpil zu der faſenacht

der knecht

Nu hört vnd ſweiget vnd ſeit pey witzen
hie wirt mā ein hoffgericht ſitzen

*) Vgl. Berichtigung zu Bd. 3, S. 21.

**) z. B. folgt auf dieſe Faſtnachtſpiele Ein hofflich ſpruch von ein Ritt[er]: Deutſches Gedicht zu dem Altfranzöſ. ſchon bei A. Jubinal nouveau recueil de contes et fabliaux (Paris 1839) I, 353.

mit weiſen mannen wol gelert
ob ymant an eren wer vorſert
oder was er het fur tzu clagen
das ſol er den richter(n) hie für tragen —

Ein Weib (mlr=mulier) verklagt ihren Mann, daß er ihr das nacht futer abtrage zu ſchlechten acker gurren (gegen föln — Füllen). Urteil der neun Richter: er ſoll über Meer gegen die Heiden ziehn, mit ſcharfer glen reiten —

der ſol mit frawen aym̄er reden
pys yms derlaupt dy kunigin von ſwedē —
der futers gnūnck hat in ſein parn
vnd wil das andern pubin ſparn —
vnd wil er mer tantzen nach der alten lautē
ſo wil ich mich fur pas auch laſſen prauten —

Man ſoll ihm ſein geſchir vo⁵ dem arſz abhaüen. Der Mann bekennt, daß er gern andere Weiber über ihre alten und nachtfaulen Männer getröſtet: er war barmhertzig und ſie gegen ihn ſchertzig. Der Knecht beſchließt, ermahnt, in der Faſtnacht fröhlich zu leben:

vnd tzecht nicht vil in d⁵ mīnen tzellen
daz euch der eỵ̈lft ſing⁵ nicht gefwelle
vnd reÿſt ab ewern fidelbogen
gebt vns vrlaup vnd lat vns furpas tzogen.

Von der ältern Hand der Lieder:

Ali9 P ⁷curſur

Nue ſweygt ein weyl vnd habt ewr rue
vnd höret zweyen eeleuten zue
die hat man gein einander verſwatzt
das eins das annder gar gering ſchatzt
die frawe clagt von jrem eemanne
vnd meint er ſey in des biſchoffs banne
ſein lieb ſey gantz gen jr erloſchen
vnd er hab in fremden ſchewrn̄ gedrofchen.

Das Weib (ml⁷r) ſchilt und droht deshalb. vir erwidert, ſie laße ſich den hunt vor dem licht vmb lauffen (ſich hinters Licht führen) und höre auf ein altes Weib. nuncius bringt einen Brief ſeines Bruders von Rein her auf aufz niderlant, und meldet, eine Kloſterfrau liege von ihm im Kindbette. Der Brief fordert

ihn auf, zur Warnemung ihrer Kaufmannſchaft hinzukommen, und er reitet weg. kupplerin kömmt und ladet die Frau zu einem jungen Herrn ins Haus. Ancilla ſchilt ſie eine alte peffein und pfeffein, und räth ab. Die Alte verlangt, der Frau ihren Willen zu laßen. mlr freut ſich der Heimkehr ihres Mannes, frolockt: mein hertz in groſſen freuden ſchockt. vir beſchuldigt ſie, ſie habe ſich in das fleiſchgaden brechen laßen. Ancilla bezeugt ihre Treue. mulier beteuert, und wil deinem eſel ein genüg futer gebn. vir iſt zufrieden, und verſpricht, ſeinen eſel nicht weg zu leihen, er finde bei ihr ein volle futer crebn (: lebn). mulier iſt vergnügt:

H're der wirt nu heyſt ein ſchencken
ſo wollen wir ſeint Johanes myn trinckn
vnd wollen vns machen vmiſz (?) ſtraſz
vnd das man mer leut herhein zu euch las

P. curſor

Her wirt jr ſult vns vrlaub gebn
vnd furt jm hauſz ein rechtz lebn
habt jr vyh ſo lat ſein wol warten
ſo gewinn jr guten miſt jm garten
habt jr ehalten die ewrn willen volbringn
die ſult jr biſz jar wiederumb dingn —

Folgen ſechs Reime völlig Wiederholung aus dem Schluße des vorigen Spiels. Ebenſo der Schluß:

vn zecht nicht vil in ir minen zellen
das euch der eylfft ving' iht werde geſwellen
vnd ſpert ewrn Eſel vnden ein
ſo müſt jr die vaſten ein fromer man ſein

Mit dem Anfangsreimpaare dieſes Spiels beginnt ein Faſtnachtſpiel Roſenpluts bei Gottſched (nöth. Vorr. II, 62), iſt übrigens jedoch ganz verſchieden. Aenliche zum Schweigen ermanende Anfänge, wie die vorſtehenden beiden, haben alle Faſtnachtſpiele Roſenpluts bei Gottſched. Unter den bisher ungedruckten (Grundr. 524) ſind obige beide vielleicht „von zwei Eheleuten" und „der Bauer mit dem Fleiſchgaden."

v. d. Hagen.

3. Mittheilungen aus Westfalen

von

Fr. Woeste zu Iserlohn.

Aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

1. Reime beim Baſtlöſen (Förde bei Attendorn),

Lëue lëue pipe — sap ies ripe — sap in'n aiken — [wu sall 'e kau haiten — reâuthenne reâuthenne — bueter oppe schüetel — ägger in'n kauken — dâ kamme guet nâ raupen. —] kättken laip 'n biärch 'erop — huâlt 'ne kar kese — dâ dat kättken wiër kam — was de pipe rain ëut — huâl ëut stal ëut — rump ëut stump ëut.

2. Desgleichen. (Helden bei Attendorn).

Lëue lëue peïpe — 't sat ies reïpe — 't sap in'n aiken — [wëu sall de kau haiten — reâuthenne reâuthenne — bueter op de schüetel — ägger innen kauken — dâ kann me guet nâ raupen —] dâ kam de Hesſe — met dem langen mesſe — snäit der geâus den hals af — dâ raip de geâus — kajack kijack min hals ies af — dâ was de peïpe rain ëut — stâl ëut ëut ëut.

Die eingeklammerten Zeilen ſind wahrſcheinlich aus einem Reime zur Kalberweihe hineingerathen.

3. Desgl. (Werl.)

Sippe sappe sunne
min meâuër is 'ne nunne
min vaër is 'n pape
iek woll en peïpken maken
dat woll mi nitt geräen
dâ lach'k et oppet water
un lait et flaiten
bit Sünte-graiten
Sünte-graite bock 'n pannekauken
woll mi nix met giewen
dâ laip 't kättken 'n teâurn 'rop

woll 'n teâurn decken
dâ kwam de greïse Hesse
met sinem langen messe
snäit dem kättken 'n stiärt af
ratts vüär dem æse af
wostu riut riut riut!

4. Desgl. (Willingen im Waldeckschen.)

Iek woll mi mâll 'ne humme maken — dä woll mi nitt keråen — dâ smëit iek se üäwert wåter — dâ kam de lange Hesse — met sinder kuârten bläse — koschiet koggen — hals afhoggen — kättken lëip den biärch herop — as iet wiër derunner kam — dâ satt it seck op'n staülken — un pisfede en runt reâut spaülken — wifs kærel ëut wifs kærel ëut — mine humme well gærne ëut.

5. Desgl. (Warburg.)

Hoppe hoppe sunnenkrut — 'et water lëip der tunnen 'rut — dâ owen an dem Rheine — dâ sat 'ne lëiwe Treïne — met eären drëien kinnerkes — ëine gaff se en kæse stücke — ëine gaff se en smâlt stücke — ëine gaff se en bueter stücke. Rëie rëie ëut!

6. Desgl. (Kanstein, Kr. Brilon.)

Hoppe hoppe sape — din vaër is 'n pape — de mëüme is 'ne höppeltiewe*) — well me nix te friëten giewen. rutsk raine ëut!

7. Desgl. (Nieheim im Paderbornschen.)

Sippe sappe sunne — min meâuër ies 'ne nunne — min vaër ies 'n pape — kann alle schelmstücke maken — ra ra ritt ratt — jiudas — veâuras —. 't kättken lëip den biärch herop — woll sap halen — âsse 't kättken weïer kwam — was de flöitepeïpe awwe. sast af — most af — wost af — willst af!

*) läufische Hündin.

8. Die Ackelei, ein Fingergeschwür, zu besprechen. (Gegend von Brandenburg.)

Die Ackelei und die Schule — gingen beide nach Sopule (angeblich Mistpfütze): — die Schule gewann, — die Ackelei verschwann.

Der schwärende Finger wird dreimal in eine Mistpfütze gesteckt, während man „Im Namen ꝛc." sagt.

9. Gegen Fieber. (Aus Deutsch-Böhmen.)

Guten Morgen, heiliger Freitag! — nimm mir meine sieben und siebenzigerlei Fieber ab, — wie auch das warme und das kalte, — das ich es am folgenden Freitag nicht erhalte.

Zu sprechen Freitag Morgens im Freien, aber ehe man sonst Jemanden gegrüßt hat.

10. Entsehen. (Vgl. Grimm Myth. 1050. 1053.)

„Bitte, sehen Sie doch meine Pferde nicht an!" sagte ein Mähre zu einem reisenden Papiermacher. — Und warum das nicht? — „Ei, Sie überschauen dieselben." — Wie so? — „Nun, bei Ihnen stoßen ja die Augenbrauen über der Nase zusammen."

11. St. Thomas-Nacht. (Rittberg.)

In dieser Nacht muß man tüchtig essen und trinken, um nicht todt zu hungern. Zu diesem Zwecke wird eine sogenannte Rittbergische Hochzeit veranstaltet. Man backt nämlich am Platenofen einen großen Kuchen von Buchweizenmehl und Kartoffeln; auch buttert man in dieser Nacht. Ein Theil des Kuchens wird nun in die Buttermilch gebrockt und gegessen, der andere wird mit der gewonnenen Butter beschmiert und warm verspeiset. cfr. Grimm Myth. 251. 255. 256.

Im Soester Daniel S. 28 heißt es: „Sanct Thomas kommt herby und Christag so segge wy plecht de Duvell mest to rasen."

12. Lüttken-Fasselâwent (Donnerstag vor Fastnacht). Hüsten bei Arnsberg.

An diesem Tage sammeln junge Burschen, mit einem Spieße umziehend, Gaben und sprechen:

Lüttke lüttke fasselâwent! — heï ies min spiet, — wâ

ies min hast? — lått dat meſsken gleïen — bitt mirren in de seïen; — lått dat meſsken sinken — bitt mirren in den schinken; — lått mi nitt te lange stån, — iek maut noch 'n huisken födder gån. — unnerm äikenbeåume — då well öu Guåt beleåunen; — unnerm äikentwielen — då well ëu Guåt wuåt giewen. Häi, lüttke faſselåwent!

13. Zimperts-Tag. (Lüttken-Faſselåwent). Menden.

An dieſem Tage gehen zwei Weiber und zwei Mädchen mit dem knurrpott, der aus einem irdenen Topfe, einer Bläſe und einer Riethpfeife beſteht, und einem Spieße umher und ſammeln Gaben, indem ſie folgenden Reim ſprechen:

Faſselåwent küemt heran: — klinket op de büsfen! — huir en staul un då en staul, — op jäidem staul en küsfen*), — un då 'ne mettwuårst tüsfen. — huir wuent en ruik mann, — dai ues vieles giewen kann, — vieles kann hai giewen; — lange sall hai liäwen, — van düem jår oppet annre jår. — meåuder, bat kuåke-ve van nacht? — kniudeln, dat et duenert un kracht, — kniudeln un slackermann (slappermann)**), — kniudeln dä sint anebrannt, — unnen un buåwen so swatt, — se friet' jå kain hunt nach katt.

14. Faſtnachtsreim. (Warburg.)

Faſselåwent hast — iek si en gueden gast — giet mi enen langen — un lått de kurten hangen! — faſselåwent häit iek — giet mi watt — in minen spitt. — in minen spitt hadd' iek nix. — oppet jår wärt juge sweïne fett. — uese Hergott sall ju widder lonen!

15. Lüttken-Faſselåwent. Kanſtein.

An dieſem Tage gehen Kinder mit einem Spieß umher und ſammeln Gaben, indem ſie ſprechen:

Faſselåwent höit iek, — alle schelmstücke dä wëit iek, — dä iek no nitt wëit dä well iek no læren, — mines vatters gutt vertæren.

---

*) cfr. Firm. W.-St. I, S. 231.
**) cfr. Grimm Myth. S. 251.

Oder: Fasselâwent hir gitt — gitt mi wott an minen spitt! — op 'et jâr üm düese tit, — wenn de sügge fätt sit, — ongern ëikenboume — dâ sall 't ju uese Heärgott widder belounen.

16. St. Peters-Tag. Helden bei Attendorn.

Der Sunne-vuël wird gejagt und gesprochen:

'rëut, rëut, Sunne-vuël! — Sente-Päiter ies heï, — Sente-Tigges küemt nâ. — ëut schoppen, ëut schuiren, — ëut kellern, ëut muiren, — 'rëut, rëut!

Dabei klopfen Kinder mit Hämmern an die Häuser und sammeln sich Gaben. Man glaubt, daß der Winter nun weichen müsse.

17. Desgl. Eversberg bei Meschede.

Der Spruch wie der bei Firmenich V.-St. mitgetheilte. Das Object der Beschwörung heißt auch Sunne-vuël. Man meint, daß da, wo das Austreiben (mit hölzernen Hämmern, indem das Haus dreimal umgangen wird) unterbleibe, sich die „Molken-töwener" im Sommer bei den Milchnäpfen versammeln würden.

18. Desgl. Warendorf.

In der Gegend von Warendorf und Beckum durchziehen am Peters-Morgen die Bewohner eines Hauses alle Räume desselben und klopfen eine halbe Stunde lang an alle Thüren, um den Sonnenvogel auszutreiben. Bei Unterlassung dieses Gebrauchs würde, meint man, das Haus von Ratten, Mäusen und anderem Ungeziefer geplagt werden.

19. Ostern. Driburg.

Das Volk bildet einen Kreis um den Platz, wo das Osterfeuer brennen soll, so daß Alle dem Holzstoße, welchen man eben errichtet, das Gesicht zukehren. Einer verläßt die Reihe und geht mit einem Klumpsacke auswärts um den Kreis und gibt Jedem einen Schlag, indem er singt: Kik di nitt üm! dat kösken*) dat küemt. Hat er die Runde gemacht, so übernimmt ein Anderer die Rolle.

*) Cfr. Grimm Myth. S. 162.

So vergeht der Nachmittag. Abends wird der Holzstoß angezündet. Jeder Bursche steckt seine Strohfackel, eine lange mit Pech beschmierte und mit Stroh bewickelte Stange, an, so daß der ganze Berg erleuchtet ist. Flammt der Holzstoß, so singt man ein Auferstehungslied. Beim Herunterkommen vom Berge wird die Gesellschaft mit Gesang und Fähnlein abgeholt.

20. Pfingsten. (Neheim bei Arnsberg.)

Am ersten Pfingsttage wird das Mädchen, welches zuletzt auf die Weide kommt um Milch zu holen, **Pinkstkos** gescholten. Man singt:

Pinkestkos, du eülenkopp — stäist üm niegen ëuer op, — wærst' en bietken ær opstân, — wærste kainen pinkstkos wärn.

21. Pfingstreim. (Kanstein.)

Hëi, — gitt me 'n ëi! — wenn ge mî kinnt giëwen wellt, — so sall üch de stouthaweck all de hönder friëten.

Scheint beim Umtragen eines Habichts gebraucht zu sein.

22. Johannis-Tag. (Thalhausen bei Beverungen.)

Von den Mädchen, welche an diesem Tage nach der Weide ziehen, wird die zuletzt angekommene bekreuzt und geneckt. Wenn sie heimkehren, trägt Jemand den „Rosenbaum," eine mit Kränzen behängte Tanne. Auf halbem Wege werden sie mit Musik abgeholt und Sprüche gesprochen.

23. Aernte. (Warburg.)

In der Gegend von Warburg pflegt auf dem letzten Aerntewagen eine Blumenkrone zu hangen. Auf derselben ist ein hölzerner Hahn befestigt, der nach dem Abladen über der Scheunenthür seine Stelle erhält und bis zur folgenden Aernte da verbleibt. Man nennt ihn den Arne-hane. arne = Aernte; arnen = ärnten.

Ueber den Hahn bei Hochzeiten vergl. die Schilderung einer Soester Hochzeit im Soester Daniel.

24. Die Holle. (Warburg).

Während die Wöchnerin schläft, kommt die Holle, nimmt das

Kind, macht die Windeln los, reinigt es, trocknet die Tücher und legt das Kind wieder hinein. —

Eine Wöchnerin erwachte und sah, wie die Holle mit dem Kinde beim Feuer saß und die Tücher trocknete. Sie schrie. Da warf die Holle das Kind ins Feuer und verschwand. Cfr. Grimm Myth. 257, 383, 388.

25. Die Hollen. (Eversberg.)

Von Höhlen zwischen Meschede und Brilon sagt man, daß in alten Zeiten „die Hollen, ein räuberisches Volk," darin gewohnt hätten.

26. Die Hollen. (Helden bei Attendorn.)

Vor Zeiten haben in unsern Steinklippen kleine wilde Menschen gewohnt, die man Hollen nannte. Etliche hüteten den Bauern das Vieh, kamen aber nie in die Häuser und holten sich jeden Morgen das Butterbrot, welches man für sie hingelegt hatte. Das dauerte so lange, bis es den Bauern einfiel, ihnen Kleider hinzulegen. Da zogen sie weg, weil sie glaubten, die Kleidung solle der Lohn zur Verabschiedung sein. Cfr. Grimm Myth. 249.

27. Waldbeeren-Liedchen. (Helden bei Attendorn.)

Tolle tolle toll — min kuårf ies voll — stäit op leïker ærden — kann nitt völler wærden — usser weren siewene — erer weren achte — wollen uns nitt wachten — aikenspan bitt oppet jår — well-wi wier te heâupe gân.

28. Desgl. (Kanstein.)

Strull strull — min kurf is vull — hä stëit op liker ærde — hä kann nitt vüller wærden.

29. Desgl. Kanstein.)

Heidelbeeren — ess' ich gerne — wenn sie süße sind. — Meine Mutter wird sich freuen — wenn ich nach Hause komm — mit schönen Heidelbeeren. — Ich bin und bleibe fromm.

30. Storchlied. (Warburg.)

Stuårk stuårk stône — miet dinen langen bênen — miet dinen langen swiek-swack — ålden lüien brengatu wat.

31. Slawicke, ein Kinderspiel (Warburg.)

Slawicke slawicke wat daüstu hi? —
Höltken saüken. —
Wat wostu met dem höltken daun? —
Füerken anbaüten. —
Wat wostu met dem füerken daun? —
Warm wiäterken maken. —
Wat wostu met warm wiäterken daun? —
Mefsken wetten. —
Wat wostu met dem mefsken daun? —
Hiärguâtshainken den hals afsnien.
Kasute kesute!

32. Abzählformel. (Kanstein.)

Eins zwei drei — picke packe pei — picke packe Hasenbrot — sieben Kinder waren todt — eins unterm Tische — sieben gebratene Fische — kam der kleine Jane-Weewer — kriegt das kättchen bei der Leewer — jaum jaum jaum!

33. Desgl. (Kanstein.)

Änder gesänder gesitter gesâ — rämmchen bämmchen bomm — schnëi bâ buff.

34. Desgl. (Kanstein.)

Ine mine mane — wer will mit nach Engelland — Engelland ist zugeschlossen — der Schlüssel ist auch abgebrochen — Bauer bind' das Hündchen an, — daß es mich nicht beißen kann! — beißt es mich, verklag' ich Dich; — tausend Thaler kost' es Dich.

35. Beim Ringeltanze der Kinder. (Warburg.)

Johannes van Briämen — latüner la tiämen — vi wellt den besten vugel fangen — ene sall en stroh sammeln — stroh weffe dem öttken (Kuhchen) giewen — öttken sall us miälk giewen — miälk weffe dem kättken giewen — kättken sall us mûesken fangen — mûesken weffe in rôk hangen — wenn de hochtitsgeste kuemt — mëint se, et wære ne sië speck — un is 't 'n ållen hundedreck.

36. Krepirt eine Kuh im Hause, so wird der Kluthahn getödtet. (Warburg.)

Use wiltkopp dëi is daut: nu slå ock usen kluthân daut!

37. Im Kreise Brilon hält man den Flügelstaub der Schmetterlinge für Gift, daher die Benennung Giftvogel.

38. An die Schwalbe. (Werl.)

At iek genk, was alles vull,
schuiër un schoppen, kisten un kasten,
at iek weïer kwam,
was alles verrüetelt, verdüetelt un verdüäræset.
fitt fitt fårt fitt!

39. An den Hahn. (Kanstein.)

Christine christane — bu röppet de hane? — kückerückü! — 'e sittet op 'm tune — un plückt sick 'ne plume. — vedder ja köppken!

40. Von Warburg.

Te råen im stocke — ies en klëin männken daut — ett so gern bëir-un-braut.

41. Nieheim im Paderbornschen.

Billerbeick un Belle — Stëimen innem felle — Nëimen innem grunt — de schriwer wiegt en punt.

42. Twerke. (Grewen bei Münster.)

Unweit Grewen gibt es einen Sandberg, in welchem viele Löcher sind. Darin haben vor Zeiten Zwerge gehauset, welche den Anwohnern die Zukunft vorhersagten. Einen Bauer, der sich Raths erholen wollte, beschieden die Zwerge auf den folgenden Morgen. Er kam nach Sonnenaufgang. Da rief man ihm zu: Dat de buër nitt weit, wann de sunne upgeit! und er mußte unberathen wieder abziehen. Cfr. Grimm Myth. S. 434.

Fuchs und Wolf im Milchkeller.

Volksſage und Mundart von Hemer bei Iſerlohn.

Vgl. R. V. I, 17 v. 1453.

Ens sträik de foſs im wålle 'rüm,
då drap 'e hæren Ysegrim
den wulf, dä as de duire tyt
iutsåch, of — wellt it — as de gyt.
se sätten sick op wäiken moſs,
dä unner äiner äike woſs,
un Rainke niemt te äirst 'et wårt.
„minn vadder," siet hä, „wär't am bårt*)
iu wuål, wann y en leckern frat
te krygen wüsten?" — „„åch! ick at,""
siet Ysegrim, „„sint gistern nitt,
so dat de smacht mi griusam bitt.
wiet' y diäs råt, so helpt mi snår!"" —
drop siet de foſs: „ick wäit füärwår
då genten guede miälk bim biur
im keller, mäistlick twårens**) siur,
doch finn-vi wuål noch smant derop." —
de wulf versett': „„dann, vadder, topp!
iek wåg' met iu dat åventuir;
seåu smächtrich löipt me wuål düär't ſuir."" —
se kwæmen båll' om huåwe an,
et slaip noch jann un jäidermann.
då wäis de foſs en huål, dat genk
taum keller un was fry wuåt***) eng',
men äwwer glückelck doch so wyt,
dat schriäwe Ysegrim met flyt
der düär den buttcn kwetten konn.
hä suiht de miälk un raüpt: „„ah bon!""
fällt fårtens drüäwer hiär met gyr,
un bå hä fläget blitt nien spyr

*) am Sinn, angenehm,
**) zwar.
***) ziemlich.

im napp, — äin daun, of saût of siur,
hä friet't vüär faute futt dem biur.
de foſs derwyle snaigt den smant,
van mangem nappe bleåut am rant,
dann wann 'e plunnermiälke findt,
so tiuskt met saüter hai geswint.
men af un an versäukt he dann,
of düär 'et huål sinn biuk noch kann.
as hai dat weske mål edån,
siet Ysegrim: „„minn hær kumpån,
batt gått y doch so vake 'riut?““ —
de foſs derop: „füär siekre hiut
sinn ick besuårgt. ick kyk' mi drüm
all tüskendüär om huåwe üm,
of eåuk bai küemt. füär jäiden gank
gebuirt mi wisfe iuë dank.“ —
dat minsen gäit niu wyer loſs:
et friet' de wulf, et snaigt de foſs.
seåu blitt se noch en wylken drin,
dann denkt de foſs in synem sinn:
„et wärt füär my enhant wuål*) tyt
un't luåk es niu noch iäwen wyt
enauch üm düär te kriupen, — gäit
un findt den biur dä jüst opstäit,
diäm siet 'e fårts: „batt giet i my,
wann iek u helpe, dat i fry
den röiwer fangt, dai — as ick wäit —
der schåpe iu so viel teräit.
iek schaffe'n iu opstunds herby,
so y mi lnåvt, dat uåpen sy
iu' geåusestall 'ne ents'ge nacht,
verstått mi recht! — so sunner wacht. “ —
dai prys was wuål dem biur wuåt greåut,
doch woll hä gærn des wulwes deåut,
drüm siet 'e: Raink', ich niäm' dat an;
en wårt en wårt, en mann en mann! —

*) wol bald,

„guet!“ siet de foss, „im keller sitt'
hær Ysegrim de wulf un friet'
iu' miälke; wachten sall 'e wuål,
hä frat so viel, dat düär 'et huål
hä nitt mär kann, düär dat 'e kwam.“ —
so drå de biur düet wårt vernam,
raip wacker*) hai sinn volk binäin.
då küemt 'er äinen met 'me stäin,
de ann're brengt en kiusen**) met,
de drüdd' en stücke vam stankett;
un dryste tuiht de gansse tropp
nåm molkenkeller, slütt 'ne op.
as Ysegrim se kuemen hår',
då sprank taum huål hä, woll seåu snår
iut knypen; men — o ungelück! —
sinn butten was niu all te dick.
of hai sick wiärt met driäweln***) maut,
dat batt iäm nicks, et flütt sinn blaut.
hä kritt so mangen drief†) un slach
bitt datte schyr füär deåut der lach.
diäs, siet de biur, sy Guåt en luåf,
niu smitt dat präi††) mi oppen huåf!
dat liäwen weåur' hä glückelck kwyt,
taum fillen blitt noch ümmer tyt.

F. W.

5. Preußisches Volkslied.

Als im Kriege gegen das zu wilder Empörung entflammte Frankreich der preußische Feldmarschall, Herzog Ferdinand von Braunschweig in dem Treffen bei Pirmasens am 14. September

*) schnell.
**) Wolfskeule.
***) derb, frech.
†) Stoß.
††) Aas.

und bei Kaiserslautern am 28. bis 30. November 1793 den Sieg über die Feinde davon getragen hatte, erschien im Dienstagsblatte der Spenerschen Zeitung Nr. 151 vom 17. December unter der Ueberschrift „Berliner Volksgesang" das Gedicht: Heil Dir im Siegerkranz. Es war Sr. unterzeichnet. Mit dem englischen Volksliede „God save the King," das vermuthlich nach der Pulververschwörung 1605 gedichtet, aber erst ein Jahrhundert später von Händel in Musik gesetzt worden ist, hat es nichts als den Rhythmus und die Melodie gemein. Im Uebrigen ist es ächt deutsch und mit ausschließlicher Beziehung auf König Friedrich Wilhelm II. gedichtet, der nicht nur den deutschnationalen Krieg gegen Frankreich unternommen, sondern persönlich den Feldzügen von 1792 und 1793 beigewohnt hatte, und der namentlich bei dem Schlusse des Letzteren Preußens sieggekrönter König genannt werden konnte, da sich Mainz ihm ergeben, und sein Feldherr auch im offnen Felde glücklich gewesen war. Auch der Ausdruck „Liebling des Volks" scheint aus dem Umstande hervorgegangen, daß der König damals nicht nur im engeren Kreise, sondern selbst von ausländischen Schriftstellern der Vielgeliebte, le bien-aimé, genannt wurde. Er war damals noch nicht von der Politik Friedrich des Großen, d. h. von der dem Preußischen Staate allein günstigen, rein deutschen Politik wesentlich abgewichen, was äußerlich scharf hervortretend erst im Basler Frieden 1795 geschah. — Unser Volkslied hat noch eine interessante litterar-historische Seite, von der aus es bisher noch nicht betrachtet worden ist. Es ist nämlich das erste deutsche Lied, in welchem die durch die französische Revolution geltend gewordne Anschauungsweise von der Bedeutung des Volkes dem Fürsten gegenüber ihren Ausdruck gefunden hat. Bis dahin hatten alle deutschen Lieder nur die Verherrlichung Friedrichs des Großen und seiner Helden zum Gegenstande: sie waren, so zu sagen, persönlich fritzisch, und vom Volk und Staat ist darin nur als von Objekten die Rede, die zu tragen oder zu genießen haben, was der König veranlaßt.

Ueber den Verfasser des Liedes sind wir lange in Zweifel gewesen, bis Herr Ludwig Frege in seiner Schrift „Zur Geschichte des preußischen Volksliedes. Berlin bei Hayn 1850" unwiederlegliche Aufschlüsse darüber gegeben hat. Hiernach ist der Verfasser der 1755 zu Kiel geborne Doktor der Rechte Balthasar Gerhard Schumacher, Senior der Vicarien im hochw. Hochstifte der freien Reichs-

stadt Lübeck. Derselbe bediente sich als Autor häufig der lateinischen Uebersetzung seines Namens Sutor, daher auch die Chiffre unter dem ersten Abdruck von 1793 Sr. Er scheint keinen festen Wohnort gehabt zu haben, denn wir finden ihn bald in England, bald in Berlin, Petersburg, Hamburg u. s. w. Im Jahre 1793 war er 5 Monate lang in Berlin, wo er für den Freimaurerorden besonders thätig war. Es folgt hier zunächst der aus der Spenerschen Zeitung von 1793 entlehnte buchstabengetreue Abdruck:

Heil Dir im Siegerkranz!
Herrscher des Vaterlands!
Heil, König, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu sein! — Heil, Herrscher, Dir!

Nicht Ross' nicht Reisige
sichern die steile Höh',
wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freyen Manns
gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh',
Glüh' und verlösche nie
für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
muthig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern für Thron und Reich;

Handlung und Wissenschaft,
hebe mit Muth und Kraft
ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
finde ihr Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort an Deinem Thron!

Sey, Friedrich Wilhelm hier
lange der Preußen Zier,
des Landes Stolz!
Jede geweihte Kunst
reife durch Deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwärm' an Deiner Brust!

Im Jahre 1801 gab Schumacher, der sich wieder vorübergehend in Berlin aufhielt, eine Bearbeitung seines Liedes, das sich

schon die Geltung und Verbreitung eines Volksliedes erworben hatte, heraus. Es erschien in der Druckerei von Georg Friedrich Starcke mit der Melodie, die von dem Königl. Kammersänger Hurka zu vier Stimmen eingerichtet war, und mit dem Zusatze: „vom Verfasser selbst revidirt.“ Diese Original-Bearbeitung in der für jene Zeit die Worte bemerkenswerth sind: „Dich Deutschlands Schirm und Wehr,“ lautet:

Heil, Friedrich Wilhelm, Heil!
Dem Landesvater Heil!
Glück, Segen Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz
Liebling des Volks zu seyn! Heil, König, Dir!

Dir, Dir den Lorbeerkranz,
Zierde des Vaterlands,
Dir huld'gen wir! —
Dich, Preußens Stolz und Ehr',
Dich, Teutschlands Schirm und Wehr,
Dein Ruhm schallt hoch und hehr! Dich segnen wir!

Nicht Roß', nicht Reisige
Sichern die stelle Höh',
Wo Fürsten stehn!
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freyen Manns
Gründen den Herrscherthron wie Fels in See'n!

Heilige Flamme glüh',
Glüh', und verlösche nie
Für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
Muthig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern für Thron und Land!

Handlung und Wissenschaft
Hebe mit Muth und Kraft
Ihr Haupt zum Lohn!
Krieger- und Heldenthat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort an Deinem Thron!

Des Landmanns Erntesang,
Der Musen Harfenklang
Sind Wonne Ihm!

Edler Gewerke Kunſt
Fördert des Herrſchers Gunſt,
Wittwen und Waiſen Thrän' trocknen durch Ihn!

So herrſcht für Preußens Wohl
Friedlich und liebevoll
Er, unſre Luſt!
Auf, Freunde, jauchſt ihm Dank!
Bringt Ihm der Reben Trank!
Jubelt den Volksgeſang aus voller Bruſt!

Adolf Müller.

---

5. Nibelungen: Engliſch.

The fall of the Nibelungers, otherwise the Book of Kriemhild. By William Nansok Lettsom. 1850. Iſt die erſte vollſtändige Uebertragung des Nibelungenliedes ins Engliſche, ziemlich gelungen, vielleicht etwas zu modern; im Versmaaß annähernd, ohne Verlängerung der letzten Halbzeile. — Im Auszug erſchien früher (1846) eine Engliſche Uebertragung der Nibelungen von **J. Gostik** in ſeinem ſpirit of German poetry, deren Anfang lautet:

In Burgundy there flourished a maiden wundrous fair,
In all the lands around none with her could compare,
And Kriemhild was the name of this most beautous maid,
For whose sake many warriors brave in bloody graves were laid.

H.

XVIII.

Ueber die Art und Einrichtung der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde.

(Vorgelesen am Stiftungsfeste des 8. Januar 1850 bei Uebernahme des Ordneramtes.)

Der natürlichen Erwartung der verehrten Versammlung, wie der Bedeutung der heutigen Feier glaube ich am besten zu entsprechen, wenn ich meine Ansicht von dem höchsten Zwecke unserer Gesellschaft und ihren Einrichtungen der gütigen Beurtheilung anheimgebe. Denn von Jemand, dem zum ersten Male durch das Vertrauen einer Gemeinschaft das Ordneramt in ihr übertragen wird, erwartet man billig, daß er darlege, wie er das Wesen dieser Gemeinschaft aufgefaßt hat, und wie demselben ihm die Ordnungen zu entsprechen scheinen, in die er nun mit seiner Thätigkeit eingehen soll. Das heutige Fest aber, das Geburts- und Lebensfest unserer Gesellschaft, erfordert nicht nur einen Rückblick auf vergangene Leistungen und Ergebnisse, sondern auch je bisweilen ebenso irgend eine Darstellung, wodurch das Ziel, dem sie entgegenstrebt, lebendiger wieder vor das Auge tritt, und der Maaßstab angedeutet wird, woran sie selbst ihre Lebensäußerungen zu messen pflegt.

Unsere Gesellschaft nennt sich im Allgemeinen die deutsche Gesellschaft, im Besondern die Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Damit ist ihr Wesen und Zweck hinreichend ausgesprochen. Sie hat ihr innerstes Leben in der Erforschung deutscher Art, deutschen Wesens und ihren höchsten Zweck darin, daß

ſie immer mehr und mehr die deutſche Volksthümlichkeit ſich zum Bewußtſein und zur Darſtellung bringe. So darf denn von ihr billig Nichts als völlig fremd zurückgewieſen werden, was entweder rein aus deutſchen Lebenskeimen hervorgewachſen iſt oder doch deutſches Gepräge erhalten hat, von welchem Gebiete aus es ihrer Kenntnißnahme dargeboten werden mag. Auch iſt dies thatſächlich nie geſchehen. Ganz unmöglich freilich würde es einer Geſellſchaft, wie der unſrigen, ſein, allen Richtungen, in die das deutſche Leben ſich ergoſſen, und allen Geſtaltungen, die es angenommen oder umgebildet hat, auf dem Wege ſelbſtſtändiger Erforſchung gleichmäßig nachzugehen, wie das zu Tage liegt. Auch iſt dies zum Glücke nicht nöthig, und würde, wäre es möglich, kaum erſprießlich ſein. Des Menſchengeiſtes wunderbarſte Schöpfung, gefügigſtes Werkzeug und klarſter Spiegel iſt die Sprache, und des Volksgeiſtes eigenthümliche Schöpfung, Werkzeug und Spiegel die beſondere Sprache ſeines Volkes; und kaum möchte eine eigenthümliche Geſtaltung des Lebens eines gebildeten Volkes gefunden werden, welche ſich nicht in ſeinem Schriftenthum angedeutet, erklärt oder dargeſtellt fände. So ſpiegelt z. B. in der griechiſchen Sprache ſich ab der Geiſt eines Volkes, das herrlich begabt nach den beiden Seiten des natürlichen Lebens, innerlich beweglich, nach dem Geſetze der Schönheit hin ſich ausbildete und in ihm ſich befriedigt fand, ſo erſcheint die lateiniſche Sprache als Sprache eines königlichen Volks der Herrſchaft und der Geſetze; und wer möchte leugnen, daß erſt durch das Schriftenthum dieſer Völker alle andern Denkmäler ihres volksthümlichen Schaffens und Seins Athem, Leben, volles Verſtändniß gewinnen, ſo wahr auch, ſchwiege Schrift und Geſchichte von ihnen, das Wort Schillers bleibt:

„Tauſend Steine könnten redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.“

So weſentlich gehört ein Volk mit ſeiner Sprache und ſeinem Schriftenthum zuſammen, daß, ſobald ihm Beides anfängt unverſtändlich und als etwas Fremdes entgegen zu treten, es aufhört ſelbſtſtändig mitzuarbeiten an der Entwicklung des Menſchengeſchlechtes und ausgeſtrichen wird aus dem Rathe der Völker. Volle Erkenntniß aber des Gewordenen giebt es nicht ohne die Anſchauung des Werdens; und, welches die wahre Eigenthümlichkeit eines Volkes iſt, was in ihm aus geſunden Keimen hervorgegangen, wie es

in irgend einem gegenwärtigen Zustande zu seinem Urbilde sich verhält, kann nur durch sorgfältiges Eingehen in die Entwicklung desselben erkannt werden. Soll daher unsre Gesellschaft nicht an ihrem innern Leben kranken, so muß sie stets Männer in ihrer Mitte haben, welche dem Entwicklungsgange unserer Sprache und unseres Schriftenthums selbstständig nachforschen und die gefundenen Schätze zugänglich machen. Besonders hervorzuheben ist hiebei der dichterische Theil unseres Schriftenthums, und in ihm das, was der Volksdichtung angehört. Denn, wie es ja vornämlich dem Dichter gegeben ist für die Lebensräthsel das lösende Wort zu finden und die zartesten wie die mächtigsten Saiten seines innersten Wesens auch andern verständlich erheben zu lassen, so ist es dem dichtenden Volksgeiste verliehen, das Urbild, auf welches ein Volk durch einen höheren, mächtigen aber dunklen Zug sich hingetrieben fühlt, in Bildern und Tönen lebendig, wie mit einem Zauberschlage, hinzustellen, oder ringend in immer deutlichern Bildern und immer volleren Tönen zum Bewußtsein zu bringen. Darauf beruhte ja, um ein Einzelnes hervorzuheben, die mächtige Wirkung, welche das Nibelungenlied in der neuesten Zeit, zur Zeit der Befreiungskriege, welche dem wiedererwachten deutschen Volksgeiste Entstehung, Kraft und Erfolg verdankten, auf alle edlere Söhne des deutschen Vaterlandes ausübte. Es brachte heimatliche Klänge, Bilder aus der Heimat, Grüße vom Vaterhause; es zauberte herauf die Erinnerung gleichsam einer alten längst vergessenen Zeit, die aber zum Verständniß brachte, was in der tiefsten Seele geruht hatte. So kommt unter anderen auch, was mir noch nicht genug betont zu sein scheint, durch Inhalt und Art dieses Liedes, wie fast nirgend sonst, der Grundzug des deutschen Gemüthes nach der christlichen Offenbarung hin in seiner Vorbedingung zur Anschauung. Diese ist das lebendige Bewußtsein von der Herrlichkeit der Welt, daß sie vergeht, wie des Grases Blume, bei aller Freude an ihr und allem frischen Leben in ihr; wie es sich gleich im Eingange des Liedes ankündigt, in Ahnungsworten durch das ganze Lied hindurchtönt und endlich in den Schlußworten auf das deutlichste sich darlegt.

Aber so wichtig für unsere Gesellschaft es ist, daß die Erforschung des deutschen Alterthums und der deutschen Sprache nie ganz aufhöre in ihr, so sehr würde sie was ihr Noth thut verkennen, wollte sie nur solche Männer in sich aufnehmen, welche in

dieser Art der Thätigkeit sich bewährt haben. Wenn ein Gewordenes nicht ganz zu verstehen ist ohne die Beobachtung des Werdens, so umgekehrt zeigt sich der Keime Lebenstrieb, Art und Fülle untrüglich erst in ihrer höchsten Entfaltung. Jeder, welcher deutscher Bildung theilhaftig ist und befähigt und gewillt von irgend einer auch gegenwärtigen Gestaltung deutschen Geistes und deutschen Lebens auf irgend einem Gebiete Zeugniß zu geben, muß ihr höchst willkommen sein, damit gegenseitige Ergänzung und Bestimmung, damit die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Lebens nicht fehle. Aber auch der muß meines Erachtens zugelassen werden, der sich erquicken will an der Luft, die hier weht, der Anregung in der Erholung suchend lebhaft zu der süßen Gewohnheit unseres Lebens sich hingezogen fühlt, wenn gleich zu eignen Mittheilungen ihm zunächst Zeit und Galegenheit fehlen; auch ist es immer so geschehen.

Vielleicht aber möchte gefragt werden, ob die deutsche Gesellschaft wirklich keinen andern Zweck verfolge, als den, daß sie immermehr des eigenthümlich deutschen Lebens in seinen Gestaltungen sich bewußt werde. Es erscheint ein deutsches Jahrbuch, es ist von der Gesellschaft eine Verdeutschung der im Heerwesen gebräuchlichen Fremdwörter ausgegangen und zuerst der zu Frankfurt tagenden Volksvertretung und dann unserm Könige zur Benutzung und Einführung wo möglich, dargeboten werden. Die Herausgabe des Jahrbuches aber kann nimmer Zweck der Gesellschaft sein; auch hat diese lange ohne ein solches bestanden. Es legt nur Zeugniß ab von der Thätigkeit der Gesellschaft, indem es solche Mittheilungen, welche in ihren Zusammenkünften ihrem Zwecke dienten, die aber einer allgemeinern Theilnahme werth zu sein scheinen, zugänglich macht; auch bietet es andere Arbeiten, welche wegen ihrer Ausdehnung oder ihres Inhaltes für einen mündlichen Vortrag sich nicht wohl eignen, auf diese Weise den Gliedern der Gesellschaft selbst dar. Was aber die Verdeutschung und das Bestreben betrifft, die Fremdwörter aus einem großen Kreise zu verbannen und in ihm wiederum der Muttersprache das ihr gebührende Recht zu verschaffen, so kann man jener Verdeutschung sich freuen, wenn sie, wie eine reife Frucht, von selbst von unserm Lebensbaume sich löst, oder in so fern das Verdeutschen — ein Schaffen aus dem Geist der Sprache — an sich dem angegebenen höchsten Zwecke dient: aber Zweck der Gesellschaft als solcher können dergleichen einzelne, auf sichtbare Erfolge hinar-

beitende Zwecke nicht ſein; ſonſt würde ein unerfreuliches Drängen nach immer neuen Zielen und neuen Arbeiten entſtehen, da hienge Sicherheit und Freudigkeit des Lebens von äußern Erfolgen ab, die gar nicht in unſere Hand gegeben ſind, es ſelbſt würde auf jeden Fall aus ſeiner Bahn getrieben, und als Zweck würde geſetzt, was nur von ſelbſt ſich darbietende einzelne Erfolge ſein dürfen. Die Sprachgeſellſchaften im 17ten Jahrhundert bieten in dieſer Beziehung ein warnendes Beiſpiel. Sie verliefen ſich in Aeußerlichkeiten, weil ſie einzelne Zwecke ſich ſetzten. Niemand wird deshalb zweifelnd nach dem Nutzen unſerer Geſellſchaft fragen. Wo irgend geſundes Leben gepflegt wird, da können die erfreuenden und nützenden Früchte nicht ausbleiben.

Dieſe Anſichten vom Weſen und Zweck unſerer Geſellſchaft entſprechen den Einrichtungen und Ordnungen derſelben vollkommen. Zuerſt iſt deutlich, daß eine Geſellſchaft, die ſo neidlos ihre Schranken eröffnet ohne irgend ein Verſprechen abzunehmen oder Verpflichtungen aufzulegen, in der mehr oder minder zufälligen Stimmung der jedesmaligen Mehrzahl ihrer Mitglieder nicht die Gewähr hat, daß ſie in ihrer weſentlichen Eigenthümlichkeit fortbeſtehen werde. Es gab eine Zeit, wo auch unter uns die Wogen hoch giengen und das Alte hinwegzuſchwemmen drohten, damit Neues, natürlich Beſſeres, aufgebaut werden könne. Da mußte man hören, mehr thäte es Noth in unſerem Kreiſe über die Handelsverhältniſſe des nordamerikaniſchen Freiſtaates, als über die kümmerlichen deutſchen Lebensgeſtaltungen in der Wüſte des Mittelalters ſich zu belehren. Zur Erhaltung unſerer Geſellſchaft in ihrem weſentlichen Beſtande diente damals und ſoll dienen ein engerer Kreis von Männern, der ſich aus dem weitern Kreiſe ergänzt. Von aller Einſeitigkeit fern und auch hierin ein Bild der ganzen Geſellſchaft handhabt er im Allgemeinen die beſtimmte äußere Ordnung, insbeſondere aber liegt ihm ob dafür zu ſorgen, daß es der Geſellſchaft nie an den Bedingungen ihres eignen Lebens fehle, daß ſie nie aufhöre eine Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde, eine deutſche Geſellſchaft zu ſein. Er übernimmt demnach Laſt und Pflicht, während das Recht durch Aufnahme neuer Mitglieder, durch Nehmen und Geben unſern höchſten Zweck zu fördern ein völlig

gemeinsames ist. Diese Einrichtung hat sowohl in lauen als in wild aufgeregten Zeiten sich bewährt; ihr verdanken wir das Bestehen eine Reihe von bereits 35 Jahren hindurch, ihr die Feier des heutigen fröhlichen Stiftungsfestes, ohne sie wären störende Neuerungen, Versuche, Spaltungen kaum zu vermeiden, auf jeden Fall würde uns die schöne Sicherheit und die heitere Ruhe des Lebens fehlen, deren wir bedürfen. Die Arbeit, das Mittheilen und Empfangen, fällt naturgemäß in die monatlichen allgemeinen Versammlungen, und wenn wir diese mit einem heitern Male schließen, so zeigen wir damit nur, daß wir nicht bloß Verständnis haben der deutschen Art, sondern auch selbst nicht aus der Art geschlagen sind. Denn so sehr es dem Deutschen eigenthümlich ist, in den großen, schönen oder heitern Gestaltungen des diesseitigen Lebens, in irgend erhöhtem Sinnengenusse an sich Befriedigung nicht zu suchen, noch zu finden, da dies Alles dahinschwindet und vergeht, eben so eigenthümlich ist es ihm, daß er, des Bleibenden im Wechsel sich bewußt, rückhaltlos von ganzem Herzen an diesen Gestaltungen und Genüssen und in ihnen sich erfreut. Darum konnte Luther, wie er es war und blieb, so unbedingt ein Mann des deutschen Volkes werden, weil er — Mensch in vollem Sinne — ein kräftiger, lebensvoller Mann, weder der heitern sinnlichen Freude sich entzog, noch dem menschlichen Schmerz zurückhielt. Auch hierin war Luther ein Gegenbild von Calvin, welcher der Sinnlichkeit fast gar kein Recht und keinen Einfluß über sich einräumte, und daher nie eigentlich ein Mann des deutschen Volkes war und sein konnte.

Es bleibt nun noch eine Gestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens zu erwähnen. Wie der einzelne Mensch, so bedarf jede lebensvolle Gemeinschaft solcher den gewöhnlichen Wechsel der Arbeit und des Genusses unterbrechender wiederkehrender Zeiten, in welchen sie entweder mit Dank zurückblickend des Erreichten sich freut und vom Erreichten vorwärts dem Ziel entgegen das Auge wendet, oder erhöhte Lebensthätigkeit gewinnt durch den begeisternden Hinblick auf ein Ereignis, eine Zeit, einen Menschen, an welchen auf irgend eine Weise herrlich zur Erscheinung gelangte, was der Mittelpunkt ist ihres Strebens und der Bewegung in ihr. Das sind Zeiten, von denen aus Licht und Wärme auf die übrigen sich vertheilt, Zeiten, die auch äußerlich vor den gewöhnlichen ausgezeichnet werden müssen, Festzeiten, Feiertage. Solche Zeiten hat auch die deutsche Ge-

sellschaft nach den beiden angegebenen Richtungen hin in ihrem Stiftungsfest und ihrem Göthefest. Beide sind ausgezeichnet, nicht nur durch das dem Gegenstande der Feier gewidmete Wort und reichere Genüsse, sondern auch durch die Gegenwart und freundliche Theilnahme edler Frauen und Jungfrauen. Diese sind der nothwendigste Schmuck unserer Feste, die ohne sie trüber und beraubt des natürlichen Ausdrucks dessen, was sie erfüllen soll, verlaufen würden. Wo deutsches Leben und deutsche Begeisterung ist, da ist auf der einen Seite Wirkung auf der andern Huldigung der Frauen. Davon zeugen vaterländische Geschichte und Dichtung bis auf die letzten verworrenen Zeiten herab. Ja, wahrlich, kein ächter, begünstigter Sohn unseres Volkes, mag er einsamer am Abend seines Lebens stehn, oder mag ihm aus den leuchtenden Augen des um ihn aufwachsenden Geschlechtes seine eigene Kindheit und Jugend wiederstralen, kein deutscher Mann kann des Besten, was er ist und hat, sich bewußt werden, ohne in dankbarer Verehrung anzuerkennen und zu preisen, wie weiblicher Einfluß und weibliche Mächte ihn gebildet und reich gemacht, von dem ersten Blicke an, womit die Mutterliebe ihn segnete, hindurch durch die Zeit, in welcher er, wie einst sein Volk, das Urbild der Schönheit und Güte zur Königin des Himmels erhob, nur daß der Himmel sein Herz war. — Und Göthe? — an dem wir nach so vielen Seiten hin die reichste Entfaltung des Geistes bewundern, der uns hier zusammenführt und zusammenhält, der es sich bewußt war, wie irgend Jemand, daß Einflüsse edler Weiblichkeit von Anbeginn seiner schaffenden Thätigkeit das schöne Maaß gegeben und die herrlichsten Keime in ihm zur Blüte entfaltet haben, so daß er noch als Greis das Wort sprach in überschwänglicher Weise: „Das ewig Weibliche ziehe uns hinan —" können wir würdig sein Fest feiern ohne die erfreuende Theilnahme derer, die er mit den edelsten Umwissen gezeichnet, mit seinen seelenvollsten Tönen gefeiert hat? Können seine ewigen Lieder tiefer und lebendiger uns in die Seele dringen, als getragen von den Tönen weiblichen Gesanges?

Doch ich schließe mit dem bittenden Wunsche: Möge unter uns immer reichlicher aus den Schätzen deutscher Art und Kunst Altes und Neues mitgetheilt, immer frischer gegeben, immer fröhlicher genommen werden. Mögen auch in Zukunft zu unsern Festen edle Frauen und Jungfrauen gern herzutreten, duftende Blüten in unsern Ehrenkränzen, unserer Festfreude milde Lebensspenderinnen.

Kläden.

XIX.

Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft und Verzeichnis der in den Versammlungen vorgelegten Werke Deutscher Litteratur und Alterthumskunde.

Vom Juli 1848 bis October 1850.

Im Juli 1848 las Prof. v. d. Hagen Bruchstücke aus seiner Abhandlung über die Schwanensage (gedr. aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften, Berlin 1848). Dr. Holzapfel theilte im Namen des aus den Mitgliedern ernannten Ausschusses einige Vorschläge zur Verdeutschung der im Heerwesen jetzt vorkommenden Fremdwörter mit, woran sich eine längere allgemeine Besprechung knüpfte*). Aehnliche Vorschläge wurden in der Versammlung im August für die Abfassung des Bürgerwehrgesetzes gemacht. — Im September gab Prof. Maßmann einen Bericht über das Gothische Wörterbuch von Schulze, namentlich auch über die Vorrede dazu von Jac. Grimm, in welcher unter Anderm manche Vermuthungen über Pflanzennamen im Dioscorides, die Gothischen Ursprungs sind, gegeben werden. Ferner besprach derselbe den vor kurzem erschienenen siebenten Band der Dichtungen des Deutschen Mittelalters, herausgeg. von Fr. Pfeiffer, und fügte hinzu, daß die

*) Man vergleiche über die Ergebnisse dieser und mehrerer Besprechungen in den folgenden Monatsversammlungen: den letzten Aufsatz im achten Bande des Jahrbuchs S. 392 „Fremdwörter im Heerwesen;" den neunten Aufsatz des gegenwärtigen Bandes: „Fremdwörter im deutschen Heerwesen," und die besonders herausgegebene kleine Schrift: Benennungen im deutschen Heerwesen. Verdeutschungsvorschläge der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache. Herausgegeben von R. Holzapfel. Berlin 1850. 8.

ganze Erzählung: Mai und Beaflur, mit dem Enenkel übereinstimme. Zuletzt berichtete er über seine Ausgabe der Kaiserchronik. Director Odebrecht theilte aus einem Aufsatze des Nieder-Lausitzischen Magazins, einen Codex epistolaris betreffend, mit, daß in demselben die Margaretha Maultasche Chriemhilde genannt werde, woraus also eine Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede in jener Zeit hervorgehe. — Die Sitzung im October wurde mit Besprechung der Uebertragung der fremden Ausdrücke des Heerwesens ausgefüllt. — In der Decembersitzung las Dtr. Odebrecht einiges wenig Bekannte, theilweise auf unsere Zeit Anwendbare, aus dem zweiten Bande des deutschen Museums vor: die Ankündigung der Schillerschen Thalia; eine Abhandlung von C. F. Klein über den Nutzen der Gewalt und des Zwanges in Bezug auf Gesetzgebung; Beiträge zum Stadt- und Land-Recht; Schilderung des Wieners, in Katechismusform; Gedichte von Moses Kuh.

1849.

Zu Beamten waren für dieses Jahr gewählt: Director August zum Ordner, Prof. Maßmann zum stellvertretenden Ordner, Dr. Lütcke zum Schreiber und Buchwart; Stadtrath Klein zum Schaffner. In der Januarversammlung stellte Dr. Holzapfel den Antrag, ebenso wie unser Heerwesen, so auch das Gerichtswesen von den vielen fremden Ausdrücken zu säubern. Die Gesellschaft ernannte zu diesem Zweck einen engeren Ausschuß und beschloß, auch Juristen, die nicht ihre Mitglieder wären, zur Unterstützung bei diesen Bestrebungen heranzuziehen. Schließlich las Dtr. Odebrecht noch aus dem deutschen Museum eine Rede vor, die Göthe im Jahre 1784 als Vorstand des Bergamtes in Ilmenau gehalten hatte*). — Im Februar wurden mehrere Verdeutschungen von fremden Ausdrücken im Gerichtswesen vom Dr. Holzapfel vorgelegt und von den Anwesenden besprochen. Diese Besprechungen wurden auch in den nächsten Versammlungen im März und April fortgesetzt; außerdem wurde ein Schreiben an Se. Maj. den König entworfen, welches den Zweck hatte, denselben mit diesen Bestrebungen der Gesellschaft bekannt und geneigt zu machen, ihnen so viel wie möglich Eingang in das bürgerliche Leben zu verschaffen. —

*) In Goethe's Werken Ausgabe in Fol. Bd. II, Abt. 2, S. 634.

In der Sitzung des Mai las der als Gast anwesende Oberlehrer Rührmund den Aufsatz über Wolframs von Eschenbach Beschreibung von Torre marveile, welcher in diesem Bande unter Nr. II. abgedruckt ist. — Im Juni las der Ordner die königliche Antwort auf die Zuschrift bei Darreichung der Sammlung verdeutschter Kriegsausdrücke vor. In Folge eines von Außerhalb eingesandten Aufsatzes machte Prof. Maßmann den Antrag, alles zum Druck für das Jahrbuch Gebotene von einer Art Ausschuß der Gesellschaft durchsehen und das zum Abdruck sich Eignende bestimmen zu lassen. Man ging hierauf ein und übertrug dem Prof. v. d. Hagen, als Herausgeber, mit den Herren Maßmann und Kläden diese Beurtheilung. — Ueber die Berlinische Göthefeier im August, welche, von unsrer Gesellschaft ausgehend, auch vornämlich durch sie ausgeführt wurde (vgl. oben S. 279), wurde in der Septembersitzung von dem Dr. Holzapfel Bericht erstattet, namentlich ging der Berichterstatter die verschiedenen Festlichkeiten im Schauspielhause, in der Singakademie, in den Gymnasien und im Milenzschen Saale, letztere am ausführlichsten, durch*). Darauf berichteten Prof. Zelle, und Prof. Koch als Augen- und Ohren-Zeugen ausführlich über die Göthefeier in Weimar. — Im Oktober lasen Prof. Maßmann und Dir. Kannegießer über den Abdruck der Vorauer Handschrift, namentlich besprach der Letztere das Gedicht von Alexander vom Pfaffen Lamprecht, besonders in Hinsicht auf den Sprachgebrauch und gab eine Probe von seiner Uebersetzung dieses Gedichts. Justizrath Straß theilte ein Stück aus dem ersten Akte seines Drama's Hermann mit. Prof. Müller knüpfte an eine von ihm vor kurzem herausgegebene Schrift (Die Kifhäuser-Sage. Berlin bei Decker. 1849. 8.) einige Bemerkungen über den Namen Kifhäuser, als Kriegs- oder Schutz-Haus, sowie über die Bedeutung der Hohenstaufen für Deutschland, namentlich, daß in ihnen das rein menschliche Princip dem römischen, papistischen unterliegt. — In der Novembersitzung berichtete Prof. Maßmann über einen vom Dr. Förstemann aus Danzig eingesandten Aufsatz: „Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen," welcher sich in diesem 9. Bande des Jahrbuches

*) Vgl. Die Götheseier zu Berlin im Jahre 1849. Bericht, Gedichte, Festreden, Trinksprüche von August, Bartsch, v. d. Hagen, A. v. Humboldt, Kannegießer, Kopisch u. A. Berlin 1849. gr. 8. (48 S.)

unter Nr. III. abgedruckt findet. — In der Wahlversammlung im December trug Prof. Maßmann einen Brief vom Prof. Pfeiffer vor, in dem über einige Pergamentblätter, welche Lieder von Dichtern der Manesseschen Sammlung enthalten, gesprochen wird; dieselben wurden zum Abdruck für das Jahrbuch übergeben, und befinden sich oben unter Nr. I. Die darauf folgende Wahl ergab für das nächste Jahr als Ordner den Pred. Kläden, als stellvertretenden Ordner Schulvorsteher Schmidt, als Schreiber Oberlehrer Dr. Lütcke und als Schaffner Stadtrath Klein.

1850.

Am 17ten Januar feierte die Gesellschaft herkömmlicher Weise öffentlich ihr Stiftungsfest, an welchem zuerst der vorjährige Ordner, Dir. August, die Thätigkeit und Erlebnisse der Gesellschaft während der trüben Zeit der beiden verflossenen Jahre schilderte, wobei als Lichtpunkt die vorzugsweise von dieser Gesellschaft angeregte und in das Leben gerufene großartige Göthefeier am 29. August des Jahres 1849 besprochen und auf die dauernde Stiftung einer Akademie zum Andenken Göthe's, die sich besonders mit Gegenständen der Kunst beschäftigen solle, hingewiesen wurde. Darauf sprach der neu gewählte Ordner, Pred. Kläden, in seiner Antrittsrede von den Zwecken, welche eine Gesellschaft für deutsche Sprache zu verfolgen, welche Klippen sie zu vermeiden habe, wenn sie von dauerndem Einflusse sein wolle. Diese Rede ist oben unter Nr. XVIII abgedruckt. Zuletzt sprach Prof. Maßmann von den tiefsinnigen Sagen, welche die Umgegend Erfurts, namentlich aber der Kiffhauser von dem gebannten Kaiser Friedrich Barbarossa darbietet; er zeigte aber dann in einer reichen Ausführung, daß diese Sage durchaus nicht vereinzelt dastehe, vielmehr fast in allen Gauen Deutschlands, von Holstein bis zur Schweiz, der uralte Glaube beim Volke herrsche, daß in einem benachbarten Berge ein Kaiser gebannt sich aufhalte (bald ist es Friedrich I, bald Friedrich II, bald Karl der Große, ja sogar Karl V), der zu seiner Zeit wiederkommen, worauf in dem einigen Deutschlande ein neuer Morgen des Glanzes anbrechen werde. Alle diese Sagen führen aber noch weiter zurück bis in den fernen Heidenglauben, und da entspreche dem gebannten Kaiser der vor dem einbrechenden Christenthume gewi-

chene Wodan, daher die vielen Donnersberge (Wodansberg, Gudensberg)*).

In der Märzversammlung hielt ein Gast aus Ungarn, Hr. Haberärn, einen Vortrag über die Deutschen in der Zips, oder wie die Slaven umgekehrt den Namen aussprechen, Spiz. In jener Gegend sind der Oberländer, der Gründler (Thalbewohner) und der Magyare der Sprache nach durchaus von einander verschieden, Keiner versteht den Andern. Zur Zeit der Tataren-Einfälle gründete man den lapis refugii, dreizehn Städte halten zusammen und schließen ihre gegenseitige Abrechnung beim Bruderbier. Den Zipsern ist es noch Bedürfnis, in die Kirche zu gehen; die Predigt wird nachgeschrieben und zu Hause durchgegangen; die Bibel ist ein Hausvermächtnis, und man freut sich, sie vor den Jesuiten gerettet zu haben. Die Kinder singen noch den Anfang eines alten Liedes: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt;" das Uebrige des Liedes wissen sie aber nicht mehr. Die Mädchen gehn in die Kinderlehre bis sie Bräute werden; die Hochzeiten feiert man sehr großartig. Von eigenthümlichen Zipser Ausdrücken wurden angeführt: floßäugeln — Thränen vergießen; Grullen — Kartoffeln; Glaudur — Kopf; kaulig — kugelrund; küren — buttern; Kock — Eierschale; Schlitten — Schleppe; Tirpel Thürschwelle; Teutsch — große Hand; was hängst Du die Lauern — was bist Du traurig? — Im April las Prof. Maßmann den oben unter Nr. IV abgedruckten Aufsatz: Wie vielerlei Könige giebt es? Was heißt König? und was war ursprünglich der deutsche König? — Im Mai hielt der Ordner, Pred. Kläden, den Vortrag über Simplicissimus von Chr. v. Grimmelshausen, welcher sich unter Nr. V dieses Bandes des Jahrbuches abgedruckt findet. Dr. Lütcke sprach über verschiedene Arten der Steigerung und Verstärkung deutscher Adjectiva durch Vorsetzung von anderen Wörtern, wobei drei Klassen solcher Zusammenstellungen angenommen wurden: 1) durch getrennte Vorsetzung eines steigernden Adverbs, z. B. hart, sehr, gewaltig, ungeheuer, niederträchtig, und viele andere zum Theil sehr mahlende; 2) unmittelbare Zusammensetzungen mit Substantiven (Stock, Stein, Blut, Grund, Erz,

*) Dieser Vortrag ist späterhin besonders abgedruckt worden unter dem Titel: Kaiser Friedrich im Kiffhäuser. Vortrag gehalten in der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig 1850. 8.

Kreuz u. A.); 3) durch doppelte Zusammensetzungen mit zwei oder drei steigernden Beariffen (splitterfaselnackt, mutterseeligallein, funkelnagelneu). Genauer besprochen wurde die letzte Klasse. — Prof. Maßmann machte Mittheilungen über bildliche Darstellungen auf einigen Kästchen, die einen gemeinsamen Gegenstand betreffen, nämlich die Stufen der Minne, versinnbildet durch einen Jüngling und eine Jungfrau, zu denen in einer Auffassung noch Frau Venus hinzukommt; er erwähnte namentlich drei solcher Kästchen, die sich zu Berlin (in der Kunstkammer), zu München und im Privatbesitz befinden; neben den Bildern sind Verse angebracht*). — In der Juniversammlung wurde von dem Ordner, Pred. Kläden, mitgetheilt, daß der Prof. Preuß ein Schreiben an die Gesellschaft gerichtet habe, in welcher er um den Nachweis bittet, wo sich folgende von dem Minister von Herzberg dem Könige Friedrich II als Beispiel sehr großer Geschmacklosigkeit damaliger deutscher Dichter angeführte Verse befänden:

Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefen Schnee,
Ja das Eis wird endlich theuer
In der runden Caspersee.

Der Vortragende wies diese Verse nach aus einem Lobgedichte Gottscheds auf Paul Flemming (Gottscheds Gedichte 1736. S. 221). Prof. Maßmann las, aus einem abweichenden Gesichtspunkte, über dasselbe Thema, wie im Mai Dr. Lücke, nämlich über die mehrfach zusammengesetzten deutschen Adjectiva, welche dadurch eine Steigerung des Begriffs erfahren. Bei Gelegenheit der Widmung eines Buches von Th. Thräme (Entwurf einer deutschen Sprachlehre zunächst für den Gebrauch von Lehrern. Erster Th. H. 1. Dorpat 1850. 8.) an die Berl. Gesellschaft für deutsche Sprache, wurde ein Mitglied derselben, Dir. Fürbringer, zu einer genauen Beurtheilung des Buchs, um welche der Verf. gebeten hatte, im Namen der Gesellschaft ermächtigt. — Die Juliversammlung fiel, wie gewöhnlich, wegen Abwesenheit der meisten Mitglieder, aus. Im August feierte ein Vortrag des Prof. v. d. Hagen den Goethe-Tag. Dr. Kuhn theilte Einiges von der

*) Die beiden letzten Holz-Kästchen sind ausführlich beschrieben und all ihre Reime mitgetheilt durch Prof. v. d. Hagen in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1844; ebenso die erste, in Leder gepreßte Truhe des 14. Jahrhunderts, 1850.

Ausbeute mit, die er auf seiner diesjährigen Reise in Westfalen gewonnen, namentlich diejenigen Sagen und Gebräuche, welche er oben in dem Aufsatze Nr. VI. Schönaunken; Witte wiwer; Zwergsagen u. s. w. besprochen hat. — Im September gab Pred. Kläden weitere Mittheilungen über Simplicissimus, namentlich über die religiöse Richtung des Chr. v. Grimmelshausen: daß derselbe Katholik war, ist ausgemacht, und zwar sagt er selber, er erkenne die alte katholische Kirche an; die Erkenntnißquellen in der Religion seien die Bibel, die Schriften der Kirchenväter und die Tradition; dagegen sind ihm die Aussprüche der Päpste keineswegs unwidersprechliche Autoritäten, namentlich tadelt er die Bündnisse derselben mit Andersglaubenden; die Protestanten liegen ihm fern, dabei erkennt er aber jede sittliche Größe in ihnen als solche an, wie Gustav Adolf von Schweden; das Gespräch: „Simplicii angegebene Ursache, warumb er nicht katholisch werden wolle?" ist ohne Zweifel von ihm, der Inhalt beweist es, und das Fehlen der Autorität des Papstes spricht nach Obigem keineswegs dagegen, nur ist die Einkleidung der Vertheidigung des katholischen Glaubens etwas anders als sonst, auch ist die Schreibart nicht ganz so hervorstechend simplicianisch, aber das ist auch in mehreren kleinen Schriften von ihm der Fall. Darauf zeigte Prof. Maßmann ein mit Bildschnitzereien und Inschriften versehenes Horn vor, was ein Hirt bei Ratzeburg im J. 1794 gefunden hat und jetzt in der Universitätssammlung zu Kiel aufbewahrt wird; die Buchstaben sind sehr eigenthümlich gestaltete lateinische, deren manche wohl mehrerlei bedeuten, die Lesung und Deutung ist aber noch nicht gelungen. — In der Sitzung im October las Dr. Mahn über die Ableitung des Namens Preußen eine Abhandlung, die unter dem Titel: „Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Preußen von C. A. F. Mahn, Dr. Berlin 1850, bei dem Verfasser" besonders abgedruckt ist. Darauf berichtete Dir. Fürbringer über die Grammatik von Thräne; s. oben. Zuletzt las Prof. v. d. Hagen eine Rede in dem Modedeutsch des 19ten Jahrhunderts vor, welche oben unter Nr. XIV abgedruckt ist.

Vorgelegt wurden der Gesellschaft folgende Werke aus dem Gebiete der neuesten Litteratur und zwar vorzugsweise so weit sie die deutsche Sprache und Kunst betreffen, entweder als Geschenke ihrer Verfasser an die Bibliothek der Gesellschaft, oder als im

gegenseitigen Austausch mit anderen Gesellschaften ihr zufallend, oder bloß zur Kenntnisnahme ihrer Mitglieder:

Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausg. von Haupt. Bd. 7. Lpz. 1849. 8. — Philol. und hist. Abhandl. und Monatsberichte der Berliner Akad. d. Wissensch. 1848—50. Bülletin d. Münchener Akad. d. Wissensch. N. 1—33. (1848). Münchener gelehrte Anzeigen. 1849. Nr. 146—149. 152. (Recensionen von Maßmann über neue Ausgaben des Annoliedes). — Westfälische Provinzialblätter. Bd. 3. H. 3. 4. Minden 1845. 1846. — Histor. Skizze über Entstehung der Westfäl. Gesellsch. zur Beförderung vaterländ. Cultur. Von N. Meyer. Minden 1846. — Archiv für das Studium der neueren Sprachen von L. Herrig und H. Viehoff. Bd. 4, H. 2. Elberfeld 1848. — Berichte der deutschen Gesellsch. in Leipzig. 1847. 1848. — Neues Lausitzer Magazin. Bd. 24. 25. 26. Görlitz. 1847—1849. — Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 10. Würzb. 1849. — Vierzehnter Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburger Gesellsch. für Alterthümer; herausg. von Möllenhof. — Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg. Bd. 2. H. 4. Altenb. 1848. — Siebenter Jahresbericht über den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Schriften. Von Dr. Dähner. Zwickau 1848. — Archiv für Schweizerische Geschichte. Bd. 6. Zürich 1849. — Berlinische Blätter für deutsche Frauen. Herausgeg. von Fr. de la Motte Fouqué. 12 Bde. Berl. 1829. 1830. — Baltische Studien. Jahrg. 14, H. 1. Stettin 1850.

Gothisches Glossar von E. Schultze. Magdeb. 1848. gr. 4. Det gotiske Sprogs Formlaere. Von P. A. Münch. Christiania 1848. — Sammenlignende Fremstilling af det danske, svenske og tydske Sprogs. Von P. A. Munch. Christiania 1848. — Det norske Folkesprogs Grammatik af Jvar Aasen. Christ. 1848. Entwurf einer deutschen Sprachlehre zunächst für den Gebrauch von Lehrern. Von Th. Thräme. Th. 1, H. 1. Dorpat 1850. — Dictionnaire étymologique de la langue Wallonne par Ch. Grandgagnage. Liège. 1847. — Hephästion oder Anfangsgründe der griech., röm. und deutschen Verskunst. 3te verb. Ausg. Von Fr. A. Gotthold. Königsb. 1848. — Ueber die Nachahmung der ital. und span. Versmaaße unserer Muttersprache. Von F. A. Gotthold. Königsb. 1847. — Die Klassifikation der Sprache dar-

gestellt als die Entwickelung der Sprachidee. Von H. Steinthal. Berl. 1850.

Scriptores rerum Lusaticarum Vol. II. Görlitz 1839. 8. — Histor. topograph. Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen. Von G. Landau. H. 1. 2. Kassel 1848. 1849. — Gesch. der Städte Umstadt und Babenhausen. Von J. W. Ch. Steiner. Aschaffenb. 1827. — Gesch. und Alterthümer des Rodgaues im alten Maingau. Von Dems. Darmstadt 1833. — Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern. Von Dems. Darmst. 1834. — Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Von Dems. Darmst. 1841. — Ludwig I, Großherzog von Hessen und bei Rhein. Von Dems. Aschaffenb. 1842. — Geschichte des Patrimonialgerichts Londorf und der Freiherren von Nordeck. Von Dems. Darmst. 1846. — Oberrheinische Chronik, älteste bis jetzt in deutscher Prosa, herausg. von Fr. Grieshaber. Rostock 1850. — Cäsarius von Heisterbach. Von Alex. Kaufmann. Cöln 1850. — Deutsch und Welsch, oder Weltkampf der Germanen und Romanen. Von H. F. Maßmann. München 1843. 4. — De quelques chroniques monastiques, par le Baron de Reiffenberg. — Godefroid de Bouillon, suite du chevalier au cygne, avec des recherches sur la première croisade; par le B. de Reiffenberg Bruxelles. 1848. gr. 4. — Philippe II et la Belgique, resumé politique de l'histoire de la révolution Belge du XVIme siècle. Par Borgnet. Liège 1849. 4. — Zur Geschichte Castiliens, aus der Chronik des Alonso de Palencia. Herausgegeben von W. L. Holland. Stuttg. und Tübingen 1850. — Skandinaviens Hällristningar, arkeologisk Afhandling af Axel Halmberg. H. 2. Gothenburg 1848. Fol. — Grabmäler Irmengards und Rudolfs VI. von Baden im Kloster Lichtenthal. Von Grieshaber. — Die Gräber der Liven. Von J. K. Bähr. Dresden 1850. Fol. — Puttrichs Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Bd. 2, Lief. 8. 9. Fol. — Geschichte der Gothischen Baukunst von G. G. Kallenbach. H. 1. 1849. Fol. — Ueber einige Denkmäler der königl. Museen zu Berlin. Ein Vortrag von Piper. Berl. 1846. — Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters. Ein Beitrag zur Spruchpoesie von J. v. Radowitz. Stuttgart und Tübingen 1850. — Der Ursprung der Katzenmusiken. Von G. Philipps. Freiburg 1849. — Scheible's Klo-

ster. 1845—48. Zelle. Stuttg. 1849. — Das evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhange dargestellt von Dr. F. Strauß. Berlin 1850. — Göthe in Berlin. (Von Teichmann). Berl. 1849. — Ueber die ethische und relig. Bedeutung der neueren romantischen Poesie. Von Jos. Freih. von Eichendorf. Leipzig 1847. — Geschichte des deutschen Sprachstudiums seit der Reformation. Von Th. Thräme. Reval 1848. — Auswahl aus Ulfilas gothischer Bibelübersetzung. Mit Wörterb. und einem Grundriß zur gothischen Buchstaben- und Flexionslehre Von K. A. Hahn. Heidelb. 1849. — Programm der Universität Kiel. 1847. 4. — Réponse de Mr. Libri au rapport de Mr. Baudy Londres 1848. — Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Von J. Gräße. Dresden 1850. 4. — Germaniens Völkerstimme. Herausgeg. von J. M. Firmenich. Bd. 2, Lief. 4—6. Berl. 1849. — Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Lpzg. 1848. — Das deutsche Räthselbuch von K. Simrock. Frankfurt 1850. — Norwegische Volksmärchen gesammelt von Osbjörnsen und Moe. Deutsch von Bresemann. Berlin 1847. — Svenska folksböcker, af Bäckström. Bd. 2. 1847. — Speculum regale: Konge speilet. Christiania. 1848. — Alexanders Saga; af l. R. Unger. Christ. 1848. — Fagrskinna, kortfattet norsk konge Saga etc. udgivet af Munch og Unger. Christ. 1847. — Olafs Saga hins helga, af Keyser og Unger. Christ. — Afzelius, Afsked af Svenska Folksharpan. Stockh. 1848. — Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 7 (Mai und Beaflor). Herausgeg. von Fr. Pfeiffer. Lpzg. 1848. — Heldengeschichten des Mittelalters, ihren Sängern nacherzählt von Ferd. Bäßler. H. 1: Der gute Gerhard; H. 2: Kleeblatt kurzweiliger Erzählungen: Zwerg Laurin; der arme Heinrich; Kaiser Otto mit dem Barte. Berl. 1849. gr. 16. — Ueber eine Episode im Parcival. Progr. von Rührmund. — Lieder Heinrichs, Grafen von Würtemberg. Herausgeg. von Holland und Keller. — Verzeichnis der in Tübingen promovirten Doctoren; nebst einer Probe von Walthers von Rheinau Marienleben, herausgeg. von Dr. H. A. Keller. — Der Heiland (Heliand) übers. von K. L. Kannegießer. Berl. 1847. — Der Soester Daniel oder das Spott-

gedicht Gerhard Haverlands. Von L. F. v. Smitz. Soest 1848. — Die Kaiserchronik, herausgeg. von Maßmann. 2 Bde. Lpzg. 1849. — Deutsche Volksbücher, herausgeg. von O. L. B. Wolff. Nr. 49. 50. Lpzg. 1849. — Friedrichs und Berta's Tod. In 10 Romanzen. Von Fr. Zander. Königsberg 1848. 16. — Elf Bücher deutscher Dichtung. Von K. Gödeke. 2 Abtheilungen. Lpzg. 1849. — Deutsche Gedichte des 11ten und 12ten Jahrhunderts (die Vorauer Handschrift); herausgeg. von Jos. Diemer. Wien 1849. — Der Pfaff von Kalenberg. Von An. Grün. Lpzg. 1850. — Lieder Guillems IX, herausgeg. von Ad. Keller. — Four old plays. Cambridge. 1848.

Festversammlung am 14. November.

In der Einleitungsrede setzte der Ordner die Bedeutung der auf diesen Tag verlegten Feier auseinander: Eigentlich sei sie Schiller gewidmet, dessen Geburtstag um diese Zeit falle (10te oder 11te November), wie aber Schiller und Göthe einander ergänzen, so werde auch Göthes Andenken zugleich gefeiert, besonders da die diesjährige Göthefeier ausgefallen sei; Luthers Geburtstag aber mahne zugleich, auch das Andenken des großen Reformators zu erneuern, da er die Grundlage der neueren deutschen Litteratur sei; endlich sei der 14te November der Sterbetag Jean Pauls und Leibnitzens, der ächten Förderer des deutschen Geistes und der deutschen Sprache. Darauf sprachen folgende Festredner: 1) Obristlieutenant von Rebenstock sprach in einem längern Gedichte eine Würdigung Schillers nach allen Seiten seiner reichen Thätigkeit aus. 2) Professor Maßmann entwickelte die Eigenthümlichkeit Schillers und Göthes, ihre Einwirkungen auf einander, ihre beiderseitigen Einwirkungen auf die Zeitgenossen und die der Zeitgenossen und Zeitumstände auf sie, namentlich aber ihr Verhältnis zu den Frauen. Die Frauen götheſcher Dichtungen und aus Göthes Leben sind schon oft geschildert worden, die schillerschen treten nicht so hervor, namentlich Schillers Mutter, die aber auch von unverkennbarem Einfluß auf Schiller gewesen ist: sie liebte die Natur, las gern Lebensbeschreibungen und

die Werke der Dichter ihrer Zeit, so wie sie auch selber dichtete, namentlich ist ein Gedicht zum Geburtstage ihres Gatten bekannt geworden; auch liebte sie die Musik, und spielte selber die Harfe. So wie Schiller und Göthe in ihrer Liebe zu den Frauen einander gerade entgegengesetzt waren, so unterscheiden sich auch die schillerschen Frauengestalten von den götheschen weit. Schiller war zu vielen Liebschaften zu ernst, die Schilderung seiner Liebe ist rein ideell; so sind seine Gedichte an Laura zum Theil höchst sinnlich, jene Laura aber, eine Hauptmannswittwe, war eine ganz gute, aber höchst gewöhnliche Frau; Schiller lebte gleichsam erst neu auf, als er sich verheirathet hatte. Nie konnte er solche Liebeslieder dichten wie Göthe, der alle seine Schilderungen auch selbst durchgelebt hatte, dem überhaupt das Leben stets zu seinem Dichten dienen mußte, der von aller Formelfessel sich fern hielt, und dem daher auch der Ausdruck der positiven Religion nicht gelang, obgleich er die Religion tief im Innern besaß. So wie Göthe den ungeheuersten Einfluß auf seine Zeitgenossen durch Götz von Berlichingen und noch mehr durch den Werther ausgeübt hatte, eben so hatte Schiller tief auf seine Zeitgenossen eingewirkt durch die Räuber. Von diesem Einflusse zeugt z. B. die phantastische Todtenfeier Schillers durch den dänisch-deutschen Dichter Jens Baggesen in Hellebeck, sechstehalb Meilen nördlich von Kopenhagen, als sich im Jahre 1791 die falsche Nachricht von Schillers Tode verbreitet hatte.*) Von der Ein- und Nachwirkung der Räuberperiode, einer wunderbaren Verquickung von Natur und Unnatur, wurde Deutschland eigentlich erst 1813 befreit, als Körners Einwirkung begann. Die Näherung zwischen Göthe und Schiller geschah 1790, obgleich Beide sich noch vielfältig gegenüber standen. Göthe hatte seine Sturm- und Drang-Periode völlig abgestreift durch die Italiänische Reise, daher waren ihm Schillers Räuber sehr zuwider und ihr großer Einfluß schien ihm bedenklich; Don Carlos sagte ihm auch noch nicht zu, daher mied er Schiller immer noch; erst seit 1794 war er untrennbar von ihm, und sein Tod 1805 erschütterte ihn aufs tiefste. In dieser Periode von Schillers Leben finden wir die Balladen, die Glocke, die ausgebildeteren Dramen, alle Werke folgten sich in wunderbarer Schnelle. Die Werke aller Perioden aber durchdringt, wie Göthe sagt, die

*) Vgl. Schillers Leben von G. Schwab S. 441.

Idee der Freiheit, nur jedesmal in einer andern Gestalt. Je später, desto mehr drang Schiller in sein eigenes Innere. Der letzten Periode gehören auch viele kleinere Gedichte über die Frauen an; so das: Ehret die Frauen! Das weibliche Ideal; die Macht des Weibes. Diese Gedichte verglich der Leser mit Götheschen derselben Periode. In dem Liede von der Glocke spiegelt sich Schillers ganzer Seelenadel, namentlich auch in der Ansicht von der Liebe in allen Lebensaltern. — 3) Prof. v. d. Hagen gab eine Erinnerung an Jean Paul, an seinem Todestage. Bei ihm zieht sich der Gedanke an den Tod durch das ganze Leben und durch alle Werke; aus Altgermanischem in Mythos und Epos vorgebildetem Grundzuge der Todesverachtung und Todesbesiegung durch unsterbliches Leben: was die Germanen vor Allen zum Christenthum bestimmte; sowie der Tod noch ihr höchstes Leben nicht trübt, und selbst in Schillers Lied an die Freude erscheint. Jean Pauls Sentimentalität und Humor, als Klage und Erhebung über das Vergängliche, beruht hierauf wie bei dem Verfasser der empfindsamen Reise und des Tristram Shandy. Eigenthümlich ist ihm die Ueberschwänglichkeit beider; die tiefe Gemüthlichkeit des kleinen armutseligen Lebens; die scheinbare Formlosigkeit der durchgängigen Prosa (namentlich seine Streckverse, die der Leser den indischen Sloken verglich); das Umsichgreifen in alle Wissenschaften; die kühnsten Ideenverbindungen. Diese Verwandtschaft mit orientalischer, namentlich persischer und indischer Darstellungsweise hebt am meisten Göthe hervor in einer Anmerkung im westöstlichen Diwan, überschrieben: Vergleichung. Göthe würdigt ihn in dieser Hinsicht vollkommen, obgleich ihm diese Erscheinung sehr fremdartig war, besonders eben wegen des durchgreifenden Todesgedankens. Umgekehrt hielt Jean Paul nicht so viel auf Göthe, wie auf Herder, der sein Ideal war (namentlich im Hesperus). Der Leser schilderte den großen Einfluß, welchen die einzelnen Werke Jean Pauls, namentlich in der Gestalt ihrer ersten Ausgaben, auf ihn selbst gehabt haben. Jean Paul ist der dritte Geistes-Zeitgenosse zu dem großen Zwillingsgestirn. Als den vierten des Kleeblattes nennt er Ludwig Tieck, den einzigen Dichter, der mit Schelling und Humboldt, bei uns, in seiner Vaterstadt, noch lebend die alte Heroenzeit darstellt. — Der vierte Vortrag, Erinnerung an M. Luther, vom Dir. Fürbringer, mußte wegen Mangels an Zeit auf eine andere Festlichkeit verschoben werden. Ein

frohes Mahl, durch kunstvollen Gesang verschönt, endete die Feierlichkeit, welcher Professor Maßmann folgendes Gedicht gewidmet hatte:

„Der zehnte November.

Es stehn zwei helle Zeichen
Am Sternenhimmel heut,
Zwei Helden sonder Gleichen
Uns der Kalender beut;
An gleichem Tag geboren,
Obschon nach manchem Jahr,
Zu gleichem Werk erkoren
Vom Geiste wunderbar.

Den ich zuerst hier küre,
Das soll das Mönchlein sein:
Die Theses an der Thüre
Die klangen noch Latein,
Da lag's wie eine Wolke
Noch auf dem Mutterwitz;
Doch als er sprach zum Volke,
Da traf's wie Donner und Blitz.

Und als er kühn bekennet
Vor Kaiser und vor Reich,
War flugs die Glut entbrennet
In allen Landen gleich;
Und als gedeutscht die Bibel
Und deutsch sie ausgelegt,
Hat er von Grund zum Giebel
Den Tempel rein gefegt.

Der Zweite, den der Zehnte
Im Windmond uns gebar,
Das war der Langersehnte
Am Vaterlandsaltar;

Der schlug mit gold'nem Hammer
An's Glockenherz der Zeit
Und hat aus tiefem Jammer
Den deutschen Geist befreit.

Unschönen ein Erschrecker
Durch Xenien blitzesschnell,
Der Wahrheit ein Erwecker,
Der Freiheit selbst ein Tell,
Wetzt' er dem Muth die Waffen
Für kühne Zukunftsmaht,
Dran Körner mitgeschaffen
Und mitgeblutet hat. —

Das sind die beiden Helden
Vom zehnten Windmondstag,
Von denen ewig melden
Bewundrung soll und mag:
Der Luther und der Schiller,
Retter aus Geistesnoth,
Des Volkes Sehnsuchtsstiller,
Ein Zwillingsmorgenroth.

Des Einen Glaub' und Liebe,
Sein Kampf- und Todesmuth,
Des Andren Schöpfertriebe
Und der Gedanken Glut —
Das sind die heil'gen Waffen
Des hehren Doppelhorts:
Soll ich in Eins sie raffen,
Es ist die Macht des Worts.

Das ist das Schwert, das scharfe,
Das durch die Seele bort;
Das ist die Aeolsharfe
Des Geistes: Zauberwort
Hochheil'ger Muttersprache,
Des Denkens Wurzelkraft,
Dich nie erschöpfte Brache
Für Kunst und Wißenschaft;

Dich Ruf zur Geisterfehde,
Dich milden Friedenshauch,
Dich Macht der reinen Rede,
Dich Recht der freien auch.
Dich, Wort, sie sollen laßen
Wohl unverkümmert stah'n
Und, wie zu Worms sie saßen,
Nie wieder an Dich gah'n."

Lütcke.

Verbesserungen.

Seite 41	Zeile 7	v. o.	lies	Diusburg statt Duisburg.
„ 52	„ 7	v. u.	„	uns das vorläufige Urvolk statt nur d. verl. Urv.
„ 56	„ 9	v. o.	„	Urbevölkerung statt Uebervölkerung.
„ 58	„ 10	v. u.	„	Hortarius statt Hortanus.

Druck von J. Petsch in Berlin.

Seite 4
" 5
" 5
" 1

H S
H'G' H'G.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410